



Herzog Georg III. von Liegnitz und Brieg.
† 1665.

Aus der Reihe der Herrscherbilder im Rathause zu Liegnitz.

A 122 I

BI-12

Mitteilungen

des



Geschichts- und Altertums-Vereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz



Im Auftrage
des Vorstandes herausgegeben von R. Bahn und A. Zumwinkel.

Zweites Heft, für 1906 bis 1908

mit zwei Plänen und zahlreichen Abbildungen.

BIBLIOTHEK
DER PROVINZIAL-VERWALTUNG VON
SCHLESSEN

Im Selbstverlag des Vereins, in Kommission der Kaufmännischen Buchhandlung
in Liegnitz. — Druck von der Buch- und Kunstdruckerei B. Krumbhaar.

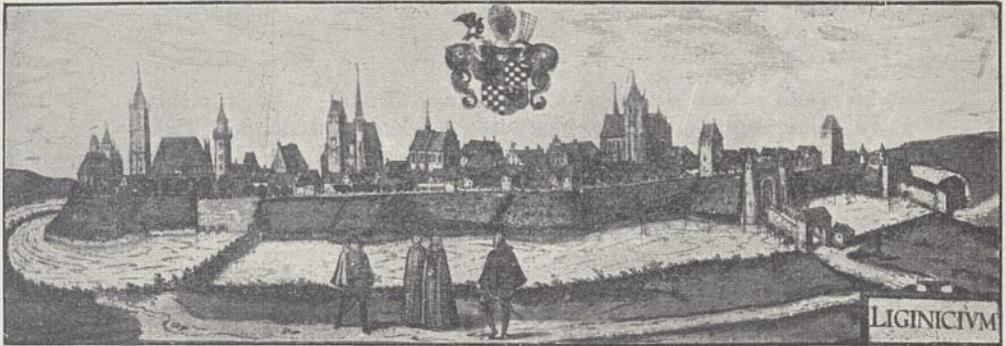
391

WYDZIAŁ KULTURY I SPOŁECZNOŚCI

B I B L I O T E K A
REGIONALNEJ DYREKCJI
PLANOWANIA PRZESTRZENNEGO
WE W R O C Ł A W I U

NR. 340 II 174 T. DZ.

ANSICHT DER STADT LIEGNITZ VOM ENDE DES 16. JAHRHUNDERTS.



Aus: Beschreibung und Kontrefaktur der vornehmsten Städte der Welt von Georg Braun, Koeln, 1572—1618.



Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

	Seite
1. Die Stadt Liegnitz im Mittelalter. Von Professor und Stadtarchivar Arnold Zumwinkel in Liegnitz. Mit einem von ihm gezeichneten Stadtplane	1
2. Geschichte der Königl. Ritterakademie zu Liegnitz. Von Professor Dr. Pfudel in Liegnitz	79
3. Heinrich von Wedell, der „Zwölfte“. Von Amtsgerichtsrat Richard Hahn daselbst	123
4. Die Kirchenbibliothek von St. Peter und Paul in Liegnitz. Von Pastor Dr. Ferdinand Bahlow daselbst	140
5. Die preußische Gesetzgebung zum Schutz des Stadt- und Landschaftsbildes und ihre Anwendung für Niederschlesien. Von Amtsgerichtsrat Richard Hahn daselbst	176

II. Kleinere Mitteilungen.

1. Altertumsfunde in und bei Goldberg von Pastor Reichert und Oberlehrer Otto Ahrens in Goldberg	184
2. Der Münzenfund von Jakobsdorf. Von Major a. D. Ludwig Schuch in Liegnitz	187

3. Die Tränen säule in Waldau. Von Amtsgerichtsrat Richard Hahn in Liegnitz	188
---	-----

III. Vereinsbericht.

1. Die Tätigkeit des Geschichts- und Altertums-Vereins in der Zeit vom 1. Januar 1906 bis zum 30. September 1908 und seine künftigen Aufgaben. Von Amtsgerichtsrat Richard Hahn	191
2. Mitglieder-Verzeichnis für 1906, 1907 und 1908 (bis Ende September)	205
3. Verzeichnis der Eingänge für 1906, 1907 und 1908 (bis Ende September)	207
4. Änderungen und Ergänzungen der Satzungen (vom 9. März 1908)	210





Goldberger Torturm und Mauerturm (Suseturm)
im Zuge der heutigen Synagogenstraße von der Ecke der Bäckerstraße
aus gesehen.

Nach einem Bilde von Th. Blätterbauer.

Die Stadt Liegnitz im Mittelalter.

Von Arnold Bumwinkel.

1. Geschichtliche Ortskunde.*)

Die Anlage der Stadt.

Die Blütezeit des alten deutschen Reiches unter den sächsischen, den salischen Kaisern und den ersten großen Hohenstaufen war schon verfllossen, als das städtische Leben im schlesischen Tieflande erwachte. Und doch schwebt über den Anfängen der Siedelungsarbeit des deutschen Bürgertums in Schlesien, besonders in Liegnitz, ein kaum zu lichtendes Dunkel. Da wir nicht mehr in der glücklichen Stimmung sind, fromme Legenden, Märchen polnischer Chronisten und gelehrte Klügeleien der Humanisten als interessante Wahrheiten hinzunehmen, sind wir im wesentlichen auf den anscheinend dürftigen Stoff angewiesen, den die Reste der Wohnstätten und die urkundlichen Aufzeichnungen bieten, die, für die älteren Zeiten (spärlid) und leider zu oft zweifelhaft, erst mit dem stärkeren Hereinströmen deutscher Bürger zahlreicher und sicherer werden und immer tiefere Einblicke in das bürgerliche und staatliche Leben gestatten.

Was wir unter Städten verstehen, war vor der Ansiedlung der Deutschen in Schlesien kaum vorhanden. Gewiß ist unser Stadtgebiet seit uralter Zeit besiedelt gewesen; das beweisen die Gräberfunde bei Neuhof, in der Karthause, auf dem Töpferberge und noch jüngst bei der Haynauer Vorstadt, die als erste Entwicklungsform dörfliche Ansiedlungen verschiedener Zeiten und Völker im Razbachtale und am Schwarzwasserbruch anzudeuten scheinen.

Ob dann eine Missionkapelle oder eine Pfarrkirche, ob Markt oder Burg den Ausgangspunkt einer größeren polnischen Ansiedlung Legnica zwischen Schwarzwasser und Razbach gebildet hat, ist mit Sicherheit nicht mehr festzustellen. Seit die Piasenburg gegründet war, wuchs freilich die Bevölkerung derart, daß vor dem Mongoleneinfall wahrscheinlich drei Pfarrkirchen bestanden, ohne daß jedoch diese verhältnismäßig bedeutende Zahl von Pfarreien, die auch für die weitere Umgebung berechnet war, uns berechtigt, diese polnische Ortschaft als Stadt zu bezeichnen. Eine Ansammlung von Blockhäusern und Hütten am Saume der Landstraßen, die beim Schlosse mündeten, an einem Marktplatze, dessen Lage wir nicht kennen, — das dürfte das Bild dieses ältesten Liegnitz

*) Vergleiche hierzu den Stadtplan hinter Seite 72.

sein. Unter den Einwohnern mögen sich schon Pioniere des deutschen Handels und Gewerbes befunden haben, die den Markt versorgten und den Hof bedienten, doch sind auch ihre Wohnstätten so unbedeutend gewesen, daß sie nach den Verheerungen des Mongolensturms den Wiederaufbau kaum zu lohnen schienen.

Denn wenn bei Lüben eine Altstadt, bei Tauer ein Alt-Tauer erhalten blieb, wenn in der märkischen Stadt Stendal noch heute der Name „das alte Dorf“ an einer Straße haftet, die ursprünglich von der Stadt getrennt war und erst später einverleibt wurde,¹⁾ so ist bei uns keine bestimmte Spur älterer Anlagen übrig geblieben, die im heutigen Stadtbilde als Rest einer ehemaligen Polenstadt Legnica zu deuten wäre.

Der gradlinige Verlauf der Straßen kennzeichnet in Liegnitz die planmäßige Anlage, welche den Gründungen der Deutschen im Osten eigen ist.²⁾ Die geringen Krümmungen im Zuge der Frauen- und Goldbergerstraße erklären sich vermutlich aus der ursprünglichen Lage der Kirchengrundstücke. Und die Marienstraße? Sie ist trotz ihrer winkligen, altertümlichen Bauweise eine spätere Gründung, denn sie hieß gegen Ende des 14. Jahrhunderts „Neue Anpflanzung“ und hat den Namen Neuländel bis ins vorige Jahrhundert behalten. Bleibt nur die Schloßstraße, die sicherlich alt ist; doch auch sie ist auf der westlichen Seite in die Gründung einbezogen worden, wie die Lage der Grundstücke auf den älteren Plänen beweist, und die Grundstücke der östlichen Seite gehörten zum Teil zur Liebfrauenkirche. Ob der Rest, der im Mittelalter Gerbergasse hieß, ein Rest der polnischen Ortschaft ist, muß dahingestellt bleiben.

Das hohe Alter der Stadt, von dem die Chronisten so gern sprechen,³⁾ ist mindestens nicht zu beweisen, und man wird diese liebgewordene Vorstellung um so eher aufgeben, als sie den Wert der deutschen Arbeit herabzusetzen geeignet ist.

Denn das ist der große Vorzug dieser späten deutschen Städtegründungen, daß aus den hochentwickelten Gemeinwesen des Reiches eine zweckentsprechende städtische Wirtschaft und ausreichende

1) Rietichel, Markt und Stadt. Leipzig 1897, S. 120.

2) Die beigegebene Skizze soll eine schematische Übersicht geben unter Anwendung der Namensformen und, soweit sie sich ermitteln ließen, der Grundrißformen des 15. Jahrhunderts. Es liegen ihr die Zeichnungen der Städtischen Plankammer zu Grunde, welche nach den urkundlichen Nachrichten, nach der Zeichnung von Saebisch in der Stadtbibliothek Breslau und den ältesten Abbildungen umgeformt wurden. Der Grundriß des Schlosses im Mittelalter bleibt zweifelhaft bis auf die runden Türme und den Palas. Das Vorhandensein des Turmstumpfes an der Lübener Straße hat mich zu der gewählten Darstellungsart veranlaßt; er scheint mir der Scheitelpunkt von Zwingermauern gewesen zu sein, denn er liegt außerhalb der eigentlichen Vorburg.

3) Sammler, Chronik von Liegnitz, S. 3 ff. Der erste Band, der vollständigste, ist vergriffen. Der zweite und die beiden folgenden Bände der Chronik, die Kräftert bearbeitete, sind vom Stadtarchiv zu dem ermäßigten Preise von 3 M. direkt zu beziehen.

bürgerliche Bildung durch die Einwanderer auf die neuen Siedlungen des Ostens übertragen werden konnte. So bleiben die Bürgerschaften Niederschlesiens inmitten einer minderwertigen slavischen Bevölkerung rein deutsch, veranlassen die spärliche slavische Einwohnererschaft, allmählich ihr Volkstum aufzugeben, und streben, zwischen Polen und Tschechen eingeklemt, sich ebenso vielseitig zu entwickeln, wie die alten Gemeinden des Mutterlandes.

Wenn die gesamte Besiedlung des Ostens ein Meisterstück deutscher Arbeit ist, so war besonders die Entwicklung der ostelbischen Städte so überraschend, daß wir die Städte des Westens um ihr hohes Altertum und ihre reiche Geschichte nicht zu beneiden haben. Auch Liegnitz bietet in den wenigen Jahrhunderten seiner mittelalterlichen Entwicklung ein vortrefflich abgerundetes, belebtes und farbenreiches Bild deutschen Bürgerlebens.

Leider wissen wir nicht genau, wann die Stadt von den Deutschen angelegt worden ist. Es gibt darüber keine geschichtliche Nachricht, keine Gründungsurkunde von Liegnitz. Aber die Zeit der Entstehung läßt sich wenigstens annähernd bestimmen. Denn die Ostmarkenstädte sind in der Regel im Auftrage des Landesherrn von einem Unternehmer angelegt worden. Dieser zog die Ansiedler heran und verteilte die abgesteckte Flur; dafür erhielt er die Erbvogtei und erhebliche Einnahmequellen seiner Gründung. Da nun Boleslaw II. im Jahre 1252 seinem Truchseß Radwan die Erbvogtei seiner Stadt Liegnitz mit mancherlei Einkünften übertrug, so dürfen wir dies Jahr als das Gründungsjahr der Stadt betrachten. Möglich, daß der Auftrag etwas früher erteilt war — sicher ist, daß kurz nach dem Tode des geistvollen Staufenkaisers Friedrichs II. die Stadt Liegnitz entstanden ist.¹⁾

Sie lehnte sich an die Südseite der Piaßenburg, die Boleslaw I. im Bruch erbaut hatte.

Ist der Schloßhügel eine natürliche Bodenerhebung gewesen? — Bis jetzt hat man bei den vielfachen Bauten der letzten Jahre noch keine natürliche Bodenschichtung über der Straßenhöhe gefunden; die Tatsache, daß der Stadtschreiber Bitschen 1451 einen Schwarzwasserarm unmittelbar unter dem Schloß annahm, die Funde in bedeutender Tiefe und geringer Entfernung vom Schloß legen den Schluß nahe, daß es als Wasserburg erbaut wurde. Die Höhe der Wälle und ihr Umfang dürfen nicht irre machen

¹⁾ Schirmmacher, Urkundenbuch der Stadt Liegnitz und ihres Reichbildes bis zum Jahre 1455. Liegnitz 1866, S. 4 Nr. 5. Trotz der Forschungen Stenzels u. a. hatte Sammler keine rechte Vorstellung von der Bedeutung dieser Urkunde; er stand auf dem Boden der älteren Chronisten, die zwischen den slavischen Ansiedlungen und den deutschen Gründungen keinen erheblichen Unterschied machten. Vgl. Sammler I 120. Anm. 2.

sie sind das Ergebnis der gewaltigen Befestigungsarbeiten der Reformationszeit.¹⁾

Der heutige Bau weicht stark von der ursprünglichen Anlage ab. Der Wirtschaftshof war die alte Vorburg; zu ihr führte die Schloßbrücke vom jetzigen Neuen Wege an der Kreuzung der Lübenerstraße, so daß der Angreifer, wie die Reste der Pechnase am Hedwigsturm zeigen, dieses alte Bollwerk südlich umgehen und dem Verteidiger die unbeschildete Seite bieten mußte. Wahrscheinlich führte ein zweiter Ausgang nach Norden zur Dominjel in der Nähe des jetzigen Fahrwegs nach der Pfaffenstraße.²⁾ Den Durchgang zur Hauptburg deckte ein Turm, der nicht weit vom heutigen Uhrturm gestanden zu haben scheint.³⁾ Die Hauptburg wurde überragt vom Petersturm, der eigentlichen Warte des Schlosses. Deckte auch dieser einen Zugang zur Burg? Der Ausdruck, den Bitschen von dem Tor am Hedwigsturm gebraucht: „Tor gegen die Stadt“ schließt streng genommen ein zweites derartiges Tor aus; ferner bestimmen die Stadtschreiber des Mittelalters wohl am Kohlmarkt, aber nie an der Schloßstraße die Lage der Häuser durch den Zusatz: „an der Brücke, wenn man auf das Schloß geht“, vielmehr sagen sie im letzteren Falle: „wenn man auf den Dom geht“. Erst 1527 findet sich jener Zusatz auch bei einem Eckhause der Schloßstraße, und wir erhalten damit eine Zeitangabe für die Umgestaltung des Schlosses im Sinne der Renaissance.⁴⁾

¹⁾ Zu den Bodenverhältnissen des Schlosses vergl. Pfeiffer: Der Hedwigsturm des Liegnitzer Schlosses. Mitteilungen I 128. Der Grobstand liegt 3 m unter der Lübener Straße. Auch die übrigen Ausführungen des Verfassers werden durch die Urkunden bestätigt. Zur Lage der Schloßbrücke vgl. Schöppb. 1429, 34: haws vnd hoff uff dem colmargkte . . . an der ecken bie der borgbrucken zuneste gelegin.

²⁾ Das schließe ich aus den engen Beziehungen des Fürstlichen Hauses zu dieser Kirche und besonders aus dem Umstande, daß in den Bestimmungen über den Verkehr beim Domtore nur die Bewohner der Dominjel und die Bürger, aber nicht das Hofgesinde erwähnt sind; für den Hof muß eine eigene Verbindung mit dem Dome bestanden haben.

³⁾ Die Bilder der Hedwigslegende (Schladenwerther Handschrift von 1353) dürfen nicht lediglich als Phantasiegebilde aufgefaßt werden. Entweder sind sie älteren Vorlagen nachgezeichnet oder rohe Skizzen, die der Schreiber Nikolaus von Preußen selber nach eigener Anschauung entworfen hat. Er wohnte bei Lüben. Die Stümpfe der Schloßtürme sind alt, sie erscheinen in der Hedwigslegende mit romanischem Abschluß.

⁴⁾ Stadtbuch IV (irrtümlich wegen des Formats als Schöppnbuch inventarisiert) F. 118b: Wolfgang Wideman tratt abe David dem goldtschmidt seyn haub vnd hoff vff der gerbergassen (Schloßstraße), als man vff das schloß gehet vff die lincke handt an dem schloßgraben an der ecke gelegen . . . Actum in vigilia Thome apostoli 1527. vgl. Wernicke, Zur Baugeschichte des Liegnitzer Pfaffen Schlosses. Museumszeitschrift V 80. Im Jahre 1527 wird Wendelin Kockopf nach Liegnitz berufen, vermutlich um an dem Neubau mitzuwirken. Wernickes Liegnitzer Studien sind äußerst beachtenswert, zumal er noch manches gesehen hat, was wegrestauriert worden ist.

übrigens entspricht diese Burganlage ganz der mittelalterlichen Befestigungsweise.

Der Palas umfaßte nur den westlichen Teil des heutigen Südsüdlügels über dem Neuen Wege; er war ein Stockwerk niedriger und mit Steildach bekrönt. Wo die ältere Kemenate — so dürfen wir wohl „das alte Haus St. Hedwigen“ nennen — gestanden hat, wissen wir nicht; sie war schon zur Zeit des Konstanzer Konzils sehr baufällig und ist gänzlich verschwunden. An der Nordumfassung der Burg lag die Schloßkirche zu St. Lorenz.

Ein neuer Bauabschnitt begann unter der Regierung des prachtliebenden Herzogs Ludwigs II, der mit Kaiser Siegmund eng befreundet war. Der deutsche Kaiser reiste während des Konzils, um in die englisch-französischen Streitigkeiten einzugreifen — heute sind bekanntlich die Rollen vertauscht — durch Frankreich nach England. Auf dieser Reise begleitete ihn Herzog Ludwig und schickte von St. Denis im Frühling 1416 einen französischen Steinmetzen, um den seit dem Vorjahre im Ausbau begriffenen Peters-turm mit französischem Sims auszustatten. Es folgte die Vollendung des Hedwigsturms, wahrscheinlich durch denselben Meister, dessen Wirksamkeit wir auch sonst vielleicht manches architektonische Schmuckstück verdanken.¹⁾ Die Erweiterungsarbeiten wurden unter Friedrich I. und seinem Sohne Friedrich II. fortgesetzt, bis unter diesem kunstsinnigen Fürsten eine tiefgreifende Umgestaltung des Schlosses begann.

Diese Feste beherrschte das Gelände, welches die Stadt Liegnitz aufnehmen sollte. Weit ausgedehnter als heute war damals das Bruch; zwischen der Anhöhe, auf der die Stadt liegt, und der flachen Bodenerhebung des Gutes Sophiental erstreckte sich eine Zunge sumpfigen Landes bis an die Neue Hagnauerstraße noch zur Reformationszeit. Ein Garten, der etwa an der Stelle der Kronenapotheke lag, war nach der amtlichen Eintragung des Stadtschreibers „gegenüber dem Bruch“ gelegen.²⁾ Im zweiten Viertel der Ritterstraße fand man erst in 5 m Tiefe natürlich geschichteten Boden und noch einige Meter tiefer „durch und durch

¹⁾ Schirm. S. 306 Nr. 488 u. 489; Pfeiffer a. a. O.; Bitschen, Zinsbuch. Vgl. den Abschnitt über die Peter-Paul-Kirche.

²⁾ Schöppenbuch 1526 S. 17: . . vnd hette sich vorwilliget, das solch kyndt solch geldt vff seynen itzigen garthen vff der rosengassen (zwischen Hagnauer Tor und Goldberger Tor) an der ecke kegen dem bruche vber tczwischen Peter Hubergk vnd Clement Francken gerthen gelegen . . , bekommen solde . . .

Bei einem Rohrbach'schen Neubau in der Friedrichstraße fand man in etwa 80 cm Tiefe torfartigen Grund, wohl die ehemalige Grasfläche des Bruches, darunter Lette.

schwarze Eichenstämme“;¹⁾ das Bruch muß mindestens bis zum Kohlmarkt gereicht haben und der Anstieg zum Ringe steiler gewesen sein als heutzutage. Besonders bemerkenswert ist, daß noch 1569, 1604 und 1608. das Goldberger Tor durch Überschwemmungen zerstört wurde und zu Thebesius Zeiten bisweilen „schier die ganze Stadt umb und umb in Wasser stund.“²⁾ Schon unsere Vorfahren müssen große Anstrengungen gemacht haben, die Stadt höher zu legen. Denn der Töpferberg war, wie Bitschen 1451 schreibt, ziemlich hoch und bergig gewesen, bis die Stadt einen Teil der Anhöhe erwarb, „um Erde abzufahren“;³⁾ und die großen Ausschachtungen an der Neuen Glogauerstraße und Bruchstraße bestätigen diese Bemerkung des Stadtschreibers. Betrachtet wir ferner die tiefe Einsenkung, die vom Dornbusch quer über die Siegeshöhe fast bis nach Weißenhof zieht und Jahrhunderte lang als Sandgrube diente, endlich die weiten Sandgruben hinter der Karthause, so können wir ermessen, welche Mühe unsere Altvordern aufwandten, um dem Sumpfe Boden abzugewinnen und wie erheblich die Höhenunterschiede gewesen sind.

Die Flüsse unserer norddeutschen Ebene, zumal die Gebirgsflüsse, die bei jeder Überschwemmung ihr Bett zu verändern streben, haben vor ihrer Regulierung ein Gewirr von Läusen und Altwässern gebildet.⁴⁾ Die Raabach hatte wenigstens zwei Arme, von denen der linke den Hang jener Anhöhe begleitet, der rechte im wesentlichen das heutige Raabachbett benutzt zu haben scheint. Die Ufer des Schwarzwassers zeigen noch jetzt viele Spuren ehemaliger Flußbetten; es ist schwer, sich eine Vorstellung von seinem Verlaufe zu machen, weil die Aufschüttungen das Bruch gänzlich umgestaltet haben. Der nördliche Arm, jetzt der einzige, erweiterte sich noch im 17. Jahrhundert seeartig auf dem ehemaligen Gänsebruch, das heute von der Glogauer Bahn durchschnitten und von dem stark aufgehöhten Nordpark bedeckt wird.⁵⁾

¹⁾ Beim Neubau der Weickert'schen Häuser Ritterstraße 10 und 11 nach einer Zeitungsnotiz und persönlicher Rücksprache mit dem Eigentümer. Man fand in 5 m Tiefe Reste eines älteren Fundaments.

²⁾ Thebesius, Liegnitzische Jahrbücher I, 36. 37.

³⁾ Bitschen, Geschobuch: qui fuit satis altus et montuosus.

⁴⁾ Auf den älteren Karten der städtischen Plantammer und der Gymnasialbibliothek zähle ich zwischen Prinkendorf und Altbekern 4 Raabacharme auf der rechten Seite und eine Teilung bei Pfaffendorf, und nicht weniger als 16 Reste alter Schwarzwasserarme zwischen der Glogauer Brücke und Pfaffendorf. Wie viel mögen es im Mittelalter gewesen sein!

⁵⁾ Schöppb. 1467 110.: Katherina Hegerynne . . . becante, das ir Paul Fischer ir hawß vnd hoff vor dem glogischen thore kein dem swarzen wassir obir czu nehiste der newen mole gelegin . . . bezcalit habe . . .

Bitschen verzeichnet 1451 den Hannus Jawor Heger mit Haus und Gärten hinter der Neumühle d. h. zwischen Werdermannstraße und Robertstraße. Gegenüber lag bis zur Anlage des Nordparks das Gänsebruch, das auf dem Plane von 1625 mit Wasser bedeckt erscheint. Dieser Teich muß nach obiger Eintragung schon im Mittelalter vorhanden gewesen sein.

Ein mittlerer Lauf kreuzte die Landstraße, jetzt Glogauerstraße, beim Gasthof zum Elefanten,¹⁾ und ein südlicher muß in älterer Zeit den Schloßwall berührt haben. Wie ist nun der Mühlgraben entstanden? Sollte man vielleicht die niedere Bodenanhebung der Niederstadt durchstoßen haben, um den linken Kaczbacharm mit dem südlichen Lauf des Schwarzwassers zu verbinden? Um das nötige Gefälle zu erhalten, scheint man einen oberen Arm der Kaczbach, der sich bei Prinkendorf abzweigte und am Heinzeßtege wieder einmündete, vom Hauptarm abgedämmt, mit jenem erwähnten verbunden und die Ufer erhöht zu haben. Der gewundene Lauf des Mühlgrabens und die Tatsache, daß er im Mittelalter nie anders als die „Kaczbach“ oder „die Bache“ hieß, lassen kaum eine andere Erklärung übrig.²⁾

Von jenem Kaczbacharm, vielleicht in seinem ehemaligen Bette, floß ein schmaler Mühlgraben die heutige Gartenstraße entlang am Breslauer Tor vorbei nach Norden, der Rote Graben genannt. Er muß sehr sumpfig gewesen sein. Denn als man im Jahre 1524 die Brücke erneuerte, die ihn etwa am Breslauer Platz überspannte, bemühte man sich vergeblich ihn „abzugießen“, um die Pfähle einzurammen. Schließlich bemerkte der Stadtschreiber verzweifelt in seinem Rechnungsbuch: „17 Mark 2 Groschen gegeben den Gießern vom Roten Graben, den man dennoch nicht hat können abgießen; ich glaube, der Teufel mit seiner Mutter quillt daraus.“³⁾

Unter dem Ries, der die Höhen bedeckt, liegen starke Schichten fetten Tonen, die in den Flußtälern zu Tage treten. Auf diesen undurchlässigen Schichten fließt das Grundwasser talwärts und tritt vielfach am Rande der Höhen in Quellen an die Oberfläche. Ein solcher Born sprudelte im Süden der Stadt, heute als Hedwigsquelle an der Dovestraße vorläufig überdeckt, um von einem gütigen Spender vielleicht einmal würdig gefaßt zu werden. Er hieß im Mittelalter Queckborn, und ein „ewiger“ Fußsteig

¹⁾ Der mittlere Arm ist noch auf den Karten des 18. und 19. Jahrhunderts als Flutgraben verzeichnet, sein Bett ist südlich der Werdermannstraße genau zu verfolgen, die er kreuzte, um sich bei Grünthal mit dem Nordarme zu vereinigen. Bezüglich des Südarms vgl. den Abschnitt über die Mühlen.

²⁾ Schöpp. 1465, 50. Mertin Grasche beante, das her vorkaufft hette seyn hawß vnd hoff an der Kaczbach bey dem Glogischen thore nebin des torwertirß (Torwärters) hawse vnd hofe zu neste gelegin. Die Kaczbaach am Glogauer Tore!

Diese eine Eintragung genügt, um den mittelalterlichen Sprachgebrauch zu kennzeichnen. Ich habe noch keine mittelalterliche Urkunde gefunden, in welcher das Wort Moelgraben unzweifelhaft von dem heutigen Mühlgraben gebraucht wird. Mühlgräben waren Abzweigungen dieses Wasserlaufs, der stets Kaczbach heißt. Zuweilen tritt der Ausdruck „die Bache“ an seine Stelle.

³⁾ Registrum distributorum 1524.

führte zu ihm hin, der unter den breiten Straßenzügen verschwunden ist.¹⁾ Noch bekannter ist eine zweite Quelle im Norden der Stadt geworden, die ebenfalls später den Namen Hedwigsbrunnen erhielt und zu Badekuren benutzt wurde. Sie ist eine von mehreren Quellen, die am Südschwanze des Töpferberges zu Tage traten, hieß im Mittelalter der Herzogenborn und gab dem benachbarten Gute — heute Grünthal — den Namen „Zum Herzogenborne.“²⁾

Der schwere Boden und die reiche Bewässerung müssen üppigen Waldwuchs erzeugt haben. Schmerzlich berührt es in einer fast entwaldeten Gegend, die alten Herzöge in ihren Urkunden von Wäldern, Heiden, Hagen reden zu hören, zu deren Abholzung sie die Erlaubnis geben. Dichter Buschwald bedeckte, als die Deutschen einwanderten, Höhen und Täler, und nur stellenweise hatte ihn die Art der slavischen Hörigen gelichtet.³⁾

Schloß und Markt lagen an einem wichtigen Kreuzungspunkt mehrerer Landstraßen. Von Norden her überschritt die Glogauer Landstraße die Arme des Schwarzwassers auf mehreren Brücken und setzte sich hier fort einerseits in der Jauerstraße, welche das Gebirge entlang, andererseits in der Goldberger Landstraße, die im Zuge der Abrechtstraße über die Bergziegelei und Dörnicht das Raxbachtal aufwärts ins Gebirge führte und noch jetzt an den tiefen Hohlwegen kenntlich ist.⁴⁾ Ein zweiter Straßenzug führte von der Mark Meißen zu dem alten Oderübergang Breslau, später die Hohe Straße genannt. Er scheint von Hagnau über Waldau, im Bogen das weit vorgeschobene Bruch umgehend, mit der Franziskanerstraße in die Neue Hagnauerstraße gemündet zu haben. Die östliche Fortsetzung bildete eine Landstraße, die vielleicht ursprünglich im Zuge der Grünstraße oberhalb der Nepomukbrücke die Raxbach überschritt und mit der Angerstraße in die Kleine Breslauer Landstraße auf Neumarkt einmündete.⁵⁾ In

1) Bitschen, Geschoßbuch: Alhir sol seyn eyne stegil vnd eyn ewig fussteyg czu dem qwegborne, der do ist gekaufft vnd gestiftet. Die Quelle liegt an der Ecke des Grundstücks Dovestraße 34.

2) Kraffert, Chronik III 111 ff. Die Quelle floß früher im Hofe, jetzt ist sie auf eine Wiese östlich des Gutes geleitet. Würde es sich nicht lohnen, die Wassermenge, die am Abhänge zum Schwarzwasser fließt, abzufangen?

3) Bruch und Hag waren bewaldet, denn 1) das Bruch galt als Teil der Heide; in der Verkaufsurkunde 1315 (Schirm. 31, Nr. 43) heißt es: partem merice nostre, que . . bruch dicitur; 2) mit dem Kauf des Hages ist das Recht der Abholzung verbunden (Schirm. 36 Nr. 52: damus . . licenciam . . succidendi). Kein herzoglicher Förster sollte die Bürger an Fällen hindern dürfen. Ein Gehöft an der Moritzstraße hieß czum Vinsternwalde.

4) Die Chaussees über Lindenbusch und die Halbe Meile sind neuere Straßen, die wahrscheinlich infolge der Entwicklung des Postverkehrs angelegt sind.

5) Diese Linienführung der älteren Breslauer Landstraße ergibt sich aus den Angaben des Thebesius über die Lage des älteren Breslauer Tores, die außerordentlich viel für sich haben, obwohl urkundlicher Nachweis fehlt.

der Zeit freilich, aus der wir sichere Nachrichten besitzen, war diese Straße nicht mehr im Gebrauch. Der Weg nach Breslau führte über die Neue Breslauerstraße zur Nepomukbrücke, die damals Lange Brücke¹⁾ hieß und früh gemauert worden ist; sie war durch den Breslauer Weg, die heutige Gerichtsstraße, mit der Kleinen Landstraße verbunden.²⁾

Als Mittelpunkt der Stadtanlage³⁾ wählte man die flache Kuppe jener Anhöhe zwischen beiden Tälern, auf deren Südseite schon das Kirchlein zu St. Peter mit Kirchhof und Pfarrhaus stand. Dort wurde der Ring so abgesteckt, daß er nach allen Seiten leicht entwässerte; eine äußerst regelmäßige Anlage, denn die Längsachse des Rechtecks betrug das Doppelte der Querachse, so daß der Platz den Raum zweier Häuserviertel einnahm. In der Verlängerung der Seiten und der Querachse strahlten die Straßen

1) Schöppnb. 1461. 11. 6. Wentzel Krebil becaute, das her vorkoufft hette Hannosen Heselern seynen garthen vor dem Breslawischen thore yenehalbin der steynbrocken keigen Weisgerbers forwercke obir gelegen, vnd seynen cleynen garten mitsamt der schewnen vor demselbin thore yenehalbin der Kaczbach an der steynbrocke zuneste gelegen Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1386, 14.: jensyt der langenbrucken. Bei den Flußregulierungsarbeiten hat man vor kurzer Zeit mehrere Pfähle oberhalb der Nepomukbrücke gefunden, die offenbar Reste einer älteren Brücke waren. Die eingehende Beschreibung des Flußmeisters läßt keinen Zweifel darüber, daß es ein Laufsteg zu landwirtschaftlichen Zwecken war, der bei der Hinterbleiche, aber nicht im Zuge der Grünstraße und Angerstraße über die Kaczbach führte.

2) Schöppb. 1414, 23. Maneth Pynkussynne . . vorkoufft . . Conrad Süsenern . . ir hows vnd garten vor dem Breslawisschin thore jenehalben der brucken czwisschin . . Conrad Süseneris . . garten vnd dem Breslawisschin wege gelegin etc.

3) Eine erschöpfende Darstellung der Entwicklung der Stadt im Mittelalter ist nicht beabsichtigt; eine Übersicht über die Ortlichkeiten und die gewerblichen, kirchlichen und kommunalen Bauten der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, soweit die Quellen sie gestatten, soll hier geboten werden. Wenn Thebesius die Bestimmung der Lage der Grundstücke auf dem ehemaligen Festungsgelände für unmöglich hielt, so kann ich ihm nach Durchsicht der Stadt- und Schöppnbücher nicht völlig zustimmen. Später bei Bearbeitung des privaten Grundbesitzes hoffe ich auch davon eine Skizze geben zu können. Die Grundlage der vorliegenden Darstellung bilden die Geschöpbücher, von denen das älteste, vermutlich aus 1372, leider Bruchstück ist; es folgt das erste vollständige aus 1414, das Geschöpbuch des Ambrosius Bitschen von 1451 und nach langer Zwischenzeit ein letztes aus 1528. (Aus Bitschens Geschöpbuch hat Sammler [Chronik I 425—440] einen Auszug gebracht, der ein sehr verworrenes Bild gibt, da der Verfasser den Stadtschreiber nicht verstanden hat.) Zu den Geschöpbüchern tritt die Reihe der 4 Stadtbücher und 68 Schöppnbücher, von denen die ältesten in der Kgl. Bibliothek Berlin sind. Sie enthalten für die Ortskunde das zuverlässigste Material. Eine große Anzahl von Urkunden, Handschriften und Akten der Archive von Breslau und Liegnitz konnte ebenfalls herangezogen werden, von denen ein beträchtlicher Teil bei Schirmacher, nicht immer korrekt, abgedruckt ist. Endlich enthalten Gottfried Schwebel, Liegnitzische Chronik (gewöhnlich als Petro-Paulinische Kirchengronik angeführt, hier mit Schw. bezeichnet), Thebesius, Liegnitzische Jahrbücher und Bahrendorff, Liegnitzische Merkwürdigkeiten recht gute Nachrichten. Die Späteren sind mit größter Vorsicht zu benutzen.

gradlinig aus, nur daß der südliche Straßenzug wegen der Kirchhöfe von St. Peter und Liebfrauen leichte Krümmungen erhielt. Die Richtung des Straßennetzes wich bedeutend von den Hauptrichtungen der Windrose ab, sodaß zur Zeit des höchsten täglichen Sonnenstandes die Straßen schattig blieben. Die Namen der Straßen zeigen die Orientierung vom Ringe aus. Nach Südwest ziehen die Goldbergische und die Hannauische Gasse zu den entsprechenden Stadttoren, nach Nordost die Frauengasse zur Liebfrauenkirche, die Burggasse zur Herzogsburg, während zwischen beiden die Bäcker- und die Mittulgasse als Fortsetzungen der Quergasse des Ringes, der heutigen Zimmerstraße, erscheinen. Diese letztere sowie die Gäßchen, welche die Hauptstraßen durchqueren, haben in den Urkunden und Verzeichnissen des Mittelalters keine Namen; wenn sie im Volksmunde Namen geführt haben, so können es nicht die heutigen gewesen sein. Noch im Jahre 1528 scheint das Nordende der Rosenstraße namenlos gewesen zu sein, denn der Stadtschreiber bezeichnet das Erich Schneidersche Eckgrundstück mit den Worten „auf der Hannischen Gasse zur Linken an der Ecke, wenn man auf den Steinmarkt geht“. ¹⁾

Es ist auffallend, daß man vom Ringe keine unmittelbare Verbindung mit der Tauergasse herstellte; man zog es vor, diese in das Goldbergische Tor einmünden zu lassen, und baute die Häuserviertel so nahe an den Peterskirchhof, daß nur schmale Gäßchen frei blieben als Eingänge zum Pfarrhof. Diesen verband mit der Liebfrauenkirche eine Gasse, die anfangs nach dem Schlachthofe, an dem sie vorbeiführte, benannt wurde und erst spät in der oberen Hälfte den Namen Petersgasse erhielt, während die untere Hälfte nach der Stadtmauer, an der sie sich entlang zog, „unter der Mauer“ hieß. ²⁾ Dagegen führten vom Ringe nach Norden zwei breitere Gassen. Zum Haupttor des Schlosses gelangte man auf einer Straße, die schon früh Rittergasse hieß, ³⁾ weil dort die Herren des Hofes gern Wohnung nahmen. Zum Johanniskloster führte eine zweite Straße, die erst später unter dem Namen Johannissgasse erscheint. ⁴⁾

¹⁾ Stadtbuch IV S. 125.

²⁾ Die Petersgasse finde ich im 14. Jahrhundert noch nicht mit Namen erwähnt: Schöppb. Rgl. Bibl. Berl. 1385, 5: yn der gassen by dem Kotilhowe hindir sante Peterschule gelegen. Der Kuttelhof lag auf der Stelle der heutigen Stadtmühle. Geschöb. 1414: plathea sancti Petri; Schirm. 370 Nr. 605: sante Petirs gasse. Die Fortsetzung nach Liebfrauen hin: Schöppb. 1386, 5: by der stadtmouuer an der Kaczbach (Mühlgraben); Bitschen, Geschöb. buch: sub muro.

³⁾ Sammt I, 428 Platea militaria (Soldatenstraße etc.). Es heißt bei Bitschen: platea militum; miles bedeutet im Mittelalter nicht Soldat, sondern Ritter.

⁴⁾ Die Johannissgasse hatte im 14. Jahrhundert, wie es scheint, noch keinen amtlichen Namen. Die Schöppen behelfen sich mit dem Ausdruck: yn der gassen, alz man czu sante Johanniskirche geet. Schöppb. Berl. 1384, 20. Das Geschöb. buch 1414 nennt sie ebenfalls nicht. Bitschen 1451: Platea sancti Johannis; Schöppenbrief 1482 Arch. Liegn.: sand Johannis gasse.

Verwickelter sind die Verhältnisse der Niederstadt. Schon die gewundene Linie der Schloßstraße beweist, daß sie vor der Aussetzung der Stadt vorhanden war. Eine alte Überlieferung läßt das Breslauer Tor in ältester Zeit in der Verlängerung jener älteren Breslauer Landstraße zwischen Liebfrauenkirchhof und Bischofshof stehen. In der Tat wird der Zug der Straßenlinien durch diese Annahme sehr einleuchtend; ein Brückenrest am früheren Stadtgraben, den Thebesius noch gesehen hat und der unter der heutigen Bischofsstraße gelegen haben muß, stützt diese Überlieferung, die in der Legende vom Auszuge Heinrichs des Frommen ihre volkstümliche Bestätigung findet. Es kommt ferner hinzu, daß der Liebfrauenpfarrhof ursprünglich an der Stelle des Hauptsteueramtes lag; es ist immerhin wahrscheinlicher, daß Kirche und Pfarrhof auf derselben Seite der Straße lagen als daß man sie ohne Zwang getrennt hätte; endlich ist die Lage des Bischofshofes an der Hauptstraße den ursprünglichen Verhältnissen angemessener. Die Urkunden enthalten nichts über den Verlauf der Breslauer Straße, weil es keine „Breslische Gasse“ gab. Die Grundstücke an der Breslauerstraße rechnete man zur Frauenstraße mit dem Zusatz „gegenüber der Liebfrauenkirche“. Die Verlegung des Tores und der Straße mußte spätestens im 14. Jahrhundert stattgefunden haben.¹⁾

Die Schloßstraße bildete eine einheitlich benannte Gasse. Der nördliche Teil vom Schloßgraben bis zu dem Durchgang, der über den Mühlgraben zur Marienstraße führt, hieß Gerbergasse; der mittlere Abschnitt bis zum Mühlgraben wurde als „Winkel gegen die Gerbergasse“ bezeichnet, und den südlichen Teil bis zum Hauptsteueramt rechnete man zur Frauenstraße. Da ein Teil der Grundstücke ursprünglich der Liebfrauenkirche gehörte, können etwaige Reste vordeutscher Besitzungen nur sehr unbedeutend gewesen sein.

Die Stadt soll ursprünglich einen viel geringeren Umfang gehabt haben als in der Zeit, von der die Urkunden ein deutliches Bild geben. In der Tat scheint Herzog Boleslaw bei der Gründung schon eine Erweiterung ins Auge gefaßt zu haben.²⁾ Diese Ausdehnung muß sehr früh erfolgt sein, denn Witschen gebraucht die Wendung: „Es verlautet aus der Unterweisung der Alten“ — er hat also keine bestimmten Nachrichten zur Hand. Freilich war ja das ganze Archiv ein Opfer des Stadtbrandes von 1338 geworden. Die Viertel jenseits der Rosenstraße und

¹⁾ Thebesius (II, 57) verlegt die Änderung in das Jahr 1532. Aber Witschen zählt schon 1451 die Bauten in folgender Reihe auf: 1) von Norden: ecclesia sancte crucis cum cenobio, domus janitoris, dos curie ecclesie par. s. Marie; 2) von Süden: vnser herren bisschofs hof, nederschule, czu vnser libin frawen, das Breslissche thor. Also lag das Tor nördlich von Liebfrauen, nicht südlich. Vgl. Theb. I, 12.

²⁾ Schirm. 4 Nr. 5: si predicta ciuitas Legnicz amplior facta fuerit.

des Stein- und Kohlmarktes sollen im Westen, die Marienstraße im Osten hinzugefügt sein.¹⁾ Dadurch entstand ein für mittelalterliche Verhältnisse breiter, schöner Straßenzug, dessen westlicher Abschnitt anfangs Nonnengasse hieß, während der östliche, dem Holzkohlenhandel freigegeben, Kohlmarkt genannt wurde. Die Verlängerung der Quergasse, die heute Spoorstraße heißt, erhielt von dem Stockhause, dem jetzigen Polizeigefängnis, den Namen Stockgasse, eine etwas anrühige Gegend.

Die Marienstraße hieß, wie erwähnt, ursprünglich Neuländel;²⁾ wir finden dort im Mittelalter Gäßchen und als Bewohner auch Herren des Hofes und der Domgeistlichkeit. Sie stand durch zwei Gäßchen mit der Schloßstraße in Verbindung; das nördliche ist jener Durchgang über den Mühlgraben,³⁾ das südliche lag an der Stelle des Eingangs zum Hauptsteueramt, wurde später beseitigt, ist aber hinter diesem Gebäude noch sehr wohl zu erkennen.⁴⁾ Die letzte Erweiterung erfuhr die Stadt, als sie die Judengasse einverleibte. Als Schützlinge des Landesherrn, dem sie Zins zahlten, wohnten die Juden sehr früh in einer Ansiedlung, die sich von der ehemaligen Schloßbrücke den Neuen Weg entlang über den Schloßplatz bis tief in den Schloßgarten hinein erstreckte und geradezu als Judenstadt bezeichnet wurde.⁵⁾ Diese Vorstadt muß zu irgend einer Zeit bedeutend eingeengt worden sein. Hat Herzog Wenzel I. den Raum für die

1) Bitschen, Geschoßbuch; vgl. Iheb. I, 11.

2) Bruchstück des ältesten Geschoßbuches: noua plantacio. Geschoßbuch 1414: Newlende. Stadtplan 1826: Das Neulaendel. Das Vorwert czum Newlende (Stadtbuch I 15. a.), welches 1378 zum Erbe der Volkewicz gehörte, dürfte gleichbedeutend sein mit dem nuwelende, daz genant ist czum Kaldenwassir (Schirm. S. 155 Nr. 227).

Übrigens wird auch ein newlende an der Jauergasse erwähnt Schöppb. 1388, 36. b.

3) Auf dem Stadtplan des Adreßbuches ist diese Gasse als Durchgang verzeichnet; sie bietet auf dem Steg über den Mühlgraben einen eigentümlichen Einblick in das ältere gewerbliche Liegnitz. Der Schlachthof stößt links an den Steg, weiterhin sieht man, wo Gerber und Tuchmacher ihr Gewerbe ausgeübt haben.

4) Das Gäßchen ist längst verschwunden, und doch war es unzweifelhaft vorhanden. Bitschen (1451, Geschoßbuch) zählt am unteren Ende der Schloßstraße auf: 1) Brasiatorium infirmorum ad St. Nicolaum — Hannus Kemmer — Hannus Meißener — Hannus Jon koppirsmed; 2) Vicus mit domiculae in eo contentae, die er beim Newlende erwähnt zu haben angibt, 3) Brasiatorium monachorum ad sanctam Crucem. Also das Brauhaus, heute Hauptsteueramt, war durch ein Gäßchen von den Nachbarhäusern getrennt. Das wird bestätigt durch folgende Eintragung in das Schöppenbuch 1468, 2: Dy Ratmanne . . becanten, das . . Nickel Jone, der coppersmed . . hette offgegeben Petir Jone . . seyn hawß vnd hoff an der ecke kegin dem malczhawbe der monche czum heiligen Creuce obir gelegin.

5) Schirm. 38 Nr. 57: in ciuitate Judeorum . . super aquam nigram. Schöppb., Kgl. Bibl. Berl. 1385, 18. b: syn hows vnd syn erbe yn der iudenstat gelegen. 1388, 22: vor dem glogawisschen thore yn der iudenstat.

Domfreiheit seiner Judenstadt entzogen, als er 1348 „auf dem Grundstück der Vorstadt vor der Burg“ das Kollegiatstift zum Heiligen Grabe begründete und der Grabeskirche „das ganze Grundstück der genannten Vorstadt“ schenkte? Wenige Jahre vorher hatte derselbe Fürst den Liegnitzer Bürgern gestattet, die Steine vom Judenfriedhof zum Mauerbau zu verwenden.¹⁾ Möglich, daß der Herzog für seine Lieblingsgründung den Raum, den der Friedhof einnahm, nicht entbehren zu können glaubte. Für den verlorenen Friedhof erhielt die Gemeinde auf dem Töpferberge nördlich der heutigen Bruchstraße in der Nähe der Glogauer Bahn einen neuen Begräbnisplatz.²⁾

Der Rest der Judenstadt wurde, als das Glogauer Tor vorgeschoben wurde, in die Stadtbefestigung einbezogen, blieb aber ein herzogliches Burglehn, das nun etwa noch bis zur heutigen Auffahrt zum Schlosse reichte, wo das Domtor die Domfreiheit abschloß.³⁾ Am Neuen Wege stand unter dem Schutze des Palas die Synagoge und der Schulhof für die zusammenschmelzende Gemeinde. Freilich wäre es verfehlt, hier ein Ghetto anzunehmen, das sich streng von der Christenstadt abgeschlossen hätte; ebenso wie in Breslau besaßen die Juden zu erblichem Eigentum Grundstücke in verschiedenen Straßen,⁴⁾ während anderseits Herzog

¹⁾ Schirm. S. 102. Nr. 138.

Markgraf, Die Straßen Breslaus S. 97. Dort hat König Johann von Böhmen die gleiche Maßregel über die Judengemeinde verhängt.

²⁾ Schirm. 401 Nr. 662. Noch jetzt findet man auf dem Gärtnergrundstück Bruchstraße 2a Gebeine, die nach jener Ortsbestimmung dem älteren jüdischen Begräbnisplatz angehören müssen.

³⁾ Samnter hat I, 429 die Lage der Judengasse unrichtig bestimmt. Sie reichte südlich mindestens bis zur Lazarettstraße, denn dort lagen die Kartäusergrundstücke, welche einst den Juden gehört hatten und um einige Burggassengrundstücke vergrößert wurden. (Vgl. Bitschen, Geschoßbuch.) Andererseits konnte sie nicht bis zur ehemaligen Schloßwiese reichen, weil dort die Domfreiheit lag. Area heißt Baustelle. Stenczlaw mewezer ist der Maurer Stenzlaw, ebenso meister Jacob mewezer der Maurermeister Jakob. Es sind nur noch Mossche und Mosschil vorhanden im Jahre 1451, beide vielleicht identisch.

⁴⁾ Im ältesten Geschoßbuch sind mindestens 7 jüdische Hausbesitzer auf der Burggasse verzeichnet, 1 auf der Gerbergasse, der Kohlmarkt fehlt dort. Aus der Zeit des Lehnsstreits greife ich folgende Eintragungen heraus, die zugleich die angebliche Verfolgung widerlegen: Schöppb. 1453, 105: Lasar jude bekante, das her vorkauft hette Mossche . . seyn haws vnd hoff offim kolmargkte. Schöppb. 1454, 71: Mosche jude vom Jawr trat abe sein hawß vnd hoff off dem kolmargkte Nickiln Reycheln. Schöppb. 1457, 57: Hannus Meißener bekante, daß her vorkauft hette Moysche juden sien haws of deme burggraben keigen der koppirmede obir gelegen (Ecke des Kohlmarktes.) Schöppb. 1460, 71 b: Dy ratmanne der stat Legnicz becanten, das sy vorkauft hetten Ysaac juden . . dy hofestat in der juden gassen, dy her gebawet hat, bey des alden Moschen hawse gelegen. Schöppb. 1466, 37 b: Jorge Katcz becante, das her vorkauft hette Abraham juden . . seyn hawß vnd hoff off dem kolmargkte bey Salmon hawse vnd hofe zu neste gelegin. Samnter hat sich leider nicht bemüht, die Schöppenbücher für seine Chronik nutzbar zu machen, er würde sonst manches anders dargestellt haben.

Ludwig II. seinen Rittern Häuser in der Judengasse überließ. Als endlich auch die Kartäuser ausgedehntere Grundstücke von ihrem herzoglichen Gönner zum Geschenk erhielten, blieb den Israeliten nicht allzuviel mehr übrig. Ein letztes Mißgeschick traf die Gemeinde, als seine Witwe, die Herzogin Elisabeth, im Jahre 1447 dem Räte die Judengasse mit sämtlichen Burglehen abtrat. So erklärt es sich, daß im Jahre 1451 höchstens zwei jüdische Hausbesitzer übrig waren. Es soll dann zwei Jahre später eine Verfolgung stattgefunden haben. Schon Thebesius hat diese Nachricht bestritten,¹⁾ und mit Recht; denn eben in jener kritischen Zeit und kurz darauf erwarben Israeliten Grundbesitz in der Judengasse und auf dem angrenzenden Kohlmarkt, wie die Schöppenbücher beweisen. Die Judengasse behielt, obwohl meist von Bürgern bewohnt, ihren Namen, bis sie von den Baumeistern Herzog Friedrichs II. beseitigt wurde, um dem breiten Schloßgraben Platz zu machen. — Die Erwerbung der Judengasse hatte für die Stadt den großen Vorteil, daß alle Gassen innerhalb der Tore nun dem Räte und den Stadtschöppen unterstanden.

Gewerbliche Betriebe und Bauten.

Als Boleslaw II. seine Stadt Liegnitz zu deutschem Rechte aussetzte, gab er den Bürgern dieselben persönlichen Rechte und Freiheiten, unter deren Schutze deutsche Ackerbürger, Kaufleute und Handwerker im Reiche arbeiteten.

Zunächst stattete er das neue Gemeinwesen mit jenen 100 Hufen Landes aus, die den Bürgern als Ackerflur dienen sollten, von Bitschen als Dornbusch bezeichnet. „Zu wissen“, schreibt er im Geschoßbuch 1451, „daß der Dornbusch von alters genannt ist die Hundert Hufen; und er soll auch haben 100 Hufen. Alle dieselben sind und sollen sein diensthaft, so daß alle und jegliche, die solche Hufen und Erbe besitzen, sie wohnen in oder außerhalb der Stadt, mit ihr zahlen, zinsen, leiden und alle Bürden tragen sollen“. Einzelne Besitzer der Hundert Hufen bauten Vorwerke an der Landstraße nach Jauer, die nur bis zur heutigen Dornbuschschule die Jauergasse hieß; jenseits begannen die Güter des Dornbusches. Andere hatten in größerer Nähe der Stadt, zwischen der Jauergasse und der Goldberger Landstraße — heute Neue Goldbergerstraße — Scheunen errichtet. Dort, vielleicht an der heutigen Wallstraße, reichten sich die Scheuern und Wirtschaftsgehöfte der Patrizier, der von der Hende, Tammendorf, Poppelau, Heselers,

¹⁾ Theb. I, 34. Er irrt freilich, wenn er meint, man hätte seit 1447 die Juden in Liegnitz niemals geduldet. Die Schöppenbücher beweisen das Gegenteil. Sammtler I, 407 ff. hat ihm das nachgeschrieben, nur bezieht er diese falsche Behauptung auf den angeblichen Brand von 1453.

Rote, die den Landbau nach guter alter Sitte weiterpfl egten und selbst in ihren Häusern am Ringe noch Vieh hielten.¹⁾

Die Grenzen der Hundert Hufen umsäumten die ältesten Viehweiden. „Darauf zu wissen“, erklärt uns Bitschen, „daß zu Zeiten die Viehwege vor den Toren, dem Haynauischen und Goldbergischen, gar breit und weit gewesen sind und gelegen haben, also daß man der Stadt Vieh daselbst hat gefüttert und geweidet. Nachmals aber, als die Stadt die Häge und noch andere neue Viehweiden gekauft hat von der Herrschaft, da ist man dieser nimmer so benötigt gewesen wie vormals, und darum so haben die Alten von denselben Wegen oder Viehweiden ausgezekt zu Vorwerken viel Bodens und nur davon behalten, soviel zu gemeiner Straßen nötig ist“. Nur einer dieser Viehwege blieb übrig, behielt seinen Namen (Ziebig), wurde später als Sandgrube ausgenutzt und schließlich in die schöne Siegesallee verwandelt. Im übrigen dürfte die Austeilung der Viehwege der Ursprung der Goldberger und Haynauer Vorstadt gewesen sein.

Schon 1281 hatte die Gemeinde der Bürger — es gab noch keinen Rat — eine ausgedehnte Viehweide in der Richtung auf Rüstern und Pfaffendorf von Herzog Heinrich V. gekauft, die der Rat später durch Ankäufe vergrößerte. Wichtiger noch war die Erwerbung des Glogauer und Breslauer Hages, die der Rat 1316 von Boleslaw III. kaufte und für die er ebenso wie für jene Viehwege im Jahre 1318 das Recht der Behauung erhielt. Seitdem konnte neben der Schloßvorstadt eine Glogauer und an der Landstraße im Osten eine Breslauer Vorstadt entstehen, die unter Stadtrecht standen. Nachdem die Häge abgeholt waren, gaben sie vorzügliche Weide; auf Viehwegen oder Ruhgassen trottete das Rindvieh, wenn es sich an den Toren aus den Gassen gesammelt hatte, dem Hage zu.²⁾ Eine lange Ruhgasse führte vom Glogauer Tore im Zuge der Bahnhofstraße auf den Breslauer Hag, und noch im vorigen Jahrhundert trug die Karthausstraße diesen ländlichen Namen. Eine Fortsetzung dieses Viehweges verband die Lange Brücke über den Schützenanger hinweg mit dem Hinterhag. Dort setzte der Rat wieder angrenzendes Land zu Vorwerken aus. Seit eine Familie Jenisch zur Reformationszeit eins dieser Güter erwarb, nannte man den Viehweg das Jenischgässel, woraus die amtlicher lautende Jänschenstraße geworden

¹⁾ Schöppb. Berl. 1385 27. Petir Tammendorff übergibt ein Haus am Ringe mit hulcze, das andirhalbir marke wert were vnd mit czweyen swynen vnd mit hew.

²⁾ Schöppb. 1426, 66 b: vor dem glogowisschin thore in der kugassen. Bitschen Geschoßbuch: platea dicta kugasse, sicud pecora solent intrare gayum. Vgl. den Plan von 1826: Die Ruhgasse.

ist.¹⁾ Von der Langen Brücke nach Norden lag das Vorwerk der Familie Spörer, zu dem die Spörergasse, der heutige Steinweg, führte; auch hier lagen Häuser und Gärten, die jedoch nicht unter Stadtrecht standen.²⁾

Die Tore waren außerhalb des Stadtgrabens durch Wege verbunden, an denen so manches Lehmhäuschen und Gärtchen stand. Allerlei kleines Volk wohnte dort, das von der Hand in den Mund lebte. Wie mag das in diesen Vorstadtgärten gegrünt und geblüht haben! Rosengasse hieß der Weg, der etwa in der Richtung der Wallstraße das Haynauer Tor mit dem Goldberger verband und sicherlich anders duftete als die Rosenstraße.³⁾ Auch im Zuge der Baumgartstraße und Gartenstraße etwa führten Wege zum Breslauer Tor und zum Hag, an denen wohlhabende Bürger ihre Gärten mit ihren Sommerhäuschen hatten. Vom Haynauer Tor nach Norden, das Bruch entlang, gelangte man ungefähr in der Linie der Hedwigstraße und Morizstraße durch ein Dörfchen, Henningsdorf genannt, auf der Henningsgasse zur Glogauer Landstraße. Die Stadt kaufte das Dorf 1386 von Herzog Ruprecht, um es wenige Jahrzehnte später den Befestigungen zu opfern.⁴⁾ Die Fortsetzung der Henningsgasse — es ist das

¹⁾ Schöppb. 1480, 7: Nidil Jost verkauft den Ältesten der Rotgerber einen Zins auf seinem Garten vor dem Breslowischen thore zu nehste dem fywege vnd der Andreyne forwerge gelegen. (1463 Andreas Slawp, jenehalben der steynen brocken).

Schöppenb. 1520 35 b. Dye ersamen Rathmanne becanten, das en Caspar Doemel sandt Stentzels forwerck vor dem Breßlichen thore tezwischen den Carthewsern vnd Jenisch forwerck gelegen . . beczalett . . hette etc.

Stadtbuch IV 83 b. Die Jost'schen Erben treten ab dem Bartel Jenisch, seiner Mutter und seinen Geschwistern ir forwerck vor dem Breslichen thore vff dem schuetezen anger. 1522.

Wittiber, Denkwürdigkeiten S. 379: Anno 1722 am 5. Pfingst-Sonnabend brandte das Jenische Gäßel ab. (Arch. Liegn.)

²⁾ Schöppb. Liegn. 1417. 3: uff dem vorwerke in der spoerergassen vor der stat Legnicz gelegen. Später hieß sie Speergasse, jetzt Steinweg. Sie stand nicht unter städtischer Gerichtsbarkeit, kommt deshalb selten in den städtischen Urkunden vor. Das Vorwerk gehörte anfangs der Familie Spörer, ging dann auf Nikolaus Viaw über, von dessen Erben es Herzog Ludwig II. kaufte.

³⁾ Bitschen verzeichnet in seinem Geschoßbuch folgende Ortschaften der Reihe nach: ante valuum Haynouiensem — platea rosarum — aliud latus platee rosarum — aliud latus ante valuum Haynouiensem. Der Grundstücksverkauf ist in dieser Gasse sehr lebhaft gewesen, ich finde allein in den Schöppenbüchern 137 Eintragungen aus der Rosengasse.

⁴⁾ Gehörten die antique locaciones retro fratres minores (Schirm. 25 Nr. 34) zu diesem Dorfe? Es bedeckte offenbar denselben Raum, der 1313 dem Claviger Hermann verkauft wurde. Nun tritt seit 1317 als notarius curie ein Johannes Clavigeri auf. Da Henning Roseform von Johannes ist, so liegt der Schluß nahe, daß die Gründung auf ihn zurückgeht und daß es sich an jene Locationen angeschlossen. Das Dorf wird öfter genannt. Schöppb. Rgl. Bibl. Berl. 1385, 25: Hannus, schultheis von Hennyngisdorff. Ankauf durch die Stadt Schirm. 215. Nr. 333. Henningsgasse Stadtb. II, 147 b (1464.)

Nordende der Moritzstraße — hieß, wie das Gehöft, zu dem sie führte, Finsterwalde.¹⁾ Am Abhang des Töpferberges lagen die beiden großen Vorwerke Storketil,²⁾ jetzt Schwarzvorwerk, und das Gut zum Herzogenborn, das heutige Grünthal, die beide in Bitschens Besitz übergingen. Dieselben Familien erscheinen unter den Kaufherren und Handwerkern der Stadt und unter den Besitzern der Gärten und Vorwerke.

Wie alt die Liegnitzer Kräuterei ist? Unsere Vorfahren im Mittelalter liebten die Gemüse fast mehr als wir; sie werden den Wert des unerschöpflichen Bodens bald erkannt und der wachsenden Zahl der Einwohner entsprechend den Gemüsebau in größerem Maßstabe betrieben haben. Der nördliche Teil des Großen Ringes hieß Krautmarkt,³⁾ die Zwiebel wird 1317 neben dem Getreide und Obst unter den Feldfrüchten aufgeführt, „die auf Wagen zum Markt gebracht werden.“⁴⁾ Im Jahre 1328 wird der Handel mit Erbsen, Mohn und Färberrote erwähnt,⁵⁾ und noch Thebesius rühmt den emsigen Anbau der Rote in der Umgebung der Stadt, „welche nur zu Breslau und hier gebauet wird.“ Erst die moderne Farbenindustrie hat diese Kulturen vernichtet.

Die schnelle Entwicklung des Ackerbaus und der Viehzucht, an der die Liegnitzer Bürgerschaft wesentlich beteiligt war, die

1) Sammtler schreibt I 434: Dorf Finsterwalde 9 Häuser. Aber vicus heißt bei Bitschen Quergasse, und die 9 Häuser lagen nicht allein an dieser Gasse, sondern von der Moritzstraße bis zum Schwarzwasser an der rechten Seite der Glogauer Straße. Die Gasse hatte ihren Namen von dem noch jetzt bestehenden Gehöft am Ende der Moritzstraße. Schöppb. 1417, 7. b: an dem howse vnd hofe vnd garten vnd tyche, das sy czum Vinsternwalde heysen.

2) Es gab ein Vorwerk und eine Familie Storketil. Schirm. 401 Nr. 662: Urkunde des Staatsarch. Bresl.; Liegn. Bened. Nr. 171: uff unserm vorwerke dem Storkittel (1486 Remin.)

Bitschen Geschöft.: *alodium storketil et aliud circa fontem ducis . . fuerunt bona feudalia . . Nunc autem tempore Ambr. Bitschen, heredis et possessoris eorundem, de jure feudali sunt extracta.*

Schöppb. 1426, 23. b: *item uff deme forwerke bey des herczogen borne czwu marg geldis.*

Schirm. 406, Nr. 676.

3) Schöppb. Berl. 1386, 17b, Her Petir Kobir der crewcziger hat uff gegeben Franczke Pomsyn syne ledirbank, di do ist di dritte bank alz man von dem crowsmarkte geet vndir die schubanke an der lynken syten gelegen, di syner muter gewest ist ettiswenne. —

4) Schirm. 38, Nr. 55; Schl. Reg. 3696. Beide übersetzen quinquaginta verfehentlich mit 500, letztere paruis institis mit Reichstramen. Die Urkunde ist im Alten Privilegienbuche Arch. Liegn. Nr. 1 besser, wenn auch nicht fehlerfrei überliefert; dieses bringt z. B. *renouatoribus (renouatoris), fermentis (fermentis vgl. Verzeichnis: Sauerteig), inciditur (venditur), denarios (denaricas), funibus (funis), quinquaginta marcis (quinquaginta marcas), Cule (Cole).*

5) Schirm. 57 Nr. 85.

Theb. I, 5; I, 32.

günstige Lage an einer der wichtigsten Handelsstraßen des Ostens und wohl auch die Anwesenheit eines Fürstlichen Hofes bedingten den Aufschwung des Handelsverkehrs und der städtischen Gewerbe.

Während wir es heutzutage für wünschenswert halten, daß in sämtlichen Teilen der Stadt möglichst viele und verschiedenartige Läden und Werkstätten vorhanden sind, um den Interessen der Gewerbetreibenden und den Bedürfnissen der Käufer auf kürzestem Wege genügen zu können, liebte man es im Mittelalter, die Erzeugung und den Verkauf der Waren möglichst auf bestimmten Plätzen und Gassen zusammenzuziehen.

Auf dem Ringe entfaltete sich der Marktverkehr, den wir nur an bestimmten Tagen zu sehen gewohnt sind, dauernd und in der ganzen Urwüchsigkeit und Buntschekigkeit des mittelalterlichen Lebens, mit allerlei geräuschvoller Kurzweil und Marktschreierei, mit weltlichem und geistlichem Pomp, wie er reichen Städten und fürstlichen Residenzen eigen war. Dort veranstaltete man Turniere und Prozessionen. Auf dem kleinen Ringe wurde in jener traurigen Fastnacht des Jahres 1394 der tapfere junge Herzog Boleslaw IV. im Lanzenstechen zu Tode gerannt; vor dem Rathause fiel 60 Jahre später das Haupt des Stadtschreibers, der Liegnitz zu einer freien königlichen Stadt zu erheben gewagt hatte.

Lang dehnte sich vor St. Peter der Marktplatz, umgeben von halben Höfen — wenigstens ist dies das übliche Maß eines Hausgrundstücks in der Zeit, aus welcher genauere Aufzeichnungen vorliegen. Nur drei Grundstücke am Ringe bildeten ganze Höfe, die Eckhäuser am Hauptportal von St. Peter, an der Goldbergergasse und an der Rittergasse. Die Häuser des Ringes waren in Lauben ausgebaut wie noch heute in Volkshain, Hirschberg, Tauer und anderen alten Siedlungen des Ostens; und noch im Jahre 1380 nannte man den Weg um den Ring „Unter den Lauben“. ¹⁾ So malerisch diese Bogengänge wirkten und so zweckmäßig sie erschienen, sie wurden doch auch anderwärts bald beseitigt. ²⁾ Die Verdunkelung des Erdgeschosses machte gerade die bestgelegenen Häuser ungesund. In Liegnitz glaubte der Landesherr selbst ein-

¹⁾ Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1380, 38. Lewthuldus Arczt aurifaber recognouit quod Petrus Cromer vnam concordiam secum habuerit et se secum concordauerit pro illo muro qui esset inter domum suam et domum que fuit Johannis Polkewicz in circulo sitas, qui incipit vndir den lewben circa fenestram Lewthuldi.

Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1384, 32, b. . . . Hensil Bogener (hat) sich begeben vnd vorlibet . . . , daz Elisabeth, di etiswenne Ticzen Kurseneris eliche howsfrouwe gewest ist, an die mouwer vnd uff die mouwer, di der vogenante Hensil Bogener an dem ryng von grunde uff ows dem wynkeler hatte lasen mouwer, alz hoch alz die gemouwert was und also verre alz di gemouwerten lewben wenden, vrye bouwen mochte, also daz si nichtis doromme durffte noch solde geben. Thebestius hat einigte Reste der Bogen noch gesehen. I, 27.

²⁾ So hat die Reichsstadt Nürnberg die Lauben verboten. Alwin Schulz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, Wien 1892, S. 56.

greifen zu müssen. Am 21. August 1384 erscheint in voller Ratsitzung Herzog Ruprecht und läßt alle Hausbesitzer des Ringes geloben, binnen drei Jahren die Lauben dadurch zu beseitigen, daß sie ihre Häuser „mit ganzen Mauern gegen den Markt, so weit die alten Lauben gereicht haben, hervormauern, und zwar mindestens ein Stockwerk hoch;“ und wer seine Mauern so auführt, „der soll Giebel bauen.“¹⁾ Da eine hohe Strafe auf den Bruch des Gelöbnisses gesetzt war, so wird sich diese Umwandlung der Ringumrahmung bald vollzogen haben. In der Tat haben wir aus 1389 ein Zeugnis für die schnelle Beseitigung der Lauben.²⁾ Hier wirken Landesfürst, Rat und Grundbesitzer zusammen, um der Stadt Liegnitz den schönsten Schmuck der deutschen Städte zu sichern, den giebelgekrönten Marktplatz. So erhielt der Ring sein bauliches Gepräge, das ihm — obwohl die gotischen Giebel im Geschmack der Renaissance und des Barocks umgestaltet wurden — bis ins 19. Jahrhundert erhalten blieb.³⁾

¹⁾ 1384. Stadtbuch I, 23. b.

Man sol wissen, daz sich vor vnserm herren herczoge Ruprecht vnd ouch vor gesessenem rate czu Legnicz uff dem rathowse alle di lewte di an dem rynge hewsir vnd erbe hatten, beyde von irr wegen vnd von irr nochkomelinge wegen, di di selben ire erbe hernoch haben werden, vorlobit haben irr iczlicher, daz her bynnen den nehst kumfftigen dryen iaren sine lewben her vor mouwern sulle vnd wolle mit ganzcen mouwern kegen dem markte also verre alz die alden lewben gewant haben, also daz keyne lewben do blyben, vnd czum nerlichsten eyns gadems hoch; vnd sullen die vordirsten mouwern kegen dem markte suvrerecht vueren vnd mouwern, vnd welchir des nicht tete, der sol czeihen marke syn bestanden; der sullen vumffe volgen dem vorgenanten vnserm herren und der stat vumffe, vnd man sol im gebiten abir, daz her is by dryen iaren tu. Tut her is denne abir nicht, so sol her abir czeihen marke syn bestanden yn der mase, alz vor geschreiben steet; vnd also vorbas me czuhalden: also dicke, als her is dry iar vorsiczet, wenn im das geboten wirt, daz her also dicke des selben wandils sy bestanden; vnd welche ire mouwern vorbas uffmouwern vnd uffvueren wollen, di sullen gibeles bouwen vnd machen noch dem siten, alz man piliget czu Breczlaw. Das hat der vogenante vnser herre herczog Ruprecht czwischen der gemeyne der stat Legnicz vnd den lewten, di an dem rynge erbe hatten, mit irr beydirsyt wille also vorrichtet vnd entscheiden, daz man also mouwern sulle und bouwen. Actum feria sexta proxima post diem assumpcionis Marie anno domini millesimo trecentesimo octogesimo quarto.

²⁾ Schöpph. Kgl. Bibl. Berl. 1389, 13: Lewthuld Arzct der gultsmyd bekante, daz die mouwer, die gemouwert was czwischen syme howse und Marcus Polkewicz howse vnd erbe an dem rynge gelegen, vorne alz di lewben gewest syn . . halb were Marcus Polkewicz.

³⁾ Die Giebel nach der Straße haben zwar den großen technischen Mangel, daß zwischen zwei Nachbargrundstücken eine Rinne auf die trennende Wand gelegt werden muß, die bei dem geringsten Fehler das Mauerwerk durchfeuchtet; doch kann ja dieselbe äußere Wirkung erzielt werden, wenn der First des Hauses der Straße parallel gelegt und nach der Stirnseite ein Giebel angelegt wird. Allerdings muß dann die Baupolizei weitherziger sein können als die bisherigen Bestimmungen gestatteten, damit diese Giebel die erforderliche Breite erhalten, sonst wirken sie kleinlich. Der Hausbesitzer muß einen Vorteil beim Giebelbau finden, damit dieser nicht gänzlich verschwindet.

günstige Lage an einer der wichtigsten Handelsstraßen des Ostens und wohl auch die Anwesenheit eines Fürstlichen Hofes bedingten den Aufschwung des Handelsverkehrs und der städtischen Gewerbe.

Während wir es heutzutage für wünschenswert halten, daß in sämtlichen Teilen der Stadt möglichst viele und verschiedenartige Läden und Werkstätten vorhanden sind, um den Interessen der Gewerbetreibenden und den Bedürfnissen der Käufer auf kürzestem Wege genügen zu können, liebte man es im Mittelalter, die Erzeugung und den Verkauf der Waren möglichst auf bestimmten Plätzen und Gassen zusammenzuziehen.

Auf dem Ringe entfaltete sich der Marktverkehr, den wir nur an bestimmten Tagen zu sehen gewohnt sind, dauernd und in der ganzen Urwüchsigkeit und Buntscheckigkeit des mittelalterlichen Lebens, mit allerlei geräuschvoller Kurzweil und Marktschreierei, mit weltlichem und geistlichem Pomp, wie er reichen Städten und fürstlichen Residenzen eigen war. Dort veranstaltete man Turniere und Prozessionen. Auf dem kleinen Ringe wurde in jener traurigen Fastnacht des Jahres 1394 der tapfere junge Herzog Boleslaw IV. im Lanzenstechen zu Tode gerannt; vor dem Rathause fiel 60 Jahre später das Haupt des Stadtschreibers, der Liegnitz zu einer freien königlichen Stadt zu erheben gewagt hatte.

Lang dehnte sich vor St. Peter der Marktplatz, umgeben von halben Höfen — wenigstens ist dies das übliche Maß eines Hausgrundstücks in der Zeit, aus welcher genauere Aufzeichnungen vorliegen. Nur drei Grundstücke am Ringe bildeten ganze Höfe, die Eckhäuser am Hauptportal von St. Peter, an der Goldberggasse und an der Rittergasse. Die Häuser des Ringes waren in Lauben ausgebaut wie noch heute in Volkshain, Hirschberg, Zauer und anderen alten Siedlungen des Ostens; und noch im Jahre 1380 nannte man den Weg um den Ring „Unter den Lauben“. ¹⁾ So malerisch diese Bogengänge wirkten und so zweckmäßig sie erschienen, sie wurden doch auch anderwärts bald beseitigt. ²⁾ Die Verdunkelung des Erdgeschosses machte gerade die bestgelegenen Häuser ungesund. In Liegnitz glaubte der Landesherr selbst ein-

¹⁾ Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1380, 38. Lewthuldus Arczt aurifaber recognouit quod Petrus Cromer vnam concordiam secum habuerit et se secum concordauerit pro illo muro qui esset inter domum suam et domum que fuit Johannis Polkewicz in circulo sitas, qui incipit vndir den lewben circa fenestram Lewthuldi.

Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1384, 32, b. . . . Hensil Bogener (hat) sich begeben vnd vorlibet . . ., daz Elisabeth, di etiswenne Ticzen Kurseneris eliche howsfrouwe gewest ist, an die mouwer vnd uff die mouwer, di der vorgenante Hensil Bogener an dem ryng von grunde uff ows dem wynkeler hatte lasen mouwern, alz hoch alz die gemouwert was und also verre alz di gemouwert lewben wenden, vrye bouwen mochte, also daz si nichtis doromme durffte noch solde geben. Thebesius hat einige Reste der Bogen noch gesehen. I, 27.

²⁾ So hat die Reichsstadt Nürnberg die Lauben verboten. Alwin Schulz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, Wien 1892, S. 56.

greifen zu müssen. Am 21. August 1384 erscheint in voller Rats-
sitzung Herzog Ruprecht und läßt alle Hausbesitzer des Ringes
geloben, binnen drei Jahren die Lauben dadurch zu beseitigen,
daß sie ihre Häuser „mit ganzen Mauern gegen den Markt, so
weit die alten Lauben gereicht haben, hervormauern, und zwar
mindestens ein Stockwerk hoch;“ und wer seine Mauern so auf-
führt, „der soll Giebel bauen.“¹⁾ Da eine hohe Strafe auf den
Bruch des Gelöbnisses gesetzt war, so wird sich diese Umwandlung
der Ringumrahmung bald vollzogen haben. In der Tat haben
wir aus 1389 ein Zeugnis für die schnelle Beseitigung der Lauben.²⁾
Hier wirken Landesfürst, Rat und Grundbesitzer zusammen, um
der Stadt Liegnitz den schönsten Schmuck der deutschen Städte zu
sichern, den giebelgekrönten Marktplatz. So erhielt der Ring sein
hauliches Gepräge, das ihm — obwohl die gotischen Giebel im
Geschmack der Renaissance und des Barocks umgestaltet wurden —
bis ins 19. Jahrhundert erhalten blieb.³⁾

1) 1384. Stadtbuch I, 23. b.

Man sol wissen, daz sich vor vnserm herren herzoge Ruprecht vnd
ouch vor gesessenem rate czu Legnicz uff dem rathowse alle di lewte di
an dem rynge hewsir vnd erbe hatten, beyde von irr wegen vnd von irr noch-
komelinge wegen, di di selben ire erbe hernoch haben werden, vorlobit haben
irr iczlicher, daz her bynnen den nehst kumfftigen dryen iaren sine lewben
her vor mowern sulle vnd wolle mit ganczen mowern kegen dem markte
also verre alz die alden lewben gewant haben, also daz keyne lewben do
blyben, vnd czum nerlichsten eyns gadems hoch; vnd sullen die vordirsten
mowern kegen dem markte suvrerecht vueren vnd mowern, vnd welchir
des nicht tete, der sol czehen marke syn bestanden; der sullen vumffe volgen
dem vrogenanten vnserm herren und der stat vumffe, vnd man sol im ge-
biten abir, daz her is by dryen iaren tu. Tut her is denne abir nicht, so
sol her abir czehen marke syn bestanden yn der mase, alz vor geschreiben
steet; vnd also vorbas m czuhalten: also dicke, als her is dry iar vorscribet,
wenn im das geboten wirt, daz her also dicke des selben wandils sy be-
standen; vnd welche ire mowern vorbas uffmowern vnd uffvueren wollen,
di sullen gibeles bouwen vnd machen noch dem siten, alz man pfliget
czu Breczlaw. Das hat der vrogenante vnser herre herzog Ruprecht czwischen
der gemeyne der stat Legnicz vnd den lewten, di an dem rynge erbe hatten,
mit irr beydirsynt wille also vorrichtet vnd entscheiden, daz man also mowern
sulle und bouwen. Actum feria sexta proxima post diem assumptionis
Marie anno domini millesimo trecentesimo octogesimo quarto.

2) Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1389, 13: Lewthuld Arctz der gultsmyd
bekante, daz die mowier, die gemouwert was czwischen syme howse und
Marcus Polkewicz howse vnd erbe an dem rynge gelegen, vorne alz di
lewben gewest syn . . halb were Marcus Polkewicz.

3) Die Giebel nach der Straße haben zwar den großen technischen
Mangel, daß zwischen zwei Nachbargrundstücken eine Rinne auf die trennende
Wand gelegt werden muß, die bei dem geringsten Fehler das Mauerwerk
durchfeuchtet; doch kann ja dieselbe äußere Wirkung erzielt werden, wenn der
First des Hauses der Straße parallel gelegt und nach der Stirnseite ein Giebel
angesezt wird. Allerdings muß dann die Baupolizei weitherziger sein können
als die bisherigen Bestimmungen gestatteten, damit diese Giebel die erforderliche
Breite erhalten, sonst wirken sie kleinlich. Der Hausbesitzer muß einen Vor-
teil beim Giebelbau finden, damit dieser nicht gänzlich verschwindet.

Durch die Einverleibung der Lauben in die Baufluchtlinien wurde der Ring eingeengt; nur so erklären sich die schmalen, dem Verkehr gefährlichen Einmündungen der Hauptstraßen im Norden des Platzes. Aber der Gesamteindruck wurde zunächst wenig beeinträchtigt, da die Bauten in der Mitte des Ringes so niedrig waren, daß die Giebel nach allen Seiten frei wirkten.

Diese Bauten dienten ursprünglich nur dem Handelsverkehr, der sich hier in voller Öffentlichkeit unter gegenseitiger Überwachung der Gewerbetreibenden wie der Käufer abspielte.¹⁾ Mag der Marktverkehr älter sein als die Stadt, die Errichtung ständiger Verkaufsstellen hängt doch wohl mit der Stadtgründung unmittelbar zusammen. In der Längsachse des Ringes bildeten sie vier Reihen nebeneinander, die in der Mitte von einem Quergäßchen, der heutigen Fimmlerstraße, durchschnitten wurden. Sie standen nicht genau in der Mitte des Platzes, sondern ließen östlich einen geräumigeren Marktplatz frei, den Großen Ring.

Die bevorzugte Seite war offenbar der Kleine Ring. Ihn begleiteten, unmittelbar vor dem Hause des Erbvogts — jetzt Erich Schneiderisches Eckhaus an der Passage — beginnend, die Läden der reichen Kaufherren, die Tuchkammern oder Kaufkammern. Die deutschen Kaufleute Schlesiens betrachteten den Tuchhandel als den vornehmsten, die „Kammerherren“ bildeten die einflussreichste Genossenschaft unter den Bürgern, die berechtigt war, Großhandel zu treiben, und den Geldmarkt beherrschte; in ihre Gilde einzutreten verschmähten keineswegs die bedeutenderen Grundherren der Dörfer. Die von der Hande aus Heidau, die Brockendorf, Tammendorf und manche andere Ratsfamilien haben den Namen ihres Erbguts als Familiennamen behalten und gehörten zum Adel oder standen ihm sehr nahe; das Recht, Rittergüter zu erwerben, verschaffte ihnen Sitz und Stimme im Landgericht.²⁾ Die Anzahl der Tuchkammern ist nicht sicher festzustellen und hat geschwankt, da der Rat mehrere ankauft, um sie für den Rathausbau anderweitig zu benutzen. Es scheinen ursprünglich 28 Kammern in zwei Reihen gewesen zu sein, zwischen denen sich ein Gäßchen vom

¹⁾ Zu den Abschnitten über Handel und Gewerbe vgl. die vortrefflichen Arbeiten Grünhagens, Schultes und Markgrafs über die Stadt Breslau. Für Liegnitz bearbeitete diese Verhältnisse Schuchard in seinem immer noch sehr lehrreichen Buche: Die Stadt Liegnitz ein deutsches Gemeinwesen bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Berlin 1868.

²⁾ Meinardus, Das Neumarkter Rechtsbuch und andere Neumarkter Rechtsquellen, Breslau 1906. S. 63. kennzeichnet die Stellung der Kaufherren in der Entwicklung der Stadtverfassung. Vgl. Schuchard S. 19 ff.

Die Zahl von je 14 Kammern entspricht der Ausdehnung des Gebäudekomplexes; sie ergibt sich aber vielleicht schon daraus, daß Boleslaw III. in den Jahren 1312, 1313 und 1317 im ganzen 28 M. Zinsen auf den Kaufkammern verkauft, von denen je 3 und 15 M. auf je 3 und 15 Kammern ruhen. Das Material der Urkunden und Schöppenbücher läßt hier im Stich, weil die Verkäufe seltener waren.

heutigen Eingang zum Meldeamt des alten Rathauses bis zum Theatereingang an der Zimmerstraße hinunterzog: einstöckige Bauten mit überragendem Dach, die jedenfalls früh in Mauerwerk aufgeführt und später, wahrscheinlich 1379, als Erdgeschoß des Rat- und Kaufhauses ausgebaut wurden. Seitdem lagen sie zu beiden Seiten eines wenig erhellten Ganges unter dem Saale des Hauses. Unter ihnen befand sich der Schergaden, wo die Tuche amtlich auf ihre Schur geprüft wurden.¹⁾

In der Verlängerung der Kaufkammerzeilen über die Zimmerstraße hinaus standen ebenso geordnet die Reichkräme. Wohlhabende Händler — Reichkrämer hießen sie im Gegensatz zu den armen Krämern, die in Buden feilboten — verkauften hier die verschiedenartigsten Waren in festen Ständen, die allmählich aufgemauert und später mit Wohnräumen in übergreifenden Stockwerken ausgestattet wurden — zu ihrem Schaden, denn die Gasse wurde desto finsterer, je höher die Geschosse sich aufstürmten.²⁾ Es waren wohl 28 Kräme, die zu beiden Seiten des noch jetzt vorhandenen Reichkrämergäßchens sich aneinander reichten, nur unterbrochen von einer Quergasse, die vom Kleinen Ring zu den Brot- und Schuhbänken führte und in der Gestalt eines Bogenganges noch erhalten ist. An der Kreuzung dieses Gäßchens mit der Reichkrämergasse ist ein mittelalterlicher Kram noch in voller Ursprünglichkeit erhalten. Das arg verwahrloste Gebäude, im Erdgeschoß aus Ziegeln der besten älteren Art gebaut, dürfte dem 14. Jahrhundert angehören. Es muß ursprünglich zwei Kräme gebildet haben, die im Innern überwölbt und mit der Gasse durch zwei bogenüberspannte Ladenöffnungen verbunden waren. Später mag der Besitzer beider Kräme einen gemeinsamen Oberstock aufgebaut und den linken Kram als Hausflur und Wohnraum eingerichtet haben; denn nur die Hälfte des linken Bogens ist noch vorhanden, Tür und Fenster durchbrechen das schlechte, unregelmäßige Mauerwerk, das den Bogen ausfüllt. Das Dach ist sehr steil und mit Hohlziegeln — Mönch und Nonne — eingedeckt. Im Innern führt eine steile, gewundene Treppe zu den altertümlich winkligen Stüblein des Oberstocks und eine halbschneckenförmige Stiege auf den Boden. Dazu geben die Schöppenbücher folgende Erklärung:

Im Jahre 1435 kauft Laurencius Rawdan „den zweiten Kram rechts, wenn man von den Schuhbänken quer durch die Kräme

¹⁾ Bitschen Zinsbuch: Der czins kombt von czweyen kawfkammern des neuen rathawses . der scheregadem ist eyne kammer. . .

²⁾ Schöppb. 1482 48 b. Nihil schulzchyn becante, das her vorkoufft hette Wolfgang Geyern dy reichkrome der wonunge zu neste der Muldeneynne vnd Nicolasch Lewchtinczans krom gelegen . . .

Die Anzahl der Reichkräme ergibt sich aus den Abmessungen der Häuser Ring 40—46 und aus den zahlreichen Eintragungen der Schöppenbücher.

geht;“ zwei Jahre später erwirbt er auch „den ersten Kram rechts, wenn man von den Brotbänken quer unter die Krame geht.“ Das sind der Lage nach genau die beiden Krame, die noch erhalten sind; da die Einbauten und der Oberstoß mit den Zierformen der Tür und der Fenster auf die spätgotische Zeit hinweisen, so könnte Lorenz Rawdan der Bollender dieses einzigen gewerblichen Gebäudes sein, das uns dank seiner Lage in einem dunklen, übelriechenden Gäßchen unrestauriert erhalten blieb. Der Laden des reichen Krämers wurde freilich später zugemauert, denn das Haus nahm den Kramwächter auf. Heute birgt das ehemalige Ladengewölbe Heringstonnen, und den Rest füllen Lumpen.¹⁾ — Der letzte Kram rechts, wenn man aus der Gasse auf den heutigen Fischmarkt hinaustrat, war lange Zeit der Brenngaden, in welchem Edelmetalle geläutert und Gold- und Silberwaren auf ihren Fein Gehalt geprüft wurden.²⁾ Die Krame wechselten oft ihre Besitzer; reichere Kaufleute besaßen wohl mehrere und zogen je zwei zu einem Gebäude zusammen, so daß die Läden größer und ihre Zahl kleiner wurde.

Neben den Reichkramen, ebenfalls in zwei Zeilen eine Gasse umsäumend, standen die Läden für Backwerk und Schuhzeug. Von der Fimmlerstraße aus trat man zwischen die Brotbänke, die auf dem Grundstück der Jesuiterapotheke lagen. Es sollen ursprünglich 24 Stände gewesen sein, wie der Rat später selbst angab; seit sie die Stadt im Jahre 1374 angekauft hatte, wurden sie vom Rate verpachtet.³⁾

Von den Brotbänken weiterschreitend, kam man unter die Schuhbänke, die hinter den Säulen der Hauptwache und weiter nach dem Fischmarkt hin sehr eng und sehr zahlreich errichtet waren.⁴⁾

¹⁾ Schöppenh. 1435, 57b; 1437, 7b. Den linken, später umgebauten Kram hat Langenhan, Liegnitzer plastische Altertümer S. 44 gezeichnet. Leider hat er in seiner liebenswürdigen Art alles verschönert, z. B. ist der mittlere Pfeiler, in den der Bogen einzugreifen scheint, hinzukomponiert. Die ursprüngliche Funktion des Halbbogens ist damit unkenntlich geworden. Auch die Unregelmäßigkeiten des den Bogen füllenden Mauerwerks sind allzu schonend ausgeglichen. Der Eindruck stimmt nicht.

²⁾ Schöpph. 1414, 50b: vndir den cromen czwisschin dem brynnegadem vnd Dorothen Goerynne crome gelegen. 1383, 34: meister Clavis der brynnner.

³⁾ Arch. Liegn. Acta die 2c. Bäckerzunft . . betr. Vol. I. 1547 Mittw. n. Judica. Auf eine Bittschrift der Bäcker erwidert der Rat u. a.: Setzen derhalben, . . daß nun vnd zu ewigen Zeiten nicht mehr als vier vnd zwanzig brodbencken sollen aufgericht vnd gehalten werden, wie dann solches vor alters beim der Stadt aussatzunge [von] den regierenden fursten auch wolgeordnet vnd vorsehen . . .

Bitzen, Zinsbuch: a. d. MCCCLXXIII emerunt staciones panis.

⁴⁾ Die Zahl der Schuhbänke habe ich noch nicht feststellen können; da Jacob Schuwort 1429 die achtzehnte von den Brotbänken aus links an Peter Girke verkauft, so dürften es mindestens 40 gewesen sein.

Der Rest des Ringes war nicht ausschließlich dem Marktverkehr freigegeben; auch dort standen einzelne Bauten. Die Reichkrone entlang finden wir die Buden der armen Krämer,¹⁾ die Vorläufer der Sonnenbuden; bei den Brotbänken, vor der heutigen Hauptwache, stand das Hopfenhaus, in welchem die brauberechtigten Bürger unter amtlicher Beaufsichtigung ihren Hopfen einkaufen konnten.²⁾ Ob die Heringer am Rathause schon feste Stände besaßen, wie die Bäcker und Schuster, läßt sich kaum feststellen, obwohl es wahrscheinlich ist; jedenfalls stand ein Heringsstüblein im Jahre 1481 auf dem heutigen Fischmarkt am Ende der Reichkrämergasse.³⁾ Sogar einen Keller gab es bis 1385 vor zwei Patrizierhäusern am Ringe, der nicht zu jenen Häusern gehörte; erst durch Vermittlung der Ratsherren verkaufte „Heinrich im Keller“ seinen Besitz an einen seiner Hintermänner.⁴⁾ Der Raum innerhalb einer Festung war kostbar, und unsere Vorfahren liebten weniger freie Plätze mit dem Denkmal in der Mitte als buntes Marktgetümmel zwischen Händlerbuden. War das Stadtbild deshalb reizloser? —

Der große Ring war im Mittelalter geteilt zwischen dem Heringsmarkt⁵⁾ und dem Krautmarkt, während der heutige Fischmarkt im Norden des Ringes Ledermarkt⁶⁾ hieß; hier stellte der Rat im Anfange des 15. Jahrhunderts einen Zierbrunnen auf, der von der Wasserkunst gespeist wurde.

Wenige Schritte vom Großen Ring hatten die Metzger ihre Fleischbänke, wieder in zwei Reihen eine Gasse entlang geordnet, die der heutigen Spoorstraße gleichlaufend die Burggasse

1) Schirm. 22 Nr. 30; 37 Nr. 55; Schöppenbrief Liegnitz 1380, hl. Leichnams Abend. Bibliothek des Städt. Gymnasiums: Bestätigung eines vom Bürgermeister vorgezeigten Schöppenbriefs von 1367: *institam suam, que est quarta in ordine a cameris venditoriis incipiendo et computando in linea pauperibus institis contigua.*

2) Schöppb. Rgl. Bibl. Berl. 1381 17. b: *sicut intratur circa domum humuli ad staciones sutorias.*

Schöppb. 1433, 5. b: Stephan Steyner bekante, das her vorkaufft hette Hannose Jekusch syne schubang, dy do ist dy virde, als man von dem hoppenhowse vndir dy schubanke geet off dy rechte hant gelegen.

Dieselbe Schubank ist die 4. rechts von den Brotbänken aus, 1435, 69. b; Also lag das Hopfenhaus vor einem Quergäßchen zwischen Brotbänken und Schubänken.

3) Schöppenb. 1482, 44: *seyneyn crom hinder dem heringstobelyn gelegen.*

4) Schöppb. Rgl. Bibl. Berl. 1382, 22. b.: Hanke Sporer bekante, das (her) vorkawfft hette . . . eyne halbe mark . . . vff synen Keler, der vor Nitschen Endirlyn vnd vor Jacob Gysilheris hewsern ist gelegen.

1385, 36. b. Heynrich im Keler gibt denselben Keler den Ratmannen auf, die ihn Nitschen Endirlyn aufgeben.

5) Schöppb. Rgl. Bibl. Berl. 1388, 7: von dem heryngmarkte; 1380, 14: *vigil in foro allecum*; 1435, 27: Ruland der heringer.

6) Bittchen, Zinsbuch: *circa forum pellium cerdonum.* Schöppb. 1415, 15. b. wird der Ledermarkt erwähnt.

mit der Mittelgasse verband. Wenn man von der Mittelgasse unter die Fleischbänke ging, so zählte man links 28, rechts 29, im ganzen also 57 Fleischbänke. Im Jahre 1421 kaufte sie Ludwig II. von den Besitzern und 1441 von seiner Witwe die Stadt. Sie sind zumteil noch erhalten, werden aber bald verschwinden, um einem modernen Wohnhause Platz zu machen; einstöckige Verkaufsstände, über einem Ladentisch ein vorgebautes Dach. An jedem Sonnabend fand auf dem angrenzenden Teil der Mittelgasse ein freier Fleischmarkt statt.¹⁾

Wie sehr man genötigt war, den Raum auszunutzen, beweist die fast unglaubliche Tatsache, daß in der engen Spoorstraße die Fleischbänke entlang der Viehmarkt abgehalten wurde.²⁾ Kurz war der Weg von dort zum Schlachthause. Wo heute die Stadtmühle steht, befand sich anfangs der Kuttelhof, in welchem der Kutteler mit seinen Knechten hantierte. In seiner Nähe am Mühlgraben lag die Tränke.³⁾ Der Kuttelhof gehörte seit Gründung der Stadt dem Erbvogt und wurde im Jahre 1373 mit der Erbvogtei von der Stadt erworben. Kurz vor 1477 tauschte ihn Herzog Friedrich I. gegen ein Mühlengrundstück am Neuländel ein, um an seiner Stelle eine herzogliche Mühle an der Petersgasse zu erbauen; und die Stadt verlegte den Schlachthof auf jenes Grundstück am Durchgang von der Schloßstraße über den Mühlgraben, wo er ohne Zweifel günstiger lag und infolgedessen Jahrhundertlang verblieben ist.⁴⁾

Wenn man zum Goldberger Tor — es stand am Evangelischen Vereinshause — hinaustrat, um in die Jauergasse links einzubiegen, so öffnete sich ein weiter Anger, von Höfen und Scheunen auf der einen, vom Stadtgraben auf der andern Seite begrenzt, der Roßmarkt. Auf grünem Rasen, der anscheinend vom Friedrichsplatz bis zur Wallstraße reichte,⁵⁾ konnte der Bürger die Streitrosse, Zelter und Adergäule nach ihren besonderen Leistungen würdigen, konnte dort Volksbelustigungen aller Art sehen wie heute auf dem Hage. Weitere Märkte lagen im Norden der Stadt; Holzkohlen kaufte man auf dem Kohlmarkt, Mühlsteine

¹⁾ Bittschens gibt im Geschoßbuch eine genaue Übersicht der Fleischbänke und ihrer Geschichte.

²⁾ Für den Viehmarkt glaubte ich nach dem Muster des Breslauer Salzringes einen freien Platz an der Burgstraße annehmen zu müssen, was zu Bittschens Geschoßbuch sehr wohl stimmte. Aber die Eintragungen des Nikolai-Zinsbuches nötigen zu obiger Darstellung. Vgl. Schirmm. 59 No. 87, wo statt Schloßstraße zu lesen ist Burgstraße.

³⁾ Schöppb. Rgl. Bibl. Berl. 1382, 13. b: in vnser vrawin gassin an der ecke bi der trencke.

Schöppb. 1425, 6. b: als man in die trenke reyth.

⁴⁾ Arch. Liegn. Akten 1212, 1 u. 2.

⁵⁾ In dieser Gegend finde ich nirgends Hausgrundstücke verzeichnet. Dieser Platz würde dem Schweidnitzer Anger im Süden Breslaus entsprechen. Die Lage des Roßmarktes ergibt sich u. a. aus dem Geschoßbuch von 1414.



Mauerturm bei der neuen Pforte auf dem Grundstück des
neuen Rathhauses
abgebrochen im Jahre 1902.

auf dem Steinmarkt. Dieser war anfangs ein kleiner Platz an der Nonnengasse; in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts verschwindet der Name dieser Gasse allmählich aus den Urkunden, vermutlich weil die Stadt jenen Platz bebauen und den Markt auf der Nonnengasse abhalten ließ, die seitdem Steinmarkt genannt wurde. Zwischen beiden lag im 16. Jahrhundert der Salzmarkt. Vor der Johanniskirche hielten die Wagen der Salzfuhrleute; dort wurde an den Salzwagen der unentbehrliche Handelsartikel verkauft,¹⁾ den sie von Halle auf der „geordneten Straße“ über Eisenburg, Oschatz, Großenhain, Königsbrück, Camenz, Bauzen, Görlitz und Lauban herangeschafft hatten. Als der Rat im Jahre 1500 alle seine Salzfuhrleute vorlud, erschienen sechs, um in einer Zollfrage eidliches Zeugnis abzulegen.²⁾

Wie der Handel suchte auch das Gewerbe im Mittelalter sich mit Vorliebe an bestimmten Orten zu sammeln. Die Bäcker-gasse lag naturgemäß in der Nähe der Brotbänke, die Gerbergasse am gleichmäßig fließenden Wasser des Mühlgrabens.³⁾ Goldschmiede und Rannengießer wählten gern die Lage am Ringe, wo ihre Meisterstücke die Schaulust am meisten erregten. „Unter den Stellmachern“ hieß ein Vorstadtgäßchen rechts vor dem Hannauer Tor, das in den Hussitenkriegen zum Stadtgraben geschlagen wurde; Schmiede siedelten sich gern an der Landstraße vor dem Tore an, wie wir es noch heute beobachten können. Für die Leinweber lagen Bleichen auf dem Hag und vor der Pforte im Süden der Stadt. Die Rahmen der Tuchmacher, die noch 1425 am Mühlgraben auf dem Neuländel gestanden hatten, verlegte der Rat in den Zwinger vor das innere Breslauer Tor und an den Graben vor der Pforte. Anscheinend war die Niederstadt der Hauptsitz der Wollweberei; an die Niederkirche bauten die Tuchmacher ihre Doppelkapelle, während die übrigen Handwerker die Oberkirche bevorzugten. Zum Verarbeiten der Färberröte entstand im Jahre 1378, wohl in der Bäcker-gasse, die erste Rodel, eine Färbestube, die anfangs vom Räte verpachtet, 1458 gegen einen „ewigen“ Zins an Bartholomäus den Färber

¹⁾ Der Salzmarkt lag dort im Jahre 1603, wie sich aus einem Schreiben Wenzels v. Jedlitz ergibt (Arch. Liegn., Heft in Pergament gebunden mit Aufschrift Saltz-Margkt. Der Rat entgegnet u. a.: Zu deme, wenn angeregte ganze area biess zur Kirchmauer gemeiner Stadt eigenthumb nicht were, so wolten E. Gestr. bei sich nur selbst vernünftig abnehmen, wie es unsern Vorfahren seligenn gebühren wollen, dorauß einigen marcktt zu uerlegenn etc. Es muß also dort längst ein Salzverkauf stattgefunden haben.

²⁾ Arch. Liegn. Abschrift aus Man. Bor. Fol. 569 Rgl. Bibl. Berl. von der Hand Schirm-machers, mit anderen Abschriften aus seinem Nachlaß gütigst überandt von seinem Sohne, Prof. Dr. Schirm-macher in Hamburg. Vgl. Witke, Die Versorgung Schlesiens mit Salz während des Mittelalters. Schl. Ztschr. 27, 275 ff.

³⁾ Die folgenden Ortsbestimmungen beruhen auf zahlreichen Eintragungen der Schöppenbücher.

verkauft wurde.¹⁾ Ein zweites Färbehaus besaßen die Wollweber jenseits des Mühlgrabens an der heutigen Mühlenstraße gegenüber dem alten Kuttelhof; als dieser nach dem Neuländel verlegt wird, weist auch ihnen der Rat 1477 einen Platz am Neuländel an, um dort ein Färbehaus zu bauen, in welchem sie auch eine Waidwage halten können.

Seit die Kartoffel mit dem Brot, der Dampf mit dem Wasser in Wettbewerb trat, wurden der Mühlen immer weniger, und der Mühlgraben, der ja im Mittelalter Katzbach hieß, hätte damals den heutigen Namen viel eher verdient, denn er trieb durch sein Wasser mindestens 9 Mühlen. Allerdings waren nur wenige über dem Mühlgraben erbaut; sie entnahmen ihm nur ihr Wasser, das in einem der Landwirtschaft dienenden Graben abfloß. An diesen Gräben läßt sich die Lage verschwundener Mühlen feststellen.²⁾

Am weitesten oberhalb lag die Sandmühle. Sie hieß früher Neumühle und gehörte dem Peterspfarrer, der sie an Stelle einer anderen, der sogenannten Lehmmühle, erhalten hatte. Als sie lange Streitgegenstand gewesen war, brannte sie ab und lag Jahrzehnte lang öde, bis Bitschen das Grundstück kaufte und ein neues Gebäude errichtete, das nach der nahen städtischen Sandgrube Sandmühle genannt und nach seinem tragischen Ende auf seine Kinder vererbt wurde. Eine kurze Strecke abwärts bei der Grolschschen Kräuterei lag die Mordmühle, die zur Hälfte Bitschens Vater gehört hatte; bei ihr zweigte sich vermutlich der Bewässerungsgraben ab, der noch jetzt das Rodeland kreuzt. Es folgte in kurzem Abstände die Steinerkmühle, die vor 1328 ein gewisser Arnold von Steinau besessen hatte.

Weiter abwärts zeigt ein Wehr mit Schütze die Stelle an, wo noch vor wenig Jahren eine Walke stand; diese hieß im Mittelalter Scherzmühle und dürfte, nach der Bedeutung des Wortes zu urteilen, eine Schneidemühle gewesen sein. Zu ihr führte — die Schwere der Holzfuhren erklärt das — ein Steinweg³⁾ von der Fauerstraße aus, der heutige Doktorgang. Da sie

¹⁾ Die angebliche ältere Färbestube auf dem Neuländel (vgl. Schl. Reg. III S. 123) kann ich nirgends bestätigt finden. Bitschen, Zinsbuch: Eodem anno (1378) fuit factum primum rodell. Verkauf der Färbestube an der Bäckerstraße: Schöppb. 1458, 67 b; Färbestube am Neuländel: Arch. Lieg. Urk. 1477.

²⁾ Ein Verzeichnis der Mühlen gibt Bitschen im Geschobuch; dazu kommen viele urkundliche Erwähnungen. Die Lage ergibt sich aus den älteren Karten, die auch die ältesten Gräben enthalten. Einige Mühlen der ältesten Zeit, aus der zu wenig Urkunden erhalten sind, z. B. die Helenboldinen mul der Elisabethurfunde v. 1316, Mai 17. Stadarch. Breslau lassen sich kaum mit Sicherheit bestimmen. (Gemeint ist wohl Kunigunde, Witwe des Erboogts Hellenbold.)

³⁾ Steinwege hießen in Liegnitz solche Wege vor den Toren, die irgendwie gepflastert waren; es gab Steinwege bei der Fauerstraße und vor dem Haynauer Tore. Mir scheint, daß sie da bestanden, wo ein Graben den Weg kreuzte. Schöppb. 1470, 4: seyn hawß vnd garten in der Jawergasse bei Crawsen garten vnd dem steynwege zu neste gelegen. Stadtb. I, 32. b. czu dem steynwege keyn Haynow.

an das Nikolauspital zinst, hieß sie im Volke die Spitalmühle. Die bedeutendste Mühle in älterer Zeit war die Blankenmühle vor der Stadt an der heutigen Gartenstraße, die ihren Namen nach einer Plankenbefestigung weiter oberhalb führte. Sehr alt und mit großem Grundbesitz ausgestattet, zahlte sie die höchsten Abgaben; auf ihrem Grund und Boden legten die Tschaslauer den Blankenteich an. Als sie fast alles eingebüßt hatte, überwies Herzog Friedrich I. sie 1475 als Walle den Tuchmachern, die sie dann lange besessen haben. Die Stadtmühle stand ursprünglich an jenem Gäßchen, das von der Schloßstraße über den Mühlgraben zur Marienstraße führt und wurde 1393/94 von Herzog Ruprecht angekauft. Friedrich I. verlegte den Betrieb im Jahre 1477 an die Petersgasse, wo er seitdem geblieben ist.¹⁾ Nicht weit von der älteren Stadtmühle war am Neuländel die Roßmühle gelegen, die der Stadt gehörte. Da wo der Mühlgraben die Glogauerstraße kreuzt, lag auf beiden Seiten des Wassers die Brückenmühle, die Herzog Wenzel 1361 kaufte, weiter abwärts endlich die ältere Tuchmacher-Walkmühle etwa an der Stelle, wo heute das Hertrampfsche Sägewerk und die Ölmühle stehen.

Am Schwarzwasser waren ebenfalls einige Mühlen erbaut. Uralt war die Mühle in der Judenvorstadt unter der Burg, die Schwarzwassermühle.²⁾ Nachdem Herzog Wenzel sie 1361 „zu unseres Hofes Notdurft“ angekauft hatte, scheint sie abgebrochen worden zu sein, als das Burglehn in die Stadtbefestigung einbezogen wurde. „Man kennt“, schreibt Bitschen, „weder ihre Lage noch Stätte. Einige sagen, sie habe am Schlosse gelegen, wo jetzt das (Glogauer) Tor erbaut ist. Tatsächlich habe ich in den Grundmauern jener Gebäude, während sie erbaut wurden, mehrere Spuren und die Stelle gesehen, wo dort irgend eine Mühle gestanden hat. Welche das war, ob diese oder eine andere, weiß man nicht.“³⁾ Diese volkstümliche Überlieferung ist sehr wahrscheinlich; das spurlose Verschwinden erklärt sich eben durch die Notwendigkeit des Torbaues, der auch das herzogliche Burglehn deckte.

Wenn diese Mühle also vermutlich am Südam des Schwarzwassers gelegen hatte, so benutzte die Neumühle, die Herzog Ruprecht erbaut hatte, die Wasserkraft des mittleren Armes. Sie

¹⁾ Die Lage der älteren Stadtmühle ergibt sich aus Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1385, 26: yn der gerwegassen . . an der ecke . . alz man geet yn die statmol; vgl. Arch. Liegn. Mt. 1212, 1 u. 2, 1477 Arnolphi. In dem Fürstl. Urbar 1559 wird sie nicht mehr genannt, während die Roßmühle als Hausgrundstück erscheint.

²⁾ Zur Lage dieser Mühle vgl. die Eintragung in den Proventus eccl. sti. Petri: Item super molendino sito in ciuitate Legnicz prope curiam domini archidiaconi ex parte Conradi der sich selbe stach singulis annis post mortem eiusdem Conradi III marcas perpetue ad fabricam ecclesie sancti Petri.

Schirrm. 38 Nr. 57.

³⁾ Bitschen, Geschoßbuch.

stand etwa dem Gasthof zum Elefanten gegenüber und war von schönem Gehölz umgeben. Abwärts von der Wiedervereinigung der Schwarzwasserläufe stand die Justmühle, die ebenso wie das benachbarte Pfaffendorf dem Archidiaconus gehörte.

Endlich entnahm die Winkelmühle ihr Wasser der Kазbach selbst; sie lag etwa am Schnittpunkt der Eisenbahn mit der Kазbach auf dem rechten Ufer und gehörte den Karthäusern. So befanden sich in und bei Liegnitz um das Jahr 1451 zwölf Mühlenwerke im Betriebe.

Dem Deutschen war im Mittelalter neben dem Brot das Bier ein unentbehrliches Nahrungsmittel, das freilich weniger alkoholhaltig war als das heutige Lagerbier. Eine bestimmte Anzahl von Bürgerhäusern hatte die Braugerechtigkeit; auch Kirchen, Spitäler und Klöster brauten in eigenen Brauhäusern, niederen, einstöckigen Gebäuden, wie sie in der Spoorstraße und anderwärts noch zu sehen sind. Ihre Zahl schwankte; um 1451 sind in Stadt und Vorstädten etwa 30 Brauhäuser in Betrieb gewesen, von denen fünf den geistlichen Stiftungen gehörten. Fremdes Bier war untersagt, doch hatte die Stadt sich das Recht vorbehalten, Schweidnitzer Bier einzuführen, und verschenkte es in dem Dirschkowitzer Hause am Ringe, das sie zu diesem Zweck gekauft hatte.¹⁾ Dieser Schweidnitzer Keller lag auf dem Grundstück des Rautenkranzes rechts von der Einfahrt.

Bekanntlich begnügte sich der Deutsche in der guten alten Zeit mit Weinsorten, die wir heute verschmähen würden, die aber durch Würzen und Süßen leidlich schmackhaft gemacht wurden. Außerdem wurden freilich in den Weinhäusern die feinsten Weine kredenzt. Die Stadt besaß in der Nähe des Schweidnitzer Kellers einen Weinkeller im ehemaligen Tammendorfer Hause an der Ecke des Ringes und der Goldbergerstraße, das man wohl „der Stadt Weinhaus“ nannte.²⁾ Dort wurde, wie Bitschen versichert, ein edler Wein verschenkt; und er mußte es wissen, denn Ratsherren und Schöppen liebten dort den kühlen Trunk nach heißer Sitzung. „Nickel Bleicher“, so heißt es im Schöppenbuch, „klagte wider Peter von der Heide um ein Schock (Groschen), das dieser von ihm als Buße empfangen hätte, als er Stadtvogt war, und meinte, die Herren hätten das Schock im Weinkeller vertrunken!“³⁾ —

Bierhäuser, Weinschenken und Herbergen gab es genug. Oft erwähnt wird die Kalte Herberge, die seit 1469 etwa auf dem Grundstück der ehemaligen Rufferischen Tuchfabrik am Schloß-

¹⁾ Bitschen, Geschoßbuch:

Domus ciuitatis, olim Dirschkowitz, empta pro taberna, in qua propinatur cereuisia Sweideniczensis.

²⁾ Bitschen, Geschoßbuch: Domus acialis ciuitatis, sub qua propinatur vinum nobile.

³⁾ Schöppb. 1454 S. 50.

graben neben dem Stockhause stand und nach welcher der angrenzende Teil der Stadtmauer bezeichnet wurde.¹⁾ Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts siedeln sich auch Weinbrenner in der Stockgasse und benachbarten Gassen an, sodaß der Alkohol in seinen bekannten Erscheinungsformen den Hofleuten und Bürgern jener durstigen Zeit reichlich zur Verfügung stand.

Eine besondere Vorliebe hegten unsere Vorfahren für warme Bäder und das Dampfbad. Der Bader schor, schröpfte, ließ zur Ader; er machte bei dem starken Besuch ein gutes Geschäft. Schon seit der Gründung der Stadt bestanden mindestens zwei Bädstuben.²⁾ Eine finden wir zwischen Mühlgraben und Frauenstraße beim Bischofshofe; sie wurde weithin bekannt, als Herzog Ludwig II. dort am 30. April 1436 plötzlich verschied. Eine zweite wird bald in der Goldberger Gasse erwähnt. Die dritte lag in der Johannisgasse neben dem Leubuser Hause. Paul Thamme kaufte sie 1416 mit Pfannen und Wannen und vermachte sie, wie es scheint, den Karthäusern, die sie 1428 wieder an Meister Franz den Bader veräußerten. Zehn Jahre später gelangte sie in den Besitz des Nikolauspitals und wurde endlich 1486 an Meister Lorenz, den Bader zu St. Johann, verkauft. Auf dieser Bädstube haftete laut Stiftung des Bürgers Hans Kromer die Verpflichtung, an jedem Dienstag arme Leute beiderlei Geschlechts „gütig aufzunehmen, zu pflegen, zu besorgen und lauterlich zu baden um Gottes willen.“ Für jeden Weigerungsfall sollte dem Bader eine Geldstrafe auferlegt werden.³⁾

In der Hussitenzeit scheint Liegnitz die erste Apotheke erhalten zu haben. Im Jahre 1429 findet sich in den Stadtbüchern erwähnt Ursula, Michels des Apothekers Witwe. Wir erfahren 1438, daß weiland Johann Herterich seine Apotheke an den Apotheker Heinrich verkauft hat. Diese herzogliche Apotheke wird schon 1439 von der Herzogin Elisabeth an den Rat von Liegnitz abgetreten, der sie seitdem als Stadtapotheke unter seiner Hoheit behält. Sie lag anfangs im ersten Viertel der Frauengasse neben dem Pruschwitzschen Eckhause und bildete einen ganzen Hof. Schon im Jahre 1468 verlegte Dompnig Ronneberg seine Apotheke an den Kleinen Ring zwischen des Rates Weinkeller und den Schweidnitzer Keller, wo sie dann lange Zeit geblieben ist. Die linke Hälfte des Rautenkranzgrundstücks dürfte dem der alten Stadtapotheke entsprechen.⁴⁾

¹⁾ Diese ältere Kalte Herberge ist öfter mit der späteren am Waltergäßel verwechselt worden.

²⁾ Schirm. 4 Nr. 5.

³⁾ Schöppb. 1428, 23. b.

⁴⁾ Stadtbuch I. 96. Die Stadtapotheke besitzt ganz vorzüglich erhaltene Bestätigungsurkunden von Leopold I. (1680) und Karl VI. (1727), in denen ihre Privilegien von 1438, 1441, 1562, 1584, 1596 und 1615 aufgeführt sind. Vgl. Schöppb. 1468, 69. b.

Kirchliche Stiftungen und Spitäler.

Die Verwaltung der Güter der Breslauer Kirche im Liegnitzer Sprengel wurde vom Bischofshof aus geleitet. War er älter als die Stadt? — Wenn wir erwägen, daß Liegnitz eine der Lieblingsresidenzen der ersten Herzöge war, so werden wir wohl annehmen müssen, daß auch der Bischof sehr früh ein Absteigequartier in Liegnitz besessen hat, zumal es in dem ältesten Teile der Niederstadt lag. Da der Bischof sich zeitweilig in seinem Hofe aufhielt, mußte dieser mit dem Zubehör einer geistlichen Hofhaltung ausgestattet sein. Die Kapelle des Bischofshofes war im Mittelalter der Maria Magdalena geweiht und wurde von eigenen Altargeistlichen versorgt. Zu den Gemächern des Bischofs traten Wohnungen für eine Anzahl Beamter, den Procurator oder Schaffer — als erster wird 1258 Milenus genannt,¹⁾ der später Archidiacon wurde — der den Bischof zu vertreten und die Verwaltung zu leiten hatte; den Vizeprocurator, seinen Vertreter, der zugleich zweiter Altargeistlicher war; den bischöflichen Hofrichter und den Vogt, der jenen zu unterstützen und die Rechte und Güter des Bischofs gegen weltliche Gewalt zu schützen berufen war; vielleicht auch für einen Notar, falls nicht das Notariat des Bischofshofes von einem jener Geistlichen verwaltet wurde.²⁾ Nimmt man die Amtsräume und die Unterkunft für das nötige Gefinde hinzu, so wird man des guten Liegnitzer Chronisten Gottfried Schwabels Behauptung wohlbegründet finden: „Ist vor alters ein hochansehnliches und umb sich weit begreifendes Palatium gewesen“. Schade, daß vernichtende Brände diesen stattlichen Bau spurlos verschwinden ließen!

Jenseits des Stadtgrabens lag der Bischofsgarten, heute etwa Gartenstraße 8 und 9, mit Haus und Scheune. Als die Stadt sich entschloß, zur Hussitenzeit die Gräben zu verbreitern, tauschte sie ihn 1426 vom Bischof Konrad gegen mehrere Grundstücke auf der rechten Seite der Neuen Breslauer Straße ein, die zu einem neuen Bischofsgarten zusammengelegt wurden, während der alte zur Erweiterung des Stadtgrabens und zur Anlegung eines Befestigungsteiches verwendet wurde.³⁾

¹⁾ Marktgraf und Schulte, Liber foundationis episcopatus Vratislaviensis LXXV — LXXVII.

²⁾ Die bischöflichen Beamten ergeben sich aus Stadtb. I 21: Her Mertyn, der schaffer vnd vorwezer uff des bischoffs hove czu Legnicz; Schirm. 223 Nr. 342: Martinum procuratorem curie nostre episcopalis; ebenda: viceprocurator, advocatus (Vogt), notarius; 100 Nr. 137: auditor causarum; Schirm. Exzerpte und Abschriften, Art. d. Stadtarchivs Zauer v. J. 1420: Johannes Belaw Hofrichter und Hannos Krentschicz Vogt. Dieser hat die Verhandlung in Tschirnitz geleitet, jener fällt die endgültige Entscheidung. Die Würden erscheinen auch mit Kanonikaten und Prälaturen vereinigt.

³⁾ Bittchen, Geschoßbuch; Schirm. 344 Nr. 564.

Seit die Deutschen sich im schlesischen Tiefland ansiedelten, brauchte der Bischof für die anwachsende Bevölkerung Aufsichtsorgane und setzte in Oppeln, Glogau und Liegnitz Archidiaconen ein, welche bei den Kirchen und Gemeinden regelmäßige Visitationen abzuhalten hatten. Der Liegnitzer Archidiacon — als erster wird wieder jener Milepus 1262 genannt — nahm seine Wohnung unter der Burg bei der Schwarzwassermühle vor dem Glogauer Tore. Der Archidiaconats-hof stand auf einer Insel, die von Schwarzwasserarmen umflossen wurde, und in seiner unmittelbaren Nähe die alte Pfarrkirche zum Heiligen Grabe, deren Pfarrer schon 1233 erwähnt wird. Ihre Einkünfte zur polnischen Zeit müssen bedeutend gewesen sein, denn als Herzog Boleslaw II. bei der Gründung der Stadt die Einkünfte der Kirchen regelte, bewilligte er der Grabeskirche als Ersatz für frühere Rechte und Einnahmen mehr als fünfmal soviel wie den beiden anderen Pfarrkirchen.¹⁾

Hat diese Kirche von vornherein die besondere Gunst der Herzöge genossen? Nachdem schon Herzog Boleslaw III., wie es scheint, den Versuch gemacht hatte, bei der Schloßkirche ein Kollegiatstift einzurichten,²⁾ begründete sein Sohn Wenzel I. mit Zustimmung seines Bruders Ludwig im Jahre 1348 das Kollegiatstift zum Heiligen Grabe und erhob die alte Kirche zum Dom von Liegnitz.³⁾

1) Schirm. 7 Nr. 9. cum locaremus — concordauimus. Die Sätze 8: 1 $\frac{1}{2}$: 1 $\frac{1}{2}$ Mark.

2) Formelbuch des Arnold von Prozan Cod. dipl. Sil. V 86 Nr. 98: Viris sapientibus et discretis magistro Goskoni Glogouiensi et domino Tymoni de Posern, S. Laurencii in castro Legnicensi canonicis . . salutem in domino. Heinrich von Würben war Bischof zur Zeit Boleslaws III., 1302 bis 1319.

3) Der Liegnitzer Dom hat den Ortshistorikern außer Thebesius viel Kopfzerbrechen gemacht. Für die Stiftung des Domes gibt Samnter das Jahr 1346 (I 249) und 1347 (I 258) an, während 1348 allein richtig ist nach der von Thebesius I 20 und Ehrhardt 149 Ann. K abgedruckten Inschrift, die Grunaeus überliefert hat. Samnter läßt wie viele andere — auch Neuling, Schlesiens Kirchorte 170 — den Dom zur Hussitenzeit abbrechen. Das ist eine willkürliche Combination, die durch viele urkundliche Zeugnisse widerlegt wird. Ich führe nur an die Konfirmationsurkunde Herzog Friedrichs I. für den Dom vom Jahre 1475, die unter den Urkunden des Kollegiatstifts im Staatsarchiv zu Breslau liegt, die Notariatsinstrumente der folgenden Anmerkung, in denen die Grabeskirche eigens erwähnt wird, und endlich, um jeden Verdacht der Transfrierung des Domkapitels nach St. Johann zur Hussitenzeit zu beseitigen, ein Testament des Liegnitzer Bürgers Martin Herfart, Stadtb. III 59 ff. In diesem heißt es: Item ich habe czwu marg geldes off Jorge Rymberg czu Prymkendorff, dy bescheide ich zu der Kirchen Sanct Johannis zu Legnitz . . Item zcu der Thumkirchen zcu Legnicz zu besetzen VI golden. Im Stadtbuch eingetragen 1491. Beide Kirchen bestanden also gleichzeitig nebeneinander. Wie die folgende Anmerkung zeigt, sind auch die Kurien und andere Gebäude kein Opfer der Hussitenzeit geworden, wie andere glauben. Thebesius kannte als Stadthyndikus den Sachverhalt am besten, weil er die Urkunden und Handschriften in amtlicher Tätigkeit studiert hatte.

Obwohl schon 1349 als erster Domherr Nikolaus von Rothfisch auftritt und bald andere Kanoniker und Vikare folgen, wurde die Stiftung doch erst 1363 von Bischof Prectzlaw bestätigt. Der Herzog schenkte den ganzen Raum der Schloßvorstadt mit Ausnahme des Schleußhofes, der vielleicht an der Stelle des Hauptpostgebäudes lag. Auch alle Wasserläufe um die Domfreiheit, außer dem hinter dem Schleußhofe,¹⁾ wurden mit dem Rechte der Fischerei dem Domkapitel übereignet. Bald wird die Grabeskirche von den Bauten umgeben gewesen sein, die zur Ausstattung eines Domkapitels gehörten.²⁾ Zu seinen Verhandlungen wurde das ehrwürdige Kollegium durch Glockengeläut in das Kapitelhaus berufen; im Propsteigebäude nahm der Vorsitzende seine Wohnung, es traten hinzu die Kurien der übrigen Prälaten und Kanoniker: des Dechanten, der den Gottesdienst zu überwachen, des Scholastikus, der das Schulwesen zu leiten hatte, des Archidiaconus, der nun ins Domkapitel eingetreten war, des Kustos, dem der Schatz, und des Kantors, welchem die Sorge um würdige Ausgestaltung des gottesdienstlichen Gesanges anvertraut war. Es sollten bis zu 24 Domherrenstellen eingerichtet werden. Dazu kamen die Vikarien — es waren 1402 schon neun — die für die Domherrn bei gottesdienstlichen Handlungen eintraten, die Mansionarien der Kapelle zu Unser Lieben Frauen am Chore des Domes, der Dompvogt und endlich das zahlreiche Gefinde der geistlichen Herren — für sie mußten ebenfalls Wohnungen bereit sein. Freilich wohnten nicht alle gleichzeitig „auf dem Dome“, die dort Pfründen und Ämter hatten; der Dompfarrer scheint sogar meist

¹⁾ Sollte der Schleußhof, Schirm. 160 und 323, da gelegen haben, wo die Gräben des Schlosses, der Stadt und des Domes ihren Abfluß nach dem Schwarzwasser haben mußten, d. h. auf dem Grund und Boden des späteren Bernhardinerklosters? Der Zufluß der Gräben mußte von Nordwest kommen, der Abfluß nach Nordost stattfinden. Dort dürfte eine Hauptfchleufe bestanden haben, die natürlich von großer Bedeutung für die Verteidigung war.

²⁾ Für die Baulichkeiten der Domfreiheit fand ich u. a. folgende Belege: Marienkapelle: Notariatsinstr. Arch. Liegn. d. a. 1482: capella beate Marie virginis choro ecclesie coll. Legn. annexe; Kapitelhaus: Notariatsinstr. Kgl. Staatsarch. Bresl., Urff. des Collegiatstifts Nr. 16 d. a. 1471: in stuba domus capitularis Legnicensis; Archidiaconat: Proventus eccl. sti. Petri: curia archidiaconi, vgl. S. 27, Anm. 2; Domherrnkurien: Notariatsinstr. Arch. Liegn. 1462: in stuba domus habitacionis . . . Johannis Crewczburg, can. eccl. coll. s. Sep. dom. apud eandem eccl. in summo site; Notariatsinstr. Arch. Liegn. 1494: in stuba siue estuario domus habitacionis Leonardi Eberleyn apud eccl. coll. s. Sep. dom. Legn. site. Propstei: Notariatsinstr. Arch. Liegn. 1467: in stuba maiori domus prepositure eccl. coll. Legn. in summo Legn. site; Stadtmauer, Torhaus, Badestube, Kretscham Schirm. 320—324. Befestigungen Schirm. 373; Brauhaus ergibt sich aus den Bestimmungen über Bierverkauf Schirm. 320—324. Schule: Schöppb. 1459, 76 rc.

in der Stadt gewohnt zu haben.¹⁾ Und doch muß dort unter der Pfaffenburg rings um die Grabeskirche und ihren Kirchhof eine stattliche Gruppe von Häusern den Domplatz umfümt haben, eine stille, beschauliche Welt für sich, die vielleicht gestört wurde, wenn die Jugend aus der Domschule oder die Gäste aus dem Domkretscham nach Hause eilten. Natürlich hatten die Herren ihre Badestube am Domtor, ihr Brauhaus und was sonst das Leben im Mittelalter erträglich machte.

Während dies alles entstand, war auch die Kirche durch einen prächtigen Neubau ersetzt worden. Benzels Sohn Ruprecht begann 1397 den Dom von Grund aus zu erneuern, und die Bauzeit von 28 Jahren dürfte für die Großartigkeit des Werkes sprechen. Erst 1425 hat ihn Ludwig II. vollendet und zu Ehren des Heiligen Grabes, Mariens, der Maria Magdalena, der heiligen Hedwig und des heiligen Wenceslaus weihen lassen. Zum Schutze des Gotteshauses ließ der Herzog auf der Domininsel umfangreiche Befestigungen durch die Stadt aufführen, denen vielleicht einzelne Bauten geopfert worden sind, ohne daß die Hauptgebäude davon berührt wurden. Wie sicher die Domininsel seitdem erschien, geht schon daraus hervor, daß um 1475 die kostbaren Urkunden der Peterskirche in der Sakristei des Domes niedergelegt wurden. In seinem Schoße ruhte der Stifter, sein Sohn Ruprecht und andere Mitglieder des freigebigen Fürstenhauses. Vermächtnisse und Ankäufe verschafften der vornehmen Kirche den Besitz eines großen Teiles der Glogauer Vorstadt.

Inmitten dieses Besitzes finden wir einen Kirchhof und ein längst verschollenes Kirchlein. Die Glogauerstraße wird von der Moritzstraße geschnitten, deren nördliches Ende — eine Sackgasse — im Mittelalter, wie wir sahen, Finsterwalde hieß. Alle Nachbargrundstücke der Finsterwaldgasse zahlten Zins an die Geistlichen des Domes, und auf einem von ihnen wohnte der Vogt der Vikariengemeinschaft. Zwischen diese Höfe und Gärten eingebettet lag das Kirchlein zu St. Barbara, von einem Friedhof umgeben, dort, wo jetzt der Gasthof zum Walfisch steht. Da nun die Domgemeinde auf der alten Pfarrgemeinde des Heiligen Grabes aufgebaut war und der Raum der Domininsel, besonders seit den Befestigungsarbeiten Ludwigs, immer beengter wurde, so ist es erklärlich, daß man den Friedhof nach außen verlegte und

¹⁾ Stadtb. III. 43. b. 1487. [Wir etc.] bekennen, das vor vns in sitzendem rate komen ist der ersame er Johannes Fridrici pharrer offim thume vnd hat durch Mathie vnsern statschreyber seynen gekornen vormunden abegetreten vnd offgelossen Petir Rosendorn . . . seyn hawß vnd hoff, garten mit allir czugehorunge offem kolmargte gegen dem slosse obir gelegen etc.

Geschoßbuch 1414: De domo domini curati datur census (in der Gerbergasse). Geschoßbuch 1451: domus domini Leymhows (auf dem Neuländel), vgl. Schirrm. 438 Nr. 738 Leymhaws, curatus etc.

eine Friedhofskapelle erbaute, zumal die übrigen Pfarrkirchen ebensolche Filialkirchen und Friedhöfe besaßen. Die Barbarakirche hatte ihren eigenen Schaffer, der 1462 als Domherr bei der Grabeskirche wohnte.¹⁾

Älter als der Dom, obwohl in der Ordnung der Liegnitzer Kirchen hinter ihn zurücktretend, war die Liebfrauenkirche, über deren wechselvolle Baugeschichte schon berichtet worden ist.²⁾ Die Lage des Kirchengrundstücks wich in ältester Zeit stark von der späteren ab. Während das Hauptsteueramt der ältere Pfarrhof war, scheinen die Häuser an der Stadtmauer erst seit 1362 allmählich an die Kirche gekommen zu sein.³⁾ Der Pfarrer war zugleich Scholastikus im Domkapitel; Herren aus den Familien v. Ponikau, v. Pannwitz, v. Langenau, v. Knobelsdorf und Liegnitzer Patrizier sind Liebfrauenpfarrer gewesen. Unter der Amtsführung des Lukas Hezeler, der im Jahre 1422 starb, scheint ein Außenfriedhof angelegt worden zu sein, der zwischen der heutigen Königsallee, der Gartenstraße und dem Ziegenteiche lag, und zu welchem vom Niederkirchhof eine Brücke führte. — Auf dem Friedhof erhob sich die Jakobskirche, in welcher jener reiche und wohlthätige Pfarrer einen Marienaltar gestiftet hatte.⁴⁾ Die Scheune, die ferner auf

¹⁾ Die Feststellung der Lage der Barbarakirche war mir ein neuer Beweis für die große Zuverlässigkeit des Bitschenschen Geheißbuchs. Nach diesem mußte sie auf dem Grundstück des Gasthofes zum Walfisch liegen, und wirklich hat der Besitzer beim Grundgraben auf dem Hofe Gebeine und einen Grabstein von einer Familie gefunden, die im 16. Jahrhundert auf dem Dome wohnte. Herr Ernst hat liebenswürdigerweise dieses Epitaph der Anna v. Rittlich, Tochter des Wolf v. Rittlich (Butte, Merkbuch des Hans v. Schweinichen S. 24, 51, 54 zc.) dem Altertumsmuseum geschenkt. Den Ursprung der Kirche kann ich nicht urkundlich nachweisen, hoffe aber, bei der Bearbeitung des Privatbesitzes Spuren zu finden.

Vgl. Stadtb. II. 104. Der Schaffer ist Johannes Kreuzburg, vgl. Anm. 82.

²⁾ Zu meinen Ausführungen über die Baugeschichte von Liebfrauen, Mitteilungen I. 71 ff., habe ich, da es sich hier nur um eine Übersicht handelt, nichts hinzuzusetzen. Die dort aufgestellten Bauabschnitte habe ich bei weiterer Durchsicht der Akten bestätigt gefunden. Der schlagendste Beweis für den Neubau von Liebfrauen zwischen 1362 und 1386 ist das Vorhandensein eines Liebfrauenofens in der Stadtziegelei im Jahre 1372. Meine Vermutung, daß die Tuchmacherkapellen nicht nur, wie Vingte meint, nach dieser Zechen benannt, sondern von ihr gestiftet seien, wird bestätigt durch Akt. 286 Arch. Liegn.: Zinse und Register . . des Gestifts der Capellen in U. L. Frauen Kirche, welche vom handwercke der Tuchmacher Zechenn, meister und gesellen seind gemauert worden.

³⁾ Im Jahre 1416 gab es dort noch Privatbesitz, wie die folgende Eintragung beweist. Schöppb. 1416, 22. b: Dorothea Kurzenickelyne . . bekante, daz sy vorkaufft hette Dorothean Gysilherynne . . ir hows vnd hoff uff dem Kirchhofe czu vnsrer lieben frawen hindir dem kore gelegen.

⁴⁾ Die Jakobskirche finde ich zuerst 1437 im Liebfrauenzinsbuch erwähnt. Sie ist aber älter, wie sich aus folgenden Worten Bitschens im Zinsbuch ergibt: Das altare, das etwenn seliger her Lucas Hezeler, scolasticus vnd pfarrer czu vnsrer libin frawen czu Legnicz gestiftet had in sanct Jacobs capellen awwendig der stad vmb dem kirchhoffe doselbist gelegen, hat V marg geldis, dy her doczu bescheiden hat. Die Kirche muß also 1422 bestanden haben, denn das ist sein Todesjahr.

dem Friedhof stand, durfte der Pfarrer für sich und seinen Pfarrhof benutzen, mußte aber die Schlüssel zu den Schlägen und dem Tore, die auf den Kirchhof führten, jedesmal beim Torwärter abliefern.¹⁾

Die Pfarrkirche der Oberstadt, vermutlich jünger als die Liebfrauenkirche, war dem Apostelfürsten Petrus geweiht und hieß im Mittelalter Peterskirche.²⁾ Seit die Stadt im Jahre 1396 auch Sankt Paulus in ihr Wappen aufgenommen hatte, erhielt die Kirche allmählich ein Doppelpatronat. Um 1420 stellte man beide Apostel als Wächter des Ringportals auf;³⁾ doch erst seit der Amtsführung des Pfarrers Sigismund Ahe⁴⁾ gewinnt die Verehrung des Apostels Paulus festere Formen. So heißt die alte Sankt-Peters-Brüderschaft schon 1455 die Brüderschaft Sankt Peter und Paul, in den folgenden Jahren werden beide Heiligen amtlich als Schutzpatrone genannt,⁵⁾ und 1466 läßt Pfarrer Ahe die Bilder beider auf dem neuen Hochaltar aufstellen, ohne daß freilich im Volksmunde der neue Name sich einbürgerte. Noch in der Reformationszeit sprechen die Schöppen von den Predigern zu St. Peter.

Die Peterskirche wurde offenbar den deutschen Ansiedlern bei Gründung der Stadt als eigentliche Stadtpfarrkirche überwiesen. Sie beherrschte den Ring, ihr Pfarrer war zugleich als Dompfropst das vornehmste Mitglied des Domkapitels, ihre Geistlichen und

1) Es sei gestattet, eine Bemerkung anzufügen. Lutsch, Kunstidentmaler, bringt die schöne Glockeninschrift von Liebfrauen; sie ist eine moderne Übersetzung des Originals in leoninischen Hexametern (1426):

En ego campana nunquam denuncio vana,
Laudo deum verum, plebem voco, congreco clerum,
Funera deploro, Bealeal fugo, festa decoro.

Stadtarchiv Breslau und Schwebel S. 206.

2) Die Geschichte der Oberkirche verdanken wir dem verdienstvollen ehemaligen Pastor primarius Ziegler, der durch seine Schrift: Die Peter-Paul-Kirche in Liegnitz, Liegnitz 1878, wesentlich zur Belebung der Teilnahme für die hochinteressante Kirche beitrug. Es gelang ihm, in kurzer Zeit viel urkundliches Material zu sammeln, doch ist der archivalische Stoff für diese Kirche ganz außerordentlich reich; ich bitte um Entschuldigung für die Ausführlichkeit, mit der ich meine abweichenden Darstellungen begründe.

3) Vgl. die Anmerkung zur Schützenkapelle. Daß Luchs diese Skulpturen in die Mitte des 14. Jahrhunderts setzt, darf nicht irre machen; er ist überhaupt nicht sehr glücklich in seinen Aufstellungen über die Liegnitzer Kirchen gewesen. Lutsch nimmt 1396 als Entstehungszeit an und kommt damit der Wahrheit erheblich näher.

Zur Peter-Pauls-Brüderschaft vgl. Stadtb. II 72.

4) Sigismund Ahe, der schon 1451 als Propst, also wohl auch Peterspfarrer bei Schirm. 451 Nr. 758 urkundlich erwähnt wird, scheint unmittelbarer Amtsnachfolger des Dompfropstes und Peterspfarrers Johannes Bawde gewesen zu sein.

5) Stadtb. II 85. b: dy pfarrekirche des heiligin sand Peters vnd Pawels; Schöppb. 1457, 49. b: dy kirchenbeter der pfarrekirchen der heiligen czwelfboten sand Petir vnd sand Pawel.

Ziegler 184. ecclesia sanctorum Petri et Pauli apostolorum. Ablassbrief des Erzb. Hieronymus von Kreta v. J. 1460 in der Thammekapelle.

ihr Bau erhielten eine in ihrer Fülle kaum zu übersehende Reihe der verschiedensten Stiftungen.

Das Gebäude lag auf einem engen Kirchhofe, den eine Mauer einschloß.¹⁾ Das Grundstück reichte bis zur Stadtmauer, an welche sich Pfarrhaus, Schule und Glöcknerei lehnten. Die Petersparre, schon 1329 als steinernes Gebäude erwähnt, wurde von jenem hochverdienten Pfarrer und Dompropst Ake ausgebaut und mit Wandmalereien und Inschriften geschmückt.²⁾

Um 1327 begann wahrscheinlich die Stadt den Neubau von St. Peter.³⁾ Zunächst errichtet man die Nordwand am Ringe mit dem Nordturm; über die Fortsetzung des Baues schließt der Rat 1333 mit Meister Wiland einen Vertrag, der ihn verpflichtet, die Südwand mit dem Südturm bis zur Dachhöhe, die inneren Pfeiler bis zum Gewölbe, dazu Hauptportal, Radfenster und die übrigen Steinmearbeiten außer den Gewölbeanfängern herzustellen.⁴⁾

¹⁾ Diese Kirchhofsmauer ist auf dem Stadtplan von 1625 eingezeichnet und auf den Skizzen des Ingenieurs Werner aus der Mitte des 18. Jahrhunderts noch deutlich zu sehen.

²⁾ Schirm. 62, Nr. 91 in domo lapidea. Zu Ziegler S. 14 ist folgendes zu bemerken: Die Inschriften des ehemaligen Peterspfarrhauses, jetzt im Städtischen Museum, konnten sich nur auf das Pfarrhaus selbst beziehen, nicht auf das Fronleihnamskloster. Beide Inschriften sind bisher unrichtig wiedergegeben. Die erste lautet: Venerabilis vir dominus Sigismundus Atcze, decretorum licenciatus, maioris Wratislaviensis archidiaconus et canonicus, ac collegiate Legnicensis. ecclesiarum prepositus me, parietem scilicet, ornari fecit anno domini m^occcc^olxxi^o. Diese Ausschmückung der Wand bestand in der Ausmalung, wie die zweite Inschrift meldet: parietes pinxit. In dieser zweiten Inschrift, die Lutsch S. 252 abdruckt, ist die erste Zeile wahrscheinlich zu lesen: Hic Sigismundus, decretorum licen (ciatus) Atcze vocatus. Decretorum ist stark verkürzt, die Versart entspricht seinem amtlichen Titel, wie er auch in seiner Grabinschrift wiederkehrt. Schw. 163; Wahr. 315: venerabilis decretorum licenciatus, dominus Sig. Atcze. Vgl. auch aus seiner Altarinschrift Schw. 163. Wahr. 236: me fieri fecit mit dem obigen me ornari fecit.

³⁾ Der neue Kirchhof außerhalb der Stadt wird 1327 zuerst erwähnt. Es ist kaum zu gewagt, die Erweiterung des Friedhofes mit der Erweiterung der Kirche in Zusammenhang zu bringen, zumal der Vertrag mit Wiland von 1333 einen bei der Langsamkeit des mittelalterlichen Kirchenbaus um mehrere Jahre zurückdatierenden Beginn des Baues voraussetzt. Außerdem fällt wahrscheinlich in das Jahr 1328 eine Stiftung des Henricus Calvus ad fabricam ecclesie. Schirm. 59 Nr. 87.

⁴⁾ Für das Gedinge der Kirchbawer czu St. Peter, Schirm. 71 Nr. 102, gebe ich nach dem Original folgende Verbesserungen: Zeile 1 fehlt XXX; 3. 3 institore, nicht Insitore; 3. 10 in mercede statt pro mercede, marchas statt marcas; 3. 12 trucz stein = Widerlager, Gewölbeanfänger. (Diese Gewölbeanfänger sind in der Tat, wie die Kirche vor dem letzten Umbau deutlich zeigte, nie aufgelegt worden, weil der ursprüngliche Plan aufgegeben wurde. Das t in trucz hat genau dieselbe Gestalt wie in tecti desselben Originals. Wennide, der die meisten Fehler des Schirmmacherschen Abdrucks verbessert, liest cruzersteine, er hat das Zeichen über dem z unrichtig gedeutet; es findet sich dort stets bei diesem Buchstaben; 3. 13 aliis multis; 3. 14 Hecardi statt Chardi. Vgl. Wennide, Bildende Künstler des Mittelalters in Siegnitz. Museumszeitschrift III 251.

Bald muß der ursprüngliche Plan nicht genügt haben. Hat Meister Wiland¹⁾ den Rat überredet, die schon im Bau begriffene Hallenkirche zu einer Basilika zu erweitern? Künstler seines Namens sind Breslauer Baumeister gewesen, der Grundriß unserer Peter-Paul-Kirche hat auffallende Ähnlichkeiten mit dem der Elisabethkirche, und die Übereinstimmung beider Bauten würde noch größer sein, wenn der Baumeister von St. Peter nicht mitten im Werke gestört worden wäre.²⁾

Schon war der Aufbau des Mittelschiffs zur Hälfte fertig, mächtige Fensteröffnungen zwischen breiten Pfeilern über einem Sandsteingefims waren dazu bestimmt, dem Innenraum eine Fülle von Licht zuzuführen, da muß ein Ereignis von so zwingender Gewalt eingetreten sein, daß die Stadt den Bau ihrer Hauptkirche jäh unterbrach.

Unwillkürlich denken wir an den allgemeinen Stadtbrand

¹⁾ Daß dieser Meister Wiland mit der Breslauer Künstlerfamilie, in der dieser Name vorkommt, zusammenhängt, ist sehr wahrscheinlich. Bernicke, Bildende Künstler des Mittelalters in Liegnitz. S. 252. Lutsch, Die Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Liegnitz. S. 208.

²⁾ Zur Einweihung der Oberkirche veröffentlichten die Geistlichen 1894 eine Zeitschrift, in welcher Ziegler seine Darstellung ergänzte durch den Aufsatz: Etwas Altes und etwas Neues aus der Geschichte von St. Peter und Paul. Meine Darstellung fußt nun auf dem Befunde der darin erwähnten Kirchenbesichtigung vom 8. und 9. März 1886 (Ziegler: Zur Weihe etc. S. 17 ff.). Dazu kamen die von der Peter-Paul-Bibliothek und dem Städtischen Museum gütigst überlassenen Photographien der Kirche vor dem Umbau, die Nachrichten der Handschriften und Urkunden, die zuverlässigeren Chronisten, eingehendere persönliche Nachforschungen im Bauwerk und mehrfache Besprechungen mit Sachverständigen an Ort und Stelle.

Zieglers Ausführungen (Zur Weihe etc. S. 21 ff.) über die Wirksamkeit Meister Konrads führen zu der unwahrscheinlichen Annahme einer dreimaligen Bedeckung des Mittelschiffs im Laufe von kaum 6 Jahrzehnten: ¹⁾ Niedriges Gewölbe der Hallenkirche, ²⁾ provisorische Balkendecke, ³⁾ Gewölbe einer nicht vollendeten Basilika. Das erste Gewölbe läßt sich nicht begründen, denn keine Aufzeichnung nötigt uns, die Hallenkirche Wilands als vollendet anzunehmen; die Balkendecke in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu verlegen ist sehr mißlich. Eine Stadt, die eben damals die Liebfrauenkirche aufbaut, das Rathaus errichtet, Mauern und Türme auführt, neue Ziegelwerke anlegt, die Erbhöferei, die Brothänke, das Dorf Henningsdorf ankauft, soll das Mittelschiff ihrer Lieblingspfarrkirche nicht aufmauern und überwölben können, soll sich von einem leichtfertigen Architekten darin beirren lassen, um sich mit einer Balkendecke zu begnügen? Die obenstehende Entwicklung entspricht der Wahrscheinlichkeit. Es kommt hinzu, daß das Mauerwerk des überhöhten Mittelschiffs, so weit es auf dem Boden der Seitenschiffe noch sichtbar ist, recht gute und sorgfältige Arbeit zeigt, bis auf die Ausfüllungen der halb fertigen Fensteröffnungen. Herr Maurermeister Pursche, der die Restaurationsarbeiten ausgeführt hat, versichert mir, daß dies Mauerwerk nicht wesentlich verschieden ist von dem, das sicher von Meister Wiland herrührt, jetzt aber unter den Verblenden verschwunden ist.

vom 25. Mai 1338, der die Liebfrauenkirche vernichtete.¹⁾ Nun mußte wenigstens eine benutzbare Stadtpfarkirche geschaffen werden, zu deren kunstgerechter Vollendung bei der allgemeinen Not Kräfte und Mittel fehlten. Man wird die halbvollendete Kirche nach Osten durch eine Holzwand und in der Höhe durch eine Balkendecke abgeschlossen haben, deren Spuren vor dem letzten Umbau noch zu erkennen waren.²⁾ So erreichte man, daß Bischof Manfer schon nach kurzer Zeit die neue Stadtkirche weihen konnte.³⁾

Wer die Gewölbe der Peter-Paul-Kirche besteigt, wird ein Gefühl der Wehmut nicht unterdrücken können beim Anblick der mit schlechtem Mauerwerk ausgefüllten Fensteröffnungen und des zerشلagenen Gesimses in dem tadellos schönen Aufbau, der uns erzählt, wie eine aufstrebende deutsche Gemeinde an der Vollendung eines Lieblingswerkes verzweifeln mußte.

Wir wissen nicht, wann der Bau wieder aufgenommen wurde. Zunächst überwölbte man die Seitenschiffe und die um zwei Joche erweiterte Sakristei;⁴⁾ man erbaute einen geräumigen Chor, dessen Schiffe einzeln im Achteck abschlossen, aber es war nicht mehr Meister Wilands gediegene Bauweise.⁵⁾ Endlich gab man auch seinen Plan preis. Statt die Basilika zu vollenden, legte man ohne Rücksicht auf die Gliederung des älteren Baues ein Netzgewölbe über das Mittelschiff, das bei weitem nicht die Höhe des geplanten und schon vorbereiteten Gewölbes erreichte. Von den Türmen wurde nur der nördliche ausgebaut, mit einer achtfseitigen Pyramide bekrönt⁶⁾ und 1373 mit einer Uhr ausgestattet, nach deren Glockenschlag — man mußte bis 24 zählen — sich die ganze Stadt richtete. Als den nicht allzu rühmlichen Vollender des Baues haben wir wohl Meister Konrad den Maurer anzusehen,

1) Die Anschauung, die ich im Gegensatz zu den Chronisten über die Wirkungen des Stadtbrandes auf die Liegnitzer Kirchenbaugeschichte, Mitteil. I. 73, geltend machen zu müssen glaubte, macht auch das Bild der Bauentwicklung der Oberkirche einfacher und klarer.

2) Ziegler, Etwas Altes z. S. 21: „Die Stellen, wo die Köpfe der Balken gelegen haben, waren damals noch auf beiden Seiten dicht unter dem Gewölbe sichtbar“ usw.

3) Schirm. 93, Nr. 128. Da er 1341 gestorben ist, haben wir eine äußerste Grenze für die provisorische Wiederherstellung der Kirche.

4) Die Gewölbe der Seitenschiffe schließen sich an die Dienste, die noch von Meister Wiland herrühren, und haben die einfache Kreuzesform wie die der Sakristei.

5) Dieser östliche Erweiterungsbau besteht, wie Ziegler sehr richtig ausführt, aus minderwertiger Arbeit. Je mehr sich die Stiftungen häufen, desto flüchtiger sehen wir die Meister arbeiten. Eine scharfe Trennungslinie scheidet auf dem Boden der Seitenschiffe diesen östlichen Anbau von dem soliden Mauerwerk der ersten Baueit.

6) Das älteste Stadtbild aus dem Ende des 16. Jahrhunderts bringt den Turm noch in dieser Gestalt. Zur Turmuhr vgl. Bitschen, Zinsbuch: Anno ut supra, videlicet LXXIII. factum est horologium et campana eius. Schöppb. 1470, 14: in der newnczenden stunden nach mittage.

der im Jahre 1378 über die wesentlicheren Bauarbeiten Quittung gibt und erhält. Derselbe Pauwel Czigitstrycher, der als Kirchenvater die Vollendung der Niederkirche geleitet hat, ist auch der Bauherr der Peterskirche gewesen, als man die letzte Hand anlegte.¹⁾

Das Innere war, wie das der Liebfrauenkirche, in Ziegelrohbau ausgeführt, die Hallen unter und zwischen den Türmen gehörten zum Langhause. Die Portale waren nicht so zahlreich wie heute; als Haupteingang erschien durchaus das Nordportal am Ringe, das insolgedessen am reichsten ausgestattet war, während das eigentliche Hauptportal als „St. Peters Hinterkirchentür“ bezeichnet wurde.²⁾ Eine Tür führte gegenüber der Petersschule zur Sakristei und zum hohen Chore.³⁾

Obwohl die Kirche nun vollendet war, hörten die Arbeiten, wie verschiedene Abrechnungen beweisen, nicht auf. Bald begannen die Stiftungen zum Ausbau des schönen Kapellenkranzes, der den Raum noch bedeutend erweiterte und ihm einen Formenreichtum verlieh, der mit dem Schmuck der Glasmalerei, der zahlreichen Altäre und Epitaphien zu Beginn der Reformationszeit einen fast phantastischen Eindruck erweckt haben muß.

Die älteste der Kapellen ist zugleich die rätselhafteste. Im Jahre 1409 gibt Niklas Storketil, ein Vorwerks- und Sandgrubenbesitzer am Töpferberge, der Frau Clara, Witwe des reichen Nikolaus Ungeroten, öffentlich Quittung über die Bezahlung von Sandlieferungen „zu der Kapelle zu St. Peter“.⁴⁾ Das ist die erste Erwähnung einer Peterskapelle, und dieselbe begegnet uns 1435 in einem alten Register, das einen Zins „der Ungeroten zu Breslau zur Lampen in ihrer Kapelle“ anführt.⁵⁾ Um 1470 weilte der Breslauer Bürger Melchior Ungerathen in Liegnitz. Hier ersuchen ihn die Ratsherren, die Peterskapelle zu Ehren des Heiligen Geistes und St. Bartholomäi wiederherstellen zu lassen. „Da die Kapelle ganz untergeht und haufällig wird, so wollet doch bedenken, daß solche Kapelle von Euren Eltern und Freunden gestiftet und gebauet ist, soweit wir

1) Schirm. 201 Nr. 307; 214 Nr. 329. Die Abrechnung des Peter Hertil im Stadtbuche l. 32 b. aus 1390, die Bernide S. 253 abdruckt, bietet zu wenig Anhaltspunkte, um auf bestimmte Teile des Baues bezogen zu werden. An die Bruderschaftskapelle von 1502 zu denken, ist mißlich. Übrigens sind die Rußtischer eine Familie gewesen, die in den Geschößbüchern und Schöppnbüchern wiederholt vorkommt.

2) Schöppb. 1526 29 b. Hans von der Heyde . . am ringe an der ecken kegen sandt Peters hynder kirchethure ober.

3) Schirm. 201 Nr. 307.

4) Stadtbuch I 61: Wir Burg. u. Ratm. etc. bekennen daz wir in gesnem rate Niclase Storketil an eyne teile vnd Claren, dy Nitschen Ungerotens eliche howsfrawe gewest ist, vnd Katherinen, ire tochter, am andern teile ganz vnd gar vorrichtet vnd entscheiden haben vm dy ansprochen, alz her sy angesprochen hatte vm sandt czu der cappellen czu sante Petir . . .

5) Registrum ecclesie sancti Petri, Arch. Liegnitz.

vernommen haben. Drum wollet solche Kapelle wieder aufrichten und bauen.“ „Da hat sich's begeben“, so fährt der Bericht des Stadtschreibers fort, „daß er sich auf solch unser Begehr der Kapelle angenommen und sie aufgerichtet und gebauet hat mit seinem Gelde, wie das vor Augen ist.“¹⁾ Der Stifter dieser ersten Kapelle Nitsche Ungeroten war einer der reichsten Patrizier, 1396 herzoglicher Hofrichter und an Ruprechts Hofe sehr angesehen. Im März 1409 unterzeichnet er zum letzten Male ein wichtiges Privileg für seine Vaterstadt, und im Dezember treffen wir seine Gattin Clara als Witwe. Möglich, daß er während des Baues starb, seine Familie nach Breslau zog und der Bau nach ihrem Fortzug verfiel, sodaß schon nach 60 Jahren eine Wiederherstellung nötig war.

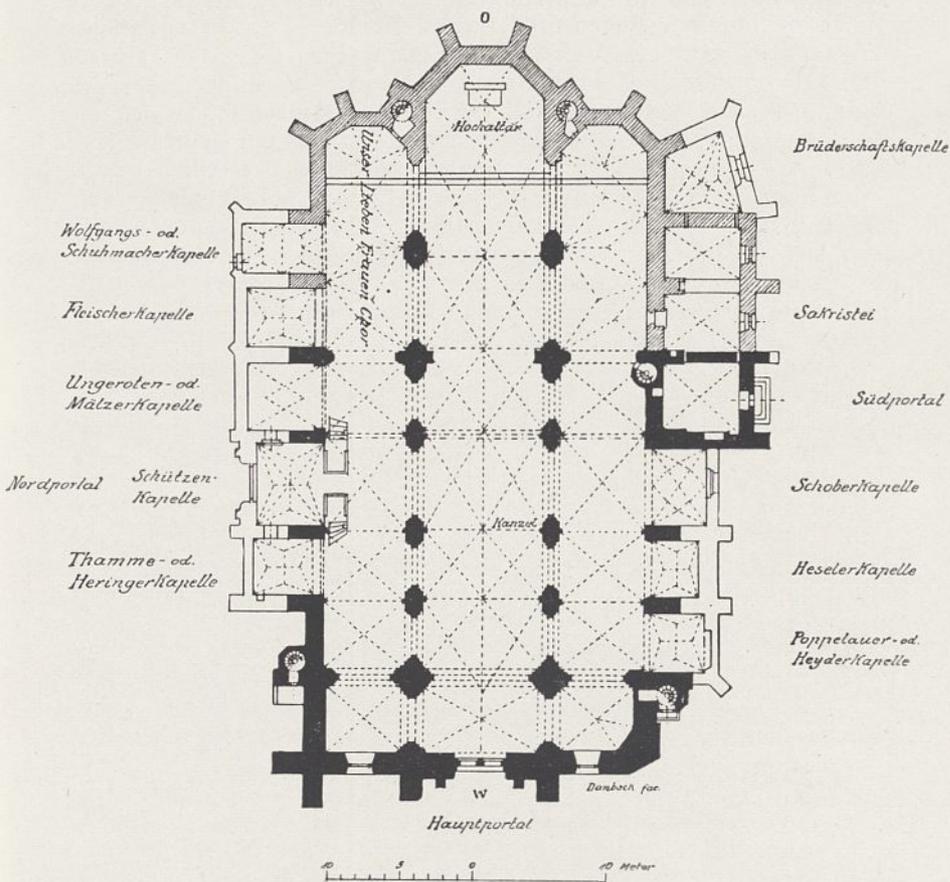
Wo lag nun diese Ungerotenskapelle?²⁾ Von allen jetzigen Peterskapellen kennen wir die Stifter außer derjenigen, die links vom Ringportal liegt und von Thebesius als Mälzertkapelle bezeichnet wird. Nichts hindert uns, diese Kapelle als die älteste zu betrachten, denn sie ist sicher älter als die links anstoßenden und kann älter sein als die benachbarte Kapelle über dem Ringportal. Auffallend ist ferner eine Ungleichheit in der Stellung der Vierpässe des Fensters, die auf eine willkürliche Änderung gelegentlich einer Restauration schließen läßt und zwar nach dem Muster des Fensters der Schuhmacherkapelle, die etwa um 1470 erbaut ist, also in der Zeit, als Melchior Ungeroten die Kapelle seines Vaters wiederherstellen ließ. Endlich erfahren wir von einem Liebfrauenaltar „vor der Ungerotenskapelle“³⁾ und wissen anderseits, daß die Seite des Chores, an welcher die Mälzertkapelle liegt, als Unser Lieben Frauen Chor bezeichnet wurde. Es dürfte demnach nicht allzukunftig sein, anzunehmen, daß die abwesende Familie Ungeroten der Mälzerzunft ihre Kapelle zur Pflege anvertraut hat, wie das bei der Schuhmacherkapelle zu derselben Zeit geschehen ist.

Zeitlich dürften nun die Kapellen folgen, welche unerschlesische, üppige Formen des Maßwerks zeigen. Wir sahen, wie Herzog

¹⁾ Stadtb. II 195. b, v. J. 1472. Eine interessante Verhandlung.

²⁾ Der Schönherrsche Plan, den wir unserer Darstellung zugrunde legen, weil er von einem Beamten des Stadtbauamts im Einvernehmen mit dem Verfasser der Schrift entworfen ist, der jedoch im einzelnen dem Zwecke des Aufsatzes angepaßt werden mußte, enthält Irrtümer in der Legende. Die Nummern 7 und 13 sind falsch, 8 unvollständig bestimmt. Nr. 7 wird von Thebesius als Mälzertkapelle bezeichnet I, 19: „Gegen dem Marate beym Tauffstein siehet er die Capelle der Schuhmacher, bald darneben der Fleischer, nachmahls der Mälzer, und folgends der Schützen, über dem Kirchen-Thore.“ Darauf erwähnt er die Thamme-Kapelle. Auch auf der Südseite nennt er die Kapellen der Reihe nach. Die Lage der Mälzertkapelle ist also nicht zweifelhaft.

³⁾ Schöpp. 1454, S. 128. Hannvs Schutzze bekante, das her verkawft hette deme ersamen hern Merten Sutoris, altarhern des alters in vnser liben frawen ere geweyt in der pfarrekirchen zcu sand Peter vor der Ungerothan capelle gelegen . . . eynehelbe marg geldis etc.



*Grundriss der Peter-Paul-Kirche
zu Liegnitz
im Mittelalter.*

Ludwig 1416 einen französischen Steinmetzen nach Liegnitz schickte; ihm verdanken wir wahrscheinlich das köstliche, reiche Maßwerk dreier Kapellen. Die erste und größte ist von dem Ratsherrn Nikolaus Poppelau erbaut worden, der 1428 starb und hier beige-
 gesetzt wurde. Im Mittelalter hieß sie nur die Poppelauer Kapelle;¹⁾ da indeß mehrere Mitglieder der verwandten Familie von der Heyde dort ihre Ruhestätte fanden, erhielt sie später den Namen Heyderkapelle. Die prächtigste ist eine Stiftung der Familie Heselers, die von den Erben des letzten Erbvogts das nahe Eckhaus am Ringe gekauft hatte; außerordentlich reizvoll muß diese Heselerskapelle²⁾ gewirkt haben mit ihrem üppigen Stalattitengewölbe und gefälligen Fenstermaßwerk — Meister Dhen hat sie mit einer Emporentreppe ausstatten zu müssen geglaubt. Einfacher in den Gewölbeformen, doch mit gleichem Maßwerk verziert ist die Thammekapelle, die der wohlhabende Bürger Paul Thamme († 1426) stiftete, um vor dem Altar dieser Dreifaltigkeitskapelle beige-
 gesetzt zu werden.³⁾

Es folgt die schöne, hohe Kapelle, die heute den Südeingang überwölbt; von dem Bürger Franz Schobirczan im Jahre

1) Bittsch, Zinsbuch: vor der Poppelauer Cappellen gelegin.

Registr. distributorum 1524: Domino Jeorgio Kesler de altari in sacella Popplaw VIII margk.

2) Stadtb. III. 16. (1481).

[Wir Burgermeister und Ratmanne] bekennen, das vor vns in sitzendem rate komen seynt her Paul Sebir vor sich vnd yn macht Katherinen seyner muter vnd seyner gewisterde, Hans Heyde auch vor sich vnd yn macht Hedwigis, seyner muter vnd gewisterde vnd habin becant, so sie czwey lehn vnd gestiffte yn der Hezeler Cappelle yn der kirche Sand Petir nebin dem ersamen Hanns Hezeler czu uorleyen hetten . . . haben sie . . . im ganze macht gegeben, das nehste lehn . . . das sal her . . . alleyne czu uorleyen habin . . .

Schw. 165: Capella Hesleriana. Wahr. Liegn. Mfr. 241: «In der Heblerischen itzo Puschischen Capelle». In beiden Werken steht diese Kapelle zwischen der Schoberschen und der Poppelauschen Kapelle. Auch stand das Grabmal des Paul v. d. Heyde nicht hier, sondern in der Poppelauschen Kapelle, die in der Kirchenchronik geradezu als Capella Heyderorum bezeichnet wird. Die Formen Heyder und von der Heyde werden in den Urkunden für dieselben Personen häufig gebraucht.

3) Registr. distributorum 1524: Domino Johanni Liboldt Bontczler de suo altari in sacella Thamme XVI margk. Im Peterszinsbuch Ms. Liegn. Nr. 8 werden die Heringer als Patrone genannt; ob das der Name der Familie Hering oder Zunftname ist, weiß ich nicht. Diese von Paul Thamme gestiftete Kapelle wurde später zur Fürstenbühne umgestaltet und Hoffapelle genannt. Inschrift mit Namen des Stifters früher über dem Altare vgl. Ziegler S. 180. In die Wand der Kapelle ist von Dhen ein altes Passionsbild eingefügt, das früher am äußeren Strebepfeiler angebracht war. Die Inschrift lautet: Exmittitur Ihesus de pretorio: ecce homo! Die Jahreszahl über dem Bilde: Anno domini MCCCCC undecimo (1511). Lutsch, Kunstdenkmäler III, 216 und Langenhan (Liegnitzer plastische Altertümer, S. 29) bringen die Inschriften in unrichtiger Form.

1420 gestiftet, hieß sie allgemein die Schoberkapelle.¹⁾ Nur wenig später ist auf der Ringseite daselbe Joch der Kirche, in welchem der Nordeingang lag, durch eine noch stattlichere Kapelle erweitert worden. Ein gewisser Gunther Birchin oder Birkener hatte 1420 der Stadt ein Kapital vorgestreckt; die Zinsen dieser Summe bestimmte er zum Bau einer Schützenkapelle²⁾ mit Altar, zu deren Patronen er den Rat und die Ältesten der Schützenbrüderschaft ernannte. Im Jahre 1425 scheint der Altardienst dort eingerichtet zu sein,³⁾ für den ein eigener Altarherr im Altaristenhause der Petersgasse Wohnung erhielt. Diese Kapelle ist in ungewöhnlicher Form angelegt. Da das Ringportal unentbehrlich war, entschloß man sich, eine überwölbte Vorhalle und darüber die Schützenkapelle zu bauen. So bildete sie ein Obergeschoß, zu dem eine — vielleicht später in Stein erbaute — Doppelstreppe

1) Die Form Schobirza beruht auf einem Lesefehler. Die frühere Inschrift in dieser Kapelle besagte, daß sie gegründet sei per honestum virum Franciscum Schobirczā. Die Chronisten lasen Schobirczam, weil sie die Schöppenbücher nicht kannten. Schöppb. 1383, 34, b: Petir Schobirczan vnd Franke Schobirczan bekanten, daz sie vorkawfft hetten etc. Das ist die stets wiederkehrende Form des Namens, der später kurz Schober hieß. Akt. 242, 8: in Schobirs Capelle, S. 29: in capella Schobers communiter dicta.

2) Bittsch, Zinsbuch: Gunther Birchin hat gestiftet der schoezen altare vnd cappelle in der pfarrekirchen czu Sanct Petir czu Legnicz; vnd des sind wir ratmanne vnd eldestin der schoezen lenhern; vnd had doczu gegeben X mr czinses, dy em orsprunglich vorkauft sind anno domini mccccxx^{mo} vmb bezzalunge willen der IIII^m mrg. gr., dy man vnserm herren herczoge Ludwige czuholffe vnd stewer hat gegeben. Item so had her auch doczu bescheiden II mrg czinses stifttende sien vnd sines weibes jargezeite, dy man en alle jar in der pfarrekirchin Sanct Petirs czu Legnicz halten vnd beegen sol; dy sind em vorkaufft anno domini mccccxxv^{to} . . .

In dem alten Peterszinsbuche Ms. Q. Nr. 8 Arch. Liegn. steht auf einem Zettel: Anniuersarius Günther Birchener et Margarethe vxoris sue sabbato ante vocem iocunditatis cum vigiliis nouem lectiones ipso die dominico vocem iocunditatis cum officio misse.

Schöppb. 1431, 30: in vnser frawin gassin by Birkeners howse vnd hofe zuneste gelegin.

Registrum distributorum 1524: Senioribus sagittariorum pro anniversario Gunther Birichen II margk.

Vgl. Schöppb. 1438, 9:

Tyme Brauchatsch brachte vor mit dem rechtin Hincze Birchin vmb eyn bekentnis, dem wart is gegeben off das recht, das recht ist; der becante, das her abegekaufft habe von Ilsen Abescatschynne zu Risschtern, syner swestir, alle ire czinse, dy sy off Schotczindorff gehabit had.

3) Stadtb. I 86. b: Caspar, Hannus Gisilhers son becante, das her synen kelch . . . den schutzin zu Legnicz czu irre cappellen doselbist habo gelegin (geliehen). actum in pretorio Legn. quasimodog. anno etc. XXV^{to}.

ebda: Sigmunt Weisewernher hat 10 Mark „zur schutzin cappellan“ gestiftet anno ut supra.

hinaufführte.¹⁾ Die Lage dieses großen und hohen Raumes gegenüber der Kanzel, die im Mittelalter mehr in der Mitte der Kirche stand, das mächtige achtheilige, den Ring überragende Kapellenfenster und besonders die reichen Steinmearbeiten am äußeren Portal zeichnen die Kapelle der alten, vornehmen Schützengilde vor allen andern aus. Sie ist wie die Schoberkapelle von Oken als Teil eines Querschiffs ausgebaut worden, was den Kapellencharakter verwischt, aber die äußere Wirkung gehoben hat.

Im Jahre 1467 vermachte Elisabeth Walter der Fleischerzede all ihr Gut „zu der Kapelle der Fleischer oder zu anderem Seelgerät nach ihrem besten Ermessen.“ In dieser Fleischerkapelle hing ein Ablassbrief des Legaten Rudolf, Bischofs von Lavant, in welchem dieser bezeugte, daß er am Sonntag Invocavit des Jahres 1468 den neugebauten Altar der Fleischerkapelle geweiht habe. So haben wir genaue Zeitbestimmungen für den Bau dieses an die Ungerotenskapelle stoßenden Teiles der Peterskirche.²⁾ Wenige Jahre jünger ist die benachbarte Schuhmacherkapelle. Der Kürschner Wolfgang Rudel, dem das Eckhaus Ring-Burgstraße gehörte, stiftete vor 1475 in Unser Lieben Frauen Chor zu St. Peter eine Kapelle mit Altar und bot seiner Zunft das Patronat der Kapelle an, die im Mittelalter nach ihrem Stifter Wolf-

1) Die Schützenkapelle hat Ziegler neben das Nordportal verlegt. Doch Schwebel erwähnt ausdrücklich bei ihr eine Treppe S. 167: Capella Sagittariorum. Ad scalas; Thebesius sagt I 19: Die Capelle . . . der Schützen über dem Kirchen-Thore; Wahrendorff S. 254: ein besonderes Chor oder Capelle, ferner: auf dieser Capelle, endlich S. 258: unter der Schützen-Capelle (folgt ein Vers über dem Gotteskasten am Portal). Dem entspricht die Ausdrucksweise der Schöppenbücher 1429, 62a (1430): uff der schutczen cappellin; 1487, 33 a: off der schotzen cappellen. Also ist die Schützenkapelle von vornherein als Dbergeschöß, als Chor erbaut worden. Dazu kommt, daß das Gewölbe der Vorhalle des Nordportals echt mittelalterlich ist, daß die Treppe spätgotische Formen zeigt.

Durch den Abdruck der Inschriften dieser Kapelle zieht sich ein Lesefehler. Der als Donnenberg, Dannenberg zc. bezeichnete Stifter eines Bildes war der Apotheker Dominicus (Dompnig) Konnenberg, dessen Hinterlassenschaft im Schöppenbuch 1502 geregelt wird.

2) Schöppb. 1467, 87. b. Elizabeth Walteryne . . . gab off den eldisten vnd geswornen vnd dem ganczen hantwegke der fleischer czeche zu Legnicz . . . alle ir gut . . . zu der capelle der fleischer adir zu anderem selegerethe nach irem bestin erkenntniss . . .

Der bei Ziegler S. 183 abgedruckte Ablassbrief ist offenbar eine spätere Übersetzung des lateinischen Originals, das zu Schwebels und sogar zu Grunaeus Zeit schon nicht mehr vorhanden war. Das Original hatte vermutlich de nouo erectum, was der Übersetzer wiedergibt mit „von neuem aufgerichtet.“ Ich finde die Kapelle nicht vor 1467 erwähnt, obwohl die Fleischerzede oft genug erwähnt wird. Ziegler schließt aus dem Ausdruck „von neuem,“ daß der Altar „schon zum zweiten Male aufgerichtet wurde“ (S. 27). Daß der Altar neuerrichtet, aber nicht erneuert wurde, geht daraus hervor, daß er nicht allein geweiht, sondern auch das Kirchweihfest für die Fleischerkapelle festgesetzt wurde. Vgl. übrigens in der folgenden Anmerkung: von newes.

gangskapelle hieß.¹⁾ Im Jahre 1477 nun erklären die Ältesten und Geschworenen der Kürschner, daß sie ihm das Patronat wieder abtreten, „weil es ihnen nicht füglich gewesen sei,“ und daß sie ihm überlassen, es zu erteilen, welcher Zehne er will. Schon 1479 erwirbt die Schuhmacherzehne einen Zins zur Beleuchtung der Kapelle, „die Wolfgang in der Kirche St. Peter gebauet hat.“²⁾ Es ist ihm also bald gelungen, eine Zehne zu finden, die seine Stiftung getreulich pflegen will. Er hat sich seine Ruhestätte vor dem Altar der Kapelle gewählt, die dann von den Pflegern den Namen erhalten hat.

Die jüngste der Kapellen gibt wieder zu raten. Im Jahre 1502 taucht eine Kapelle mit Altar der Bruderschaft St. Peter und Paul auf, zu welcher ein Garten gehörte, der auf dem Peterskirchhof lag.³⁾ In diesem Garten las ein Altargeistlicher im

1) 1475 fer. IV post trium regum. (Schöppenbuch 1474, 44 b.)

Wolfgang Rudil becante, das her vorkoufft hette dem ersamen hern Leonhardo Ebrleyn, altarherren czu der kirchen Sand Petir des altaris der capelle, dy der gnante Wolfgang Rudil von newes yn der selbin kirchen offgericht vnd gebawet had, . . vier marg geldes jerliches czinses . . of seyn haws vnd hoff am ryng . .

Stadtb. II 238a. 1477 in die Agnete, Legnicz. Wolfgang Rudel et pellifices. Seind vor vnns in sitzendem ratt komen die eldisten vnd gesworne der korsener yn macht der ganznen erer czechen vnd haben wedir abegetreten vnd sich ganz gewwsert des lehenes das en Wolfgang Rudil yn seiner cappelle yn der kirchen czu Sand Petir yn vnser libin frawen kor gelegen yn der stiftunge des selbigen altaris in dem instrument czu hatte lossen schreiben vnd von vnserem gnedigen herren deme bischofe bestetiget ist nach lawte des briues der fundacion von seynen gnaden dorobir gegeben, vnd haben dem gnanten Wolfgang Rudeln sulch lehen wedir yn seyne hende gegeben, das her des macht zu vorleyen haben sal, welcher czechen her wil an irer stadt, so en sulch lehen nicht fuglich gewest ist off zu nemen . . .

2) Schöppb. 1479, 19. b. Luckehans becante, das her vorkoufft hette den eldisten vnd geswornen handwergmeistern der schuhmecher zcu Legnicz . . zu handen der cappelle, dy Wolfgang yn der Kirche sand Petir gebawet had, dy davon zu beleuchten, eyne marg geldis jerlichs czinses . . .

Schöppenbuch 1483, 11. b: Jorge Phol becante, das her vorkoufft hette den eldisten vnd geswornen handwergmeister der schuhmecher . . zu handin vnd notze irer cappelle yn der pharkirchen sand Petir, die man Wolfgang cappelle nennet, eyne marg geldis etc.

3) Schöppb. 1502, 3. b: Martin Hensil becante, das her vorkoufft hette den eldisten brudern der Bruderschaft sand Petir vnd Paul zu handen irer cappelle vnnnd dem altaristen derselbten cappelle, also das der altariste . . alle freytag im jore eyne messe yn der cappelle lesin sol von dem leiden Christi mit einer passio . . czwu marg geldis jerliches czinses . . off seyn haws vnnnd hoff am ryng.

Schöppenb. 1504, 48: Die ersamen Rathmanne becanten, das vor en . . gestanden were Johannes Thamme vnd hette becant, das her vorkoufft hette dem ersamen Hans Heidenrich . . vnd . . Baltzer, seinem sone zu dem altare vnd Bruderschaft sancti Petri in dem garten off sandt Petirs kirchoff gelegen eyne marg geldes jerlichs czinses . .

Schöppenb. 1520, 11: Dye togetsame frawe Anna Heynemannyne . . becante, das sye verkawfft hette . . Baltzar Heydenreich . . nach seynem tode

Jahre 1520 jeden Freitag eine Passionsmesse. Da diese Messe nach des Stifters Willen in der Kapelle gelesen werden sollte, so haben wir uns eine eigentümliche Vereinigung von Kapelle, Garten und Kirchhof vorzustellen. Diesen Verhältnissen entspricht in auffallender Weise ein von Oken abgebrochener Anbau im Osten der Sakristei, der als ein viertes Joch derselben erschien. Er lag, zwischen die Strebepfeiler des Südhores eingebaut, in der Richtung des ehemaligen Kirchhofes, des heutigen Peter-Paul-Plazes; auf den älteren Bildern zeigt er ein breites, mit flachem Rundbogen überwölbtes Fenster ohne alles Maß- und Stabwerk, das durchaus den Eindruck erweckt, als habe es ursprünglich als Portal gegen den Kirchhof gedient. Die Anlage des Gewölbes deutet auf verwickeltere, spätestgotische Formen und steht in scharfem Gegensatz zu den einfachen Kreuzgewölben der Sakristei. — Kurz, der Anbau wird nicht zur Sakristei gehört haben, sondern entspricht ganz der Lage und der Entstehungszeit jener Brüderschaftskapelle; auch ihrem Zweck: Im späteren Mittelalter baute man nämlich zwischen die Strebepfeiler gern sogenannte Elberge ein, wie sie noch jetzt an süd-deutschen Kirchen zu sehen sind. Dort veranstaltete man Passions-gottesdienste zum Gedächtnis der Todesangst Christi im Garten von Gethsemane. Offenbar war hier ein solcher Gethsemane-Garten auf dem Kirchhofe in dem schützenden Raume einer nach außen offenen Kapelle angelegt, und leicht löst sich der scheinbare Widerspruch, daß die Messe in dem Garten und in der Kapelle stattzufinden hatte.

Als die Kapelle erbaut war, hat man über der Sakristei und der Brüderschaftskapelle einen großen Schülerchor¹⁾ angelegt, so daß beide Räume ein gemeinsames Obergeschoß erhielten. Nach der Reformation wurde die Kapelle überflüssig; man zog sie zur Sakristei, und Meister Oken hat durch ihre Beseitigung die gestörte Harmonie und Symmetrie wiederhergestellt.

Der Neubau von St. Peter scheint die Veranlassung zur Anlage eines Außenfriedhofs gegeben zu haben. Im Jahre 1327 wird zum ersten Male der Neue Kirchhof erwähnt,²⁾ den man

zw dem altare vnde bruderschaft sancti Petri vnde Pauli yn dem garthen vff sandt Peters kirchoff gelegen eyne margk . . .

Schöppemb. 1520 (feria IV post Judica 1521). Dye togentsame frawe Anna, Nickel Nieringes . . withwe . . becante, das sye vorkawfft hette der bruderschaft der heiligen apostel Petri, Pawli vnde Jacobi zwhanden irem altaristen . . der alle freitage im jar in dem garten irer capellen eyne messe von dem leiden Cristi mit eyner passion douor lesen sol, etc.

¹⁾ Die Nachricht, daß der Aufbau ein Schülerchor war, verdante ich der lebenswürdigen Mitteilung des Herrn Pastor Dr. Bahlow.

²⁾ Schirm. 151, Nr. 219. Original im Staatsarchiv Breslau: in cimiterio nouo iuxta eccl. Corp. Christi apud ciuitatem Legnicz. Thebesius irrt, wenn er I, 23 die Urkunden von 1422 und 1442 auf den späteren Pfortenkirchhof bezieht. Denn 1508 präsentiert der Rat den Sig. Quosz für den Nikolausaltar in capella vivifici Corp. Christi extra muros, den im Jahre 1404 schon der Altarist Bauch innegehabt hatte. (Schirm. 261.)

wohl anlegen mußte, weil die Erweiterung der Kirche eine Verminderung der ohnehin nicht großen Fläche des Kirchhofs bedingte. Seine Lage ist nicht mehr mit voller Sicherheit anzugeben. Wahrscheinlich erstreckte er sich vom Mühlgraben über die Mühlenstraße hinaus nach Osten und grenzte einerseits an den Stadtgraben, andererseits an die heutige Gartenstraße. Er mußte schon 1349 erweitert werden. Auf diesem Friedhof erbaute man ein Zillialkirklein von St. Peter, die Kirche zum Heiligen Leichnam Christi, die der Sammelpunkt für eine neue kirchliche Gemeinschaft, den Konvent der Klosterjungfrauen, werden sollte.

Im Jahre 1502 finden wir eine zweite Kapelle auf dem Kirchhof vor der Pforte, die St. Michaelskapelle, die bald mit der Fronleichnamskirche den Befestigungsarbeiten Herzog Friedrichs II. zu Liebe fallen mußte.¹⁾

Für die Altargeistlichen hatte man eigene Amtswohnungen geschaffen. Das eine Altaristenhaus hatte auf dem Grundstück der jetzigen Volksbibliothek gestanden; als der Rat dies für seinen Marstall zu benutzen wünschte, gab er den Altaristen das anstoßende Bürgerhaus, das noch 1414 den Erben des Bürgermeisters Nikolaus Biaw (spr. Ziau) gehört hatte und heute von dem städtischen Straßenaufseher bewohnt wird. Ein zweites Altaristenhaus lag in der Johannisgasse neben der Badestube von St. Johann und wurde von dem Altarherrn der Thammekapelle bewohnt.

Mit den Pfarrkirchen aufs engste verbunden waren die Schulen,²⁾ unter denen die Niderschule oder Liebfrauenschule die älteste sein dürfte. Die mittelalterliche Schule hatte zunächst nicht die Absicht, Volksbildung zu verbreiten, sondern nur den Gottesdienst würdig auszustatten. Um der feierlichen Handlung der Messe verständnisvolle Teilnahme widmen zu können, mußte

¹⁾ Schöppb. 1502, 12: Dompnig Tinczman becante, das her vorkawiff hette Haschko Grotzinschreibern zu handen der cappella sand Michil vor der neuen phorte off dem begrebnis gelegen vndd allen der selbten cappellen altirherren . . eyne margk geldis . . off seyn hawß etc.

²⁾ Die Liegnitzer Schulen behandelt G. Bauch in seiner sehr verdienstlichen Abhandlung Zur älteren Liegnitzer Schulgeschichte. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte XVIII. Berlin 1908. Da demnächst eine Neubearbeitung der Geschichte des Liegnitzer Städtischen Gymnasiums erscheinen wird, habe ich mich kurz gefaßt. Die Lücke der Liebfrauenpfarrer und Domscholaster zwischen Lucas Hefeler und Martin Cromer füllen die Schöppenbücher aus: Schöppb. 1423 (Feria IV ante Agnetis 1424). Die . . Rathmanne der stat Legnicz bekanten, das si in gesessenem rate den ersamen man hern Sigmund Langenaw scolasticum vnd pfarrer czu vnser liebin frawen czu Legnicz . . vnd den woltuchtigen man Hannosen Gawen . . gancz vnd gar vorrichted vnd entscheiden hetten. (Beide vertraten Parteien in Erbschaftssachen.) 1429 f. VI. p. Egidii Fol. 34b: Die ersamen her Vincencius Schilling vnd her Johannes Notarii, cappellan czu vnser liben frawen czu Legnicz von des ersamen hern Sigmunds Langenaw, scolastici vnd pfarrers der selben kirchin wegin etc.

der Mitwirkende die lateinische Sprache lernen, in die Geheimnisse des Gregorianischen Gesanges eingeweiht werden und natürlich lesen und schreiben können. Den Unterricht erteilte zunächst der Pfarrer, später sein Gehilfe, der Rektor oder Schulmeister, der dann wieder von den Schulgenossen unterstützt wurde. So blieb der Betrieb nach unseren Begriffen klein, und die Niederschule beanspruchte nur wenig Raum in dem Winkel am Bischofshofe und der Stadtmauer. Bedeutender wurde die Petersschule, deren Entwicklung der Bürgerschaft mehr am Herzen lag, da sie zu ihrer Stadtkirche gehörte. Sie lag ebenfalls hinter der Kirche an der Stadtmauer und umfaßte nur den westlichen Teil der heutigen Volksbibliothek, der alten Peter-Paul-Schule, rechts vom Eingang, der den damaligen Bedürfnissen völlig genügte und 1450 neu aufgebaut wurde. Das bescheidene Gebäude beherbergte eine der vornehmsten Bildungsanstalten Schlesiens. Kraft einer vom 31. Dezember 1309 datierten Urkunde Bischof Heinrichs von Breslau durfte die Petersschule alle höheren Studien einführen, die vor der Errichtung von Universitäten in Deutschland getrieben werden konnten, ein Recht, das sonst nur den Schulen an den Kathedralkirchen zustand.¹⁾

Der Rat würde dies wichtige Privileg kaum durchgesetzt haben, wenn die Domschule schon bestanden hätte. Gewiß wird mit der Pfarrkirche zum Heiligen Grabe eine Schule verbunden gewesen sein, doch blieb sie ohne Bedeutung, bis das Kollegiatstift bei ihrer Kirche gegründet wurde. Aber selbst die nunmehrige Domschule konnte sich nicht recht entwickeln, weil die Petersschule vermöge ihrer Berechtigungen und ihrer günstigeren Stellung in der Bürgerschaft von vornherein in Wettbewerb trat. Trotzdem blieb sie bestehen. Im Jahre 1475 vermachte Salomea Poppelaw einen Zins, von welchem man Fleisch kaufen soll, „und soll daselbige in alle drei Schulen verteilen, auf dem Dome, zu Unser Lieben Frauen und zu St. Peter.“²⁾

¹⁾ über den Zeitpunkt der Gründung der Gelehrtenschule zu St. Peter herrscht Meinungsverschiedenheit. Die Urkunde ist vom 31. Dez. 1309 datiert. Da man aber damals — und noch in den Liegnitzer Kirchenbüchern der Reformationszeit — von Weihnachten ab das neue Jahr rechnete, so ist höchst wahrscheinlich an den 31. Dez. 1308 zu denken. Indes gibt es Ausnahmen. Die Herausgeber des XVI. Bandes des Cod. dipl. Sil., Grünhagen und Wutke, welche auch jene Vordatierung fordern, lehnen dieselbe aus sachlichen Gründen in einem anderen Fall ab, der nur wenige Jahre später liegt (XVI. 133). Da hier jedoch die bischöfliche Kanzlei in Frage kommt, wird man dem alten Liegnitzer Gymnasium noch ein Jahr mehr zubilligen müssen, als es nach hiesiger Auffassung hatte. Das Gymnasium wird aus schultechnischen und praktischen Erwägungen sein Jubiläum wahrscheinlich im September 1909 feiern. Schirmachers Datierungen sind, wie Bauch a. a. O., S. 8, Anm. 6 richtig andeutet, oft verfehlt und veranlassen zeitraubende Nachprüfungen.

²⁾ Zu den von Schulte und Bauch beigebrachten Zeugnissen für das Vorhandensein der Domschule füge ich noch die folgenden hinzu: Schöpph. 1459,

War die Kirche im Mittelalter die Spenderin aller höheren Bildung, so waren ihre Verdienste um die Linderung menschlicher Leiden nicht geringer. Wenige Jahrzehnte nach der Entstehung der Stadt stiftete der edle, unglückliche Herzog Heinrich V. das erste Krankenhaus in Anlehnung an bestehende kirchliche Stiftungen. Vor dem Hannauer Tore an der Ecke der heutigen Sternstraße und der Neuen Hannauerstraße stand ein Kirchlein, das St. Nikolaus geweiht war.¹⁾ Mit dieser Vorstadtkirche verband der Herzog im Jahre 1288 ein Siechenhaus, das nach der Kirche den Namen Nikolausspital erhielt. Zur Pflege und zur geistlichen Versorgung zog er die Kreuzherren mit dem Stern von St. Mathias aus Breslau heran, die sich mit ihrem Vermögen an der Stiftung beteiligten. Das Grundstück, welches der Herzog dem Spital anwies, umfaßte den größten Teil der Ländereien zwischen der Neuen Hannauer-, der Sternstraße, dem Wilhelmsplatz und der Neuen Goldbergerstraße, die jetzt von der nach dem Spital benannten Nikolaistraße durchschnitten werden. Neben der Kirche lag die Kommende der Kreuzherren mit dem Stern, nach welchem man der Sternstraße ihren Namen gegeben hat. Daran schloß sich links, an der Ecke der Neuen Goldbergerstraße, das Gehöft der „armen Siechen zu St. Niklas“. Kurz vor 1417 scheint ein neues Gebäude aufgeführt zu sein, denn die Ratsherren kaufen einen Zins für das „Neue Spital zu St. Nikolaus“. Bisher hatte ein Komtur des Ordens mit Unterstützung einer Spitalmeisterin das Haus verwaltet. Als die Stadt wuchs, erbat der Rat für sich die „weltliche und leibliche Versorgung und Verwaltung“. Im Herbst 1417 hat der Orden mit Zustimmung des Liegnitzer Komturs, Bruder Bartholomäus, das Hospital dem Räte, den Schöpffen und der ganzen Gemeinde abgetreten, um sich auf die geistliche Pflege und den Gottesdienst in der Elisabethkapelle der Nikolauskirche zu beschränken. Eine Wand sollte zwischen dem Spitalhof und der Kommende gezogen werden, an welche kein Gebäude gesetzt werden dürfte, das den Herren schaden

76 (Inventaraufnahme des Nachlasses der Kemmerynne): vnd was das vnd wy vil das gewest ist, hat der uffenbar schreiber als der schulmeister uffim thume beschrebin; 1471, Vidimus der Herzogin Hedwig, Arch. Liegn.: den andern armen schulern besunderlich des thums; Peterszinsbuch Ms. V. Nr. 8: Processio quando introducitur nouus episcopus. Primo transeunt scolares sancti Petri, post hoc scolares ad beatam virginem, deinde scolares de summo. (vermutlich zwischen 1470 und 1478 geschrieben). Das obige Vermächtnis findet sich im Stadtb. II, 213.

¹⁾ Auf dem Plan von 1625 ist die Kirche hart an der Sternstraße, fast an der Ecke der Neuen Hannauerstraße eingezeichnet, was zu den Notizen der Schöpffenbücher stimmt. Die Entwicklung der Liegnitzer Armen- und Krankenanstalten ist vortrefflich dargestellt in der Geschichte der milden Stiftungen, von dem ausgezeichneten Bürgermeister Johann verfaßt und vom Magistrat herausgegeben. Der Stoff der Urkunden und Handschriften ist in dieser Beziehung sehr reich.

könnte „an dem Lichte unseres Hauses oder von Gestankes wegen“. Auch die Kirche selbst, den Kirchhof und das Komturvorwerk mit allen Gärten und dem Meisteringarten, endlich eine freie Durchfahrt nach der Gasse gegen die Stadt hin — wohl die Neue Goldbergerstraße — behielt sich der Orden vor. Immerhin erhielt die Stadt das Gebäude des Siedenhauses mit den zugehörigen Hospitaläckern, die noch auf dem Stadtplan von 1825 verzeichnet sind. Ein städtischer Spittelmeister und eine „Verweserin der armen Leute“ des Spitals verwalteten nun die Baulichkeiten und pfl egten die Insassen. Leider ist im Dreißigjährigen Kriege alles zerstört worden, so daß wir auf die genaue Feststellung der Lage verzichten müssen.

Weit vom Tore auf der entgegengesetzten Seite der Stadt stand an der Raßbach das Aussäßigenhaus zu St. Stanislaus (Bischof von Krakau und Schutzpatron Polens, der im Jahre 1079 von Boleslaw II. am Altare der Michaelskirche vor den Toren Krakaus ermordet und von Papst Innocenz IV. im Jahre 1253 heilig gesprochen war.) Die armen Verstoßenen sollten, vom Verkehr abgeschlossen, ein eigenes Heim mit eigener Kirche haben. Wenn wir im Jahre 1356 einen neugegründeten Stanislausaltar „in der Kapelle oder Kirche des hl. Stanislaus bei den Aussäßigen in der Nähe von Liegnitz“ finden, so dürfen wir annehmen, daß auch das Leprosenhaus selbst kurz vorher gegründet ist.¹⁾ Es würde dann jener Zeit seine Entstehung verdanken, in welcher die schwersten Seuchen, Geißlerfahrten, Hungersnöte den Drang nach Buße und guten Werken weckten. Das Recht der Verleihung des Altars wurde dem Liebfrauenpfarrer Wolfram von Panowitz und seinen Nachfolgern vorbehalten, in dessen Sprengel die Kapelle errichtet war. Sie stand nicht weit vom Schnittpunkt der Grünstraße und der Hagstraße an der Raßbach; ein Weg führte vom Jakobskirchhof zum Kirchlein zu St. Stenzel — so hieß der Name im Volksmunde — wohl die heutige Grünstraße.²⁾ „Die armen aussäßigen Mannen des Spitals zu St. Stenczlaw“ erhielten bald Stiftungen an Geld und Grundstücken, auch jenseits an der Raßbachbrücke hatte das Haus eine Zeit lang Grundbesitz.

Den armen aussäßigen Frauen war das Annenspital gewidmet, daß zuerst im Jahre 1395 erwähnt wird und

¹⁾ Urk. Urch. Liegn. 1356. Ein Zins wird dem neugegründeten Stanislausaltar in ecclesia seu capella sancti Stanislai apud leprosos prope Legnicz pertinente ad eccl. sancte Marie überwiesen. Patronat: Liebfrauenpfarrer Wolferam de Panowicz.

²⁾ Stadtb. I, 48 (1399) von des weges wegin, kegin sante Stenczlawes kirchen wert. Es kann die alte Landstraße gewesen sein.

noch 1401 das Neue Spital heißt.¹⁾ Es war der hl. Anna geweiht und lag auf der linken Seite der Glogauerstraße zwischen der Moritzstraße und der Lübenerstraße, gegenüber der Barbarakirche. Auch diese segensreiche Anstalt wurde mit Stiftungen von Land und Zins bedacht. So wurde 1486 eine Summe gestiftet, um „vom Wschtage in den Fasten an Bier dafür zu kaufen, hinauszuschicken und jeglichem armen Menschen des genannten Spittels alle Tage 2 Quart Bier, eins des Morgens und eins des Abends, zu geben und austeilen zu lassen; dagegen soll ein jegliches armes Mensch für jegliches Quart Bier mit Innigkeit zu beten verpflichtet sein ein Vaterunser mit dem Englischen Gruß, den Seelen zu Trost und Hilfe, die dies gestiftet haben“. — Mit diesem Spital war ein Kirchlein zu St. Annen verbunden, an welchem ein Pfarrer wirkte.²⁾

So besaß die Stadt hinreichend Krankenhäuser, und es liegt ein gewisser Stolz in der Ausdrucksweise des Stadtschreibers, wenn er 1435 ins Stadtbuch einträgt: „Francz Schobir, Niklas Rymberg und Stephan Michelsdorff, Spitalmeister unserer drei Spitäler vor Liegnitz gelegen.“

Und doch gab es sogar noch ein viertes, das für den frommen Sinn des Mittelalters bezeichnend ist. Bekanntlich dienten die Schulen in erster Linie der Heranbildung von Geistlichen, und oft genug — wir denken an Martin Luthers schwere Jugendzeit — konnten die Eltern den Söhnen die nötigen Mittel nicht gewähren. Wie traurig wurde erst die Lage des Knaben, der in fremder Stadt erkrankte! — Da stiftete der Domherr Johannes Gawan ein Schülerhospital, vom Volke auch das Seelhaus der armen siechen Schüler genannt, in unmittelbarer Nähe des Domes an der Gerbergasse, der heutigen Schloßstraße zwischen Burgstraße und

¹⁾ In einer Urkunde des Stadtarchivs sollen nach dem Katalog die Stadtschöppen dem Spital zu St. Aron (St. Annen) 1 Mark jährlichen Zinses verschrieben haben. Vgl. Sammler I, 554, Nr. 142.

Das Neue Spital: Schirm. 251 Nr. 388.

Die Bierstiftung: Urk. Arch. Liegn. v. 1486.

²⁾ Bitschen, Zinsbuch 1446: Dem altaristen der cappellen czu sanct Annen 2 $\frac{1}{2}$ mark czu des altaris handen doselbist; dy sind em vorkaufft a. d. 1437 etc.

Testam. d. Ladislaus Bitschen. Schöppenbuch 1484, 14 Zettel. Item 1 marg czinße vff der Kalhardtyne (haws) vff der goltbergischen gassen sol czu sinte Annan der armen lewte kirchen czu der lampe do selbst vor dem heiligen sacramento czu bornen tag vnde nacht, vff weytste man do mete gereichen kan . . .

Registrum distributorum 1524: domino plebano ad sanctam Annam III margk.

Neuem Wege.¹⁾ Dort wurden nach seinem Testament drei Häuschen zu einem Siechenhaus für junge Kleriker vereinigt. Das Schülerspital stand wie die übrigen Krankenhäuser unter des Rates Verwaltung, der einen Spittelmeister bestellte. War es nun geistlich oder weltlich? Die Frage erhob sich gelegentlich einer Stiftung, die nicht an die Geistlichkeit fallen durfte. Bischof Rudolf entschied 1470 in gut salomonischer Weise,²⁾ der Spittelmeister solle die gestifteten Zinsen getrost einfordern und für die kranken Kleriker oder für den Bau des Spitals verwenden, denn solange sie keine Weihen empfangen hätten, seien sie auch nicht geistliche Leute; doch solle das Spital für eine geistliche Hand gerechnet werden. Schon 1476 finden wir die Anstalt an anderer Stelle erbaut. Das Neue Schülerspital lag auf der anderen Seite der Gerbergasse neben dem Brauhause von St. Nikolaus „an der Bach“, d. h. am Mühlgraben. Es galt den übrigen Spitälern gleich, und als der Domherr Paul von der Heyde starb, verschrieb er letztwillig die gleichen Zinsen „an die vier Hospitalia St. Niklas, St. Stenzel, St. Anna und das Schülerspittel.“³⁾

Zu diesen kirchlichen Stiftungen traten die Niederlassungen der Ordensgeistlichkeit. Die Klosterbrüder von St. Vincenz von Breslau behaupteten, in Liegnitz eine Benediktskapelle zu einer Zeit besessen zu haben, als die Burg noch nicht erbaut war. Spätere Nachrichten verlegen diese Benediktskapelle auf das Schloß, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Herzog Boleslaw I. den frommen Vätern des Benediktinerordens seine Burgkapelle anvertraut hat. Aber statt der Benediktiner zogen 1190 Prämonstratenser in St. Vincenz ein, und die Burgkapelle erhält den Laurentius als Schutzpatron, der den älteren Heiligen in den Hintergrund drängt. Als Lorenzkapelle erscheint sie 1201 unter den Besitzungen des reichen Vincenzklosters. Auch die Prämonstratenser behielten sie nicht; Herzog Boleslaw III. übertrug das Patronat seiner Schloßkapelle den Cisterziensern von Leubus,⁴⁾ in deren Klosterkirche er dann nach einem wüsten Leben seine letzte Ruhe finden sollte. Das Kirchlein lag an der Nordumfassung

1) Bitschen, Zinsbuch: Dy armen sichen schuler des selhawses neben dem thumtore gelegin, des Hannus Gawen seliger eyn stiffter ist (1446) vgl. S. 46, N. 2. Im Geschoßbuch 1414 stehen noch die Vorbesitzer verzeichnet. Für die Zeit, die in Betracht zu kommen scheint, fehlen die Schöppennbücher. Bitschen, Geschoßbuch: domus clericorum pauperum; ecce hee fuerunt tres domicile . . . de consensu consulatus nunc (1451) pro huiusmodi testamento sunt legate et pro infirmaria clericorum comparate.

2) Vidimus der Herzogin Hedwig 1471. Urk. Arch. Liegnitz. Vgl. Sammler II, 416, Nr. 385.

3) Stadtb. II, 232; 233b; Vermächtnis des Paul von der Heyde Stadtb. III, 57 u. 58. 1489.

Registr. distributorum 1524: Ad hospitale scolarium II margk.

4) Wattenbach, Monumenta Lubensia 43.

des Schlosses über dem Dome: nach dem ältesten Stadtbilde eine einschiffige Kapelle mit Chorabschluß nach dem Achtek und Turm über dem Hauptportal nach dem Burghofe hin.

Außer dem Patronat der Burgkapelle besaß Leubus eine lange Reihe von Zinseinnahmen und besonders zwei große steinerne Gebäude, die Leubuser Häuser am Kohlmarkt,¹⁾ welche die ganze Seite zwischen Rittergasse und Johannisgasse ausfüllten. Das Hauptgebäude, ein sehr alter Besitz des Klosters, lag an der Stelle des leider verwahrlosten, früher so prächtigen Barockbaues an der Ecke der Johannisstraße; dort wohnte ein Propst, der die hiesigen Güter und Einkünfte des Stifts verwaltete. Das angrenzende Haus an der Ecke der Rittergasse kaufte das Kloster im Jahre 1327 von der Stadt und hat es dann zeitweise vermietet. So wie heute hatte das Propsteigebäude den Hof mit den Nachbarhäusern der Johannisgasse gemeinsam.

Auch der Propst des nahen Benediktinerstifts Wahlstatt besaß um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Haus, das in der Gerbergasse gelegen war.²⁾

Für die Dominikaner, die durch Predigt unter dem Volke zu wirken bestimmt waren, soll Boleslaw II. im Jahre 1277 das Kloster zum Heiligen Kreuz gegründet haben, in welchem er 1278 beigesetzt worden ist.³⁾ Der Raum des Klosters, das in dem östlichen Winkel der Stadtmauer lag, wurde zuerst 1362 dadurch vergrößert, daß Wenzel I. ihm den Liebfrauenpfarrhof überwies; eine zweite Erweiterung brachte die Anlage eines Zwingers vor dem Breslauer Tore, dessen nördliche Hälfte den Predigermönchen zur Erweiterung ihrer Kirche überlassen zu sein scheint. Die Kreuzkirche, die nach dem Brande von 1291 erst 1301 wieder aufgebaut sein soll, war nach dem ältesten Stadtbilde eine Kirche von vier Jochen mit einem Chor, der das Langhaus überragte. Sie muß größer gewesen sein als die schöne Barockkirche, welche die Aula der Oberrealschule aufgenommen hat, denn der Ratsherr Wittiber, der den Neubau gesehen hat, berichtet, man habe „eine kleinere Kirche unter einem Dache aufgeführt.“

Das Kloster wird schon im Mittelalter an der Stelle gelegen haben, wo es sich später befand, auf den Grundstücken am Hofe der Oberrealschule. Wo jetzt der Marienplatz liegt, bauten die Mönche wohl die Kräuter ihres Klostergartens, während ihr Brauhaus auf dem ehemaligen Pfarrhof der Niederkirche, dem Grundstück des heutigen Hauptsteueramts erbaut war. In diesem Kloster wirkte unter der Leitung eines Priors und Subpriors der Konvent der gelehrten Brüder des Predigerordens. Das Kloster war nicht reich, die Brüder sollten

¹⁾ Stadtb. II, 61b. der Lewbisser hewsir vffim Kolmargke gelegin.

²⁾ Der Propst von Wahlstatt tritt wiederholt in den Schöppenbüchern auf: 1453, 123; 1455, 129 u. 137; 1463, 40b u. 42 Hausverkauf.

³⁾ Thebes. II, 120, Ann. t. Bitschen, Geschoßbuch.

keine Schätze sammeln. Gegen Ende des Mittelalters finden wir bei der Kreuzkirche städtische Kirchenväter,¹⁾ ja im Jahre 1416 erläßt der Provinzial der Dominikaner ein Schreiben an den Rat, in welchem er die Ratsherren mit ihren Frauen und Kindern als Mitbrüder des Ordens in der schlesischen Ordensprovinz aufnimmt, ihnen Stimmrecht und im Falle des Todes dieselben Gebete wie den Brüdern selbst zuspricht.

Noch volkstümlicher wurde das Kloster der Franziskaner. Eine alte, unbegründete Überlieferung läßt die Johanniskirche in sehr alter Zeit den aus Frankreich eingewanderten Benediktinerinnen gehören.²⁾ Wir wissen nur, daß die Franziskaner, die schon vor 1284 in Liegnitz ansässig waren, im Jahre 1294 vermöge einer Schenkung Heinrichs V. die Stätte bezogen, die heute das große Jesuitenkollegium, die Johanniskirche und der umgebende Garten bedecken. Das Kloster lag anfangs außerhalb der Stadt vor der Ritterpforte und wurde erst gelegentlich der großen Stadterweiterung einverleibt. Die Johanniskirche, von den Bürgern für die frommen Minderbrüder erbaut, unter Wenzel I. im Jahre 1341 durch Meister Heinrich Lammeshewbt den Maurer um ein vorgebautes Langhaus mit Treppengiebel erweitert, stand quer zur heutigen Johanniskirche, sodaß die Pfostengruft den Chor bildete, und war nur so lang, wie die heutige Kirche breit ist. Den Chor zierte ein Dachreiter.³⁾ Das Klostergrundstück reichte anfangs bis zum Ende des Steinmarktes; als aber die Hussiten im Jahre 1430 die Vorstädte niederbrannten, traten die guten Barfüßermönche den westlichen Teil an die Stadt ab, welche daraus 5 halbe Höfe bildete und dafür das Kloster mit Salz versorgte. An der Straße zog sich die Mauer des Kirchhofs entlang, in dessen Mitte die Kirche lag; im

¹⁾ Mitbruderschaft: Schirm. 308, Nr. 493.

Kirchenväter: Stadtb. III, 60b.

²⁾ Diese Überlieferung findet sich in den Chroniken fast überall, und ein Manuskript der Stadtbibliothek Breslau über das Johannisstift gibt in der Tat an, daß der Name der Nonnengasse von diesen Benediktinerinnen entnommen sei. Aber die offenbar späte Abfassungszeit dieser Darstellung nimmt ihr die Beweiskraft. In Breslau hieß die Annengasse früher, wie Markgraf (Die Straßen Breslaus) erwähnt, Nunnengasse nach den Augustiner-Chorfrauen, die den Chorherren des Sandstifts gegenüber wohnten, und die Tertiärerinnen von St. Franciscus, welche in Liegnitz in derselben Weise den Franziskanern gegenüber wohnten, werden, wie Herr Professor Dr. Jungnitz mir gütigst mittheilte, in Verhandlungen auch moniales genannt, so daß der Name platea monialium durchaus zutreffend wäre. In den Liegnitzer Schöppnbüchern finde ich um die Mitte des 15. Jahrhunderts den Ausdruck Nonnen für die Beguinen des Seelhauses beim Bischofshofe angewandt. Der Name Nonnengasse kann also für die Überlieferung von dem Benediktinerinnenkloster am Steinmarkt nichts beweisen.

³⁾ Da im nächsten Heft hoffentlich eine eingehende Geschichte der Johanniskirche erscheinen wird, übergehe ich hier die weiteren Nachrichten des Liegnitzer Archivs über den Bau der Kirche.

Sintergrunde dürften die Klostergebäude gelegen haben, während „der Mönche Garten zu St. Johannis“ an die Häuser der Rittergasse grenzte.¹⁾ An der Spitze des Franziskanerkonvents stand der Guardian, die Vermögensangelegenheiten der Kirche aber wurden von einem städtischen Kirchenvater wahrgenommen. Noch enger wurde die Verbindung zwischen der Stadt und den armen, demütigen Bettelmönchen durch einen Vertrag, den der Rat im Jahre 1447 mit dem Konvent abschloß. Beim Amtsantritt jedes Guardians sollten zwei Verzeichnisse, eins für das Kloster und ein zweites für den Rat, über alle Geräte und Kleinodien der Kirche und des Klosters aufgenommen werden, damit dem Kloster nichts entwendet würde. Der Bürgermeister und sein ältester Ratsgenosse sollten der Brüder rechte Vormünder und Vorsteher sein, sie schützen und schirmen, und die Brüder sollten ihnen gehorchen.²⁾ So stand dieser volkstümlichste Orden auch in Liegnitz in engster Fühlung mit der Laienwelt, was in der Reformationszeit von Wichtigkeit werden sollte.

Außer diesen städtischen Klöstern entstanden weitere in der nächsten Umgebung von Liegnitz. Wir sahen, wie die Kreuzherren von St. Mathias nach Auflösung ihrer Verbindung mit der Verwaltung des Nikolauspitals im Jahre 1417 ein eigenes Ordenshaus bei der Nikolauskirche behielten. Wenige Jahre später entstand ein neues Männerkloster jenseits der Raßbach. Herzog Ludwig II., dessen französische Reise so wichtig für die Kunstentwicklung von Liegnitz werden sollte, hat sicherlich auf derselben Fahrt die ernsten, fleißigen Schweiger des Kartäuserordens schätzen gelernt. Um sie in Liegnitz einzuführen, erwarb er Spörers Gut jenseits der Langen Brücke³⁾ und gründete am 1. Januar 1423 das Kartäuserkloster zum Leiden Christi.⁴⁾ Das Kloster lag zwischen der Gustav-Adolfstraße und Neuen Karthausstraße;

1) Schöppb. 1424, 25: hows vnd hoff bie der monche garte zu sante Johanneße bie Katherinen Rechinbergynne howsse vnd hofe czunehste gelegin; 1424, 26: in der rittergassen hynder Katherinen Rechinbergynne howsse vnd hofe czunehste gelegin.

2) Stadtb. II. 5.

3) Von der Witwe des Heinrich Spoerer erwarb es kurz vor 1410 der Altbürgermeister Nikolaus Biaw, Stadtb. I. 61; von dessen Witwe Agnes kaufte es Herzog Ludwig unter Vermittlung des Rates für 400 Mark damaliger Währung. Stadtb. I. 89.

4) Die schöne Stiftungsurkunde von 1423, Jan. 1. befindet sich im Staatsarchiv Breslau, Liegn. Carth. Ia. Das Kloster heißt dort Monasterium siue domus passionis Cristi ordinis Carthusiensium ante oppidum nostrum Legnicz . . . prope aquam Caczbach. Ludwig schenkt Spörers guth und den ganzen Teil des Hages bis zur Mühle in Altbedern, der zu jenem Gute gehörte. Die andere in der Urkunde erwähnte Mühle dürfte die Winkelmühle sein.

die Feldstraße durchschneidet das Grundstück.¹⁾ Über die Neue Karthausstraße hinaus schloß sich daran der Kloftergarten und an diesen die weite Fläche des Kartäuserteiches, der etwa so groß war wie die Stadt innerhalb ihrer Mauern. Der ganze Hag mit Busch und Wiesen bis zur Mühle von Altbeckern war dem Kloster von dem fürstlichen Gönner geschenkt worden. Die Kartäuserkirche, die erst 1449 geweiht wurde, empfing die Gebeine ihres Stifters und seiner Gemahlin, der Hohenzollerin Elisabeth, TochterKurfürst Friedrichs I. von Brandenburg. Selbst in seiner unmittelbaren Nähe, unter dem Palas seines Schlosses siedelte der Herzog die Väter an, indem er ihnen in der Judengasse ein Hausgrundstück mit Garten verlieh, das sie durch Ankäufe in der Burgstraße erweiterten. Sie wurden bald beliebt, erhielten Stiftungen und machten nicht unbedeutende Geschäfte. Im Jahre 1469 vermachte ihnen Hans Schoke sein Eckhaus am Ringe, wo sich jetzt das Bergerische Pelzgeschäft befindet.²⁾ „Prior und Schaffer des Convents der Carthusier“ treten nicht gerade selten in weltlichen Geschäften vor dem Räte und den Schöppen zu Liegnitz auf.

In der Not des Lehnsstreits war der Herzogin Hedwig und ihrem Söhnlein Friedrich der Fanatismus zu Hilfe gekommen, den der feurigste Vorkämpfer der Katholischen Kirche gegen die ketzerischen Böhmen, Johann Capistran, in Schlesien zu entflammen wußte.³⁾ In Breslau hatte ihm der Rat 1453 den Raum zur Gründung eines Klosters auf den Namen seines Lieblingsheiligen St. Bernhardin für die Franziskaner von der strengen Observanz zur Verfügung gestellt. Als der Streit im Jahre 1469 günstig für den jungen Herzog endete, hat er sich vielleicht dankbar jener Bewegung erinnert. Er schenkte 1475 dem Orden der Bernhardiner ein Grundstück vor dem Glogauer Tore, und die Brüder erbauten dort ihr Kloster mit einer Kirche, die der heiligen Dreifaltigkeit geweiht wurde.⁴⁾ Diese Dreifaltigkeitskirche mit

¹⁾ Die Lage des Klosters bestimme ich nach der des Karthausvorwerks, das an die Stelle des säkularisierten Klosters getreten ist.

Die Grenzen des Kartäuserteiches sind an den Dämmen von dem Raßbachdamm bis zum Rinnständer und die flache Anhöhe am Altbeckerner Wege entlang noch zu erkennen.

²⁾ Schöppenbuch 1468. Feria IV post Dorothee 1469. Hans Schotze vor sich vnd Katherina, seyne eliche hawsfraw . . traten abe . . hern Niclas prior vnd hern Augustinus, schaffer des closters des leidin vsners hern Jesu Cristi Carthusier ordens . . ir haws vnd hoff . . am ryngbe bey Mordebirs des rymers haws vnd hoff an der ecke zu nehiste gelegin . .

³⁾ Markgraf, Der Liegnitzer Lehnsreit. Abhdlgen der Gesellsch. für vaterl. Cultur. 1869, 58 u. 59.

⁴⁾ Schw. S. 300. «Von diesem ist anitzo nicht das geringste mehr zu sehen, und soll auf dem Thum zwischen dem Schlosse und der itzigen Ziegelscheune und dem Zimmerhofe (jetzt Gasanstalt und Bahnhof) gestanden haben, welches aber, wie auch die Häuser auf dem Thum demolieret worden; und soll vor diesem gleich auf der Stelle, wo anitzo der Ziegelofen stehet, das hohe Altar gestanden haben.» Sollte es das Grundstück des Schleißhofes gewesen sein? «Ich vermute, das Kloster hat etwa da gestanden, wo jetzt die Hauptpost steht; es würde dann an den Dom gegrenzt haben.

ihrem Kloster hat nicht lange ihrem Zweck gedient. Schon dem ersten Sturm der Reformation wichen die Mönche; im Frühling 1524 verließen sie das Haus, um anderen Bewohnern Platz zu machen.¹⁾

Zu diesen zahlreichen Niederlassungen der Männerorden gestellten sich Häuser der Schwestern. Wir erinnern uns, daß mit dem Neubau von St. Peter vermutlich die Verlegung des Friedhofs vor die Pforte verbunden war und daß hier die Friedhofskirche zum heiligen Leichnam Jesu errichtet wurde. Bei dieser Fronleichnamskirche, die zur Peterspfarre gehörte, gründeten die Herzöge Wenzel und Ludwig I. mit Unterstützung des reichen wohlthätigen Erbvogts Franzko von Triebelwitz und des Rates von Liegnitz ein Frauenkloster des Ordens der Benediktinerinnen, das im Jahre 1348 von Bischof Preczlaw bestätigt wurde. Die Oberaufsicht sollte der Archidiaconus, die geistliche Versorgung der Peterspfarrer und nach seinem Tode der vom Bischof Erwählte, die Führung der Geschäfte der Erbvogt übernehmen, nach dessen Hinscheiden Archidiaconus, Pfarrer und Rat einen Nachfolger wählen sollten. So wurde dem Rate von vornherein die Teilnahme an der Verwaltung gesichert. Das Jungfrauenkloster trat unter die Leitung einer Äbtissin, der eine Priorin und Kustodin zur Seite standen. Die vornehmsten Namen des Liegnitzer Landadels und Patriziats finden sich unter den Nonnen, und reich war das Erbe, das durch solche Schwestern dem Kloster anheimfiel. Nach den urkundlichen Beschreibungen muß das Klostergebäude zwischen dem Ziegenteich und dem Stadtgraben,²⁾ etwa auf dem geräumigen Platz der Timmlerschen Brauerei und der Braukommune gelegen haben. Aber die Lage der Bauten läßt sich im einzelnen nicht mehr feststellen; die Ingenieure Herzog Friedrichs II. haben auch hier allzu gründlich gearbeitet.

Nur die Lage des Brauhauses kennen wir aus den Schöppbüchern. „Der Nonnen Malzhaus“ lag etwa seit 1437 dem Klostergrundstück schräg gegenüber im heutigen Schützengrund.³⁾ Klingt es nicht sinnig, was das Stadtbuch sagt: „Barbara Himmereich, Mälzerin in der Jungfrauen Malzhaus“?⁴⁾ Das Kloster

¹⁾ Über die Vertreibung der Bernhardiner: Ehrhardt, Evangelische Kirchen- und Prediger-Geschichte der Stadt und des Fürstentums Lignitz, S. 29. Anm.*

Dazu stimmt folgende amtliche Eintragung:
Registr. distributorum 1524: Dem frantzosen artzct im Bernnhardyener closter XXVI gr.

²⁾ Thebesius I, 23, führt die Urkunden an, aus denen die Lage des Klostergrundstücks klar hervorgeht.

³⁾ Schöpp. 1437, 28: Georg Krawsse becante, das her vorkauft hette der geistlichen junkfrawen abtissynne vnd ganczen sampnunge des closters zum hl. leichname vor Legnicz gelegin synn hows vnd garten vnd erbe vor der newenpforten vor eczwenne Petir Kimmers erbe zuneste gelegin . . .

⁴⁾ Stadtb. II, 247: Barbara Hymmelreychynne, die melczerynne yn der junkfrawen malczhaws.

muß Ende des Mittelalters häufig gewesen sein; die Witwe des Altbürgermeisters Peter Eysenmenger vermacht den Jungfrauen zum Heiligen Leichnam 70 Gulden „zum Bau der Zellen, wenn sie die zu bauen anheben werden“.

Außerordentlich reich war der Segen der Vermächtnisse, die dem Kloster zufließen und es zum reichsten Stift der Stadt machten. An der Spitze stand der Erbvogt Franzko, dem die dankbaren Schwestern ein Grabmal in ihrer Kirche errichteten.

Ehe dies Frauenkloster begründet wurde, bestanden Frauenvereinigungen, die den Männerorden angegliedert waren und neben Seelsorge auch Krankenpflege übten. Schon Boleslaw II., der Gründer von Liegnitz, hatte den Beguinen in der Stadt eine Heimstätte verliehen. Das Haus dieser stillen, frommen Gemeinschaft unter der Leitung der Meisterinnen Gutta und Gertrudis lag an dem dunklen Gäßchen „unter der Mauer“ am Mühlgraben gegenüber der Badestube, jetzt das Haus der Zentralanstalt für Arbeitsnachweis in der Petristraße. Zu Bitschens Zeit im Jahre 1451 waren es zwei Gebäude, Seelhäuser genannt — man bezeichnete die guten Frauen wegen ihrer seelsorgerischen Tätigkeit als Seelweiber. Boleslaw III. gab ihnen 1312 völlige Steuerfreiheit, verpflichtete sie aber, den Dominikanern zum Heiligen Kreuz „nach ihrem Vermögen in Christo zu dienen“. So wurden die Beguinen, die im Volke wohl auch Nonnen hießen, dem Predigerorden angeschlossen.¹⁾

Wenn wir nun dem Johanniskloster gegenüber ebenfalls Seelhäuser antreffen, so dürfen wir annehmen, daß deren Bewohnerinnen, nach denen wahrscheinlich die Straße den Namen Nonnengasse erhalten hatte, in derselben Weise den Franziskanern angegliedert waren, daß sie Terziarierinnen des hl. Franziskus gewesen sind. Es waren Frauen weltlichen Standes, die in Konventen möglichst nach der Regel der Franziskaner lebten, zur Armut verpflichtet und still unter dem Volke wirkend. Die „armen Weiber des Seelhauses bei St. Johann“ bestanden bis zum Ausgang des Mittelalters und wohnten 1451 in drei Häuschen am Steinmarkt.

Ohne nachweisbare Beziehungen zu geistlichen Orden scheint ein dritter Konvent von Seelweibern in der Frauenstraße gewesen zu sein. „Hans Mittelau“, so erzählen die Schöppen 1418, „übergab Anna Petschtendorff sein Haus und Hof gegenüber dem Bischofshof als einer Verweserin; sie soll mit neun anderen darin wohnen, und wenn sie oder eine andere die armen Leute allzu schwer bedrückt, so sollen die Ratsherren eine andere Verweserin einsetzen. Und wenn irgend eine unter ihnen unver-

¹⁾ Schöpp. 1465. 17b: Nickil Vogil becante, das her vorkaufft hette . . . seyn hawß vnd hoff in der frawen gassen hynder der stat mawir zewuschin der nonnen vnd Nickel Kwnen hawßer vnd hofen gelegen . . .

träglich oder unbequem sein sollte, der soll die Verweiserin den Abschied geben und soll eine andere taugliche Tochter dafür aufnehmen.“¹⁾ Dies Mittelausche Seelhaus lag nahe an der Ecke, die der Mühlgraben mit der Straße bildete, der Niederkirche schräg gegenüber und hieß das Seelhaus bei Unser Lieben Frauen. Nach dem Tode des Stifters fiel das Patronat an den Rat der Stadt, der es Jahrhunderte lang geführt hat. So besaß Liegnitz drei Versorgungsanstalten für ältere Frauen in 6 Häusern, die zu jenen Spitälern ergänzend hinzutraten.

Städtische Betriebe und Bauten.

Die gewerblichen und kirchlichen Einrichtungen sind freilich älter als die Stadtverwaltung,²⁾ aber ihre Bauten sind ohne städtische Betriebe nicht zu stande gekommen. Wir sahen, wie die Stadt gewerbliche Bauten ausführte, wie sie nicht allein die Pfarrkirchen errichtete, sondern auch Klosterkirchen und Spitäler, wie selbst der Herzog seine Bauten durch den Rat ausführen ließ.

Ohne die Stadtziegelei hätte der Rat diese Arbeiten schwerlich unternommen. Wir dürfen sie vielleicht als den ältesten ständigen Betriebszweig der Bürgerschaft betrachten, dem wir die mittelalterlichen Monumentalbauten verdanken. Und eben über diesen Betrieb haben wir Nachrichten. „Und ist zu wissen“, schreibt Bitschen, „daß die alten und ursprünglichen Ziegelscheunen vorher an der öffentlichen Straße oder dem Viehweg Pfaffendorf gegenüber bei den Tongruben gestanden haben.“³⁾ Wie ein Bewohner des Töpferbergs erzählt, heißen die Ausschachtungen an der Landstraße nach Lüben rechts der Chaussee hinter dem Zanderstein

1) Schöpp. 1417/18. 41b: Ferie VI ante purificationis Marie anno Dom. 1418. Hannus Mittelaw gab uff Annen Petschkindorffynne syn hows vnd hoff in vnser frawingassen kegin des bisschoffs hofe obir an der ecken kegin der brucken wert gelegin, mit allin rechtin vnd in allin mase, beide wyte vnd lenge, alz her is hat gehabit, alz eyner vorweserynne, daz sy ir vorwesen sol vnd sol selbzehende dorynne wonen; vnd ap sy adir eyne andir den andern armen lewten czuswer were, so sullen dy ratmanne der stat Legnicz eyne andir vorweserynne an ire stat seczin, dy auch selbzehende dorynne wonen sol, do sy uff sehen sol, das is gute frome kinder syn sullen; vnd ap irgent eyne vndir ein vnrichtig vnd unbeqweme syn wolde, der sol dy vorgeante vorweserynne orlop geben vnd sol eyne andir frome tochter an ire stat nemen, vnd dy ratmanne der stat Legnicz sullen noch des vorgeanten Hannus Mittelawis tode des obgenanten howsis vnd hofis alle wege mechtig syn, das czuorden vnd czuschicken noch der rede, alz uor steet geschrebin, vnschedelich der stat an alle irem rechten.

2) Meinardus, Das Neumarkter Rechtsbuch und andere Neumarkter Rechtsquellen, S. 39 ff. und S. 56 ff. Bresl. 1906.

Schuchard, Die Stadt Liegnitz ein deutsches Gemeinwesen. Berl. 1868.

3) Bitschen, Geschoßbuch. Ähnlich im Zinsbuche, wo vorausgeschickt ist: anno domini MCCCLXXII^o edificatum est nouum horreum laterum et antiqua sunt cooperta.

beim Volke die Lehmlöcher; es findet sich dort fast an der Oberfläche ein ausgezeichnete fetter Ton, und die Ausdehnung der Ausschachtungen beweist, daß ihnen viel Material entnommen ist. Die Lage entspricht vortrefflich der Schilderung des Stadtschreibers, denn man hat Pfaffendorf gerade vor sich, wenn man von der Straße auf die Lehmlöcher blickt. Und diese Landstraße ist tatsächlich Viehweg gewesen. Denn bevor die Stadt die Häge erwarb, kaufte sie im Jahre 1281 von Herzog Heinrich V. dies Gebiet zwischen Rüsterner und Pfaffendorfer Flur zu einer Viehweide. „Sie sollen auch den gebührenden Weg zu diesen Weiden haben“,¹⁾ verspricht der Herzog, als er die Urkunde ausstellt, und erwähnt so den von Bitschen bezeichneten Viehweg. Wir gehen also nicht fehl, wenn wir dort auf der Höhe die ältesten Liegnitzer Ziegelwerke suchen. „Und weil dort der beste Ton gefunden wird“, fährt der Stadtschreiber fort, „wurden auch zu damaliger Zeit bessere Ziegelsteine gebrannt als jetzt“. Das letztere können wir bestätigen, denn das Ziegelmaterial der älteren Zeit war viel gleichmäßiger; aber vermutlich wird die hastige Arbeit des baulustigen 15. Jahrhunderts die schlechte Beschaffenheit der Ziegel verschuldet haben. Jedenfalls lag diese älteste Stadtziegelei zu weit entfernt, als die Bauten sich mehrten; man verlegte sie in die unmittelbare Nähe der Stadt, seit die Häge, in denen ebenfalls jene Tonschicht an die Oberfläche tritt, in das Eigentum der Gemeinde übergegangen waren. Wann die Verlegung stattfand, wissen wir nicht; aber aus dem Jahre 1372 besitzen wir eine amtliche Aufzeichnung, die uns die neue Stadtziegelei auf dem Grundstück der heutigen Gasanstalt in vollem Betriebe zeigt. Auf dem Ziegelhof standen drei Öfen. Im kleinen Ofen brannte man 775 Duzend Ziegel und 100 Ztr. Kalk, im großen Ofen 1255 Duzend und 140 Ztr., im Liebfrauenofen 1090 Duzend und 120 Ztr. Kalk.²⁾ Dazu kamen die erforderlichen Ziegelscheunen. Die neuen Tongruben sind noch an der tiefen Lage der Wiesen zwischen der Steinauer und Pfaffendorfer Straße zu erkennen.

Aus diesen Werken ist Altliegnitz hervorgegangen, als vornehmster Bau das Rat- und Kaufhaus, der Mittelpunkt der Verwaltung und des Verkehrs. Ursprünglich besaß die Stadtgemeinde nicht das Recht der Selbstverwaltung. Der Erbvogt, der den Vorsitz im Stadtgericht führte, beaufsichtigte auch die Geschäfte der gesamten Bürgerschaft, die in ihrem Auftrage von

1) Schirm. 10, Nr. 14.

2) Stadtb. I 45b. Die Eintragung steht an falscher Stelle; sie gehörte ursprünglich, wie das Papier und die Schrift beweisen, zu anderen Akten und wurde in das Stadtbuch geheftet, damit die leeren Seiten des Bogens Verwendung fanden.

träglich oder unbequem sein sollte, der soll die Verweserin den Abschied geben und soll eine andere taugliche Tochter dafür aufnehmen.“¹⁾ Dies Mittelausche Seelhaus lag nahe an der Ecke, die der Mühlgraben mit der Straße bildete, der Niederkirche schräg gegenüber und hieß das Seelhaus bei Unser Lieben Frauen. Nach dem Tode des Stifters fiel das Patronat an den Rat der Stadt, der es Jahrhunderte lang geführt hat. So besaß Liegnitz drei Versorgungsanstalten für ältere Frauen in 6 Häusern, die zu jenen Spitälern ergänzend hinzutraten.

Städtische Betriebe und Bauten.

Die gewerblichen und kirchlichen Einrichtungen sind freilich älter als die Stadtverwaltung,²⁾ aber ihre Bauten sind ohne städtische Betriebe nicht zu Stande gekommen. Wir sahen, wie die Stadt gewerbliche Bauten ausführte, wie sie nicht allein die Pfarrkirchen errichtete, sondern auch Klosterkirchen und Spitäler, wie selbst der Herzog seine Bauten durch den Rat ausführen ließ.

Ohne die Stadtziegelei hätte der Rat diese Arbeiten schwerlich unternommen. Wir dürfen sie vielleicht als den ältesten ständigen Betriebszweig der Bürgerschaft betrachten, dem wir die mittelalterlichen Monumentalbauten verdanken. Und eben über diesen Betrieb haben wir Nachrichten. „Und ist zu wissen“, schreibt Bitschen, „daß die alten und ursprünglichen Ziegelscheunen vorher an der öffentlichen Straße oder dem Viehweg Pfaffendorf gegenüber bei den Tongruben gestanden haben.“³⁾ Wie ein Bewohner des Töpferbergs erzählt, heißen die Ausschachtungen an der Landstraße nach Lüben rechts der Chaussee hinter dem Janderstein

¹⁾ Schöpp. 1417/18. 41b: Ferie VI ante purificationis Marie anno Dom. 1418. Hannus Mittelaw gab uff Annen Petschkindorffynne syn hows vnd hoff in vnser frawingassen kegin des bisschoffs hofe obir an der ecken kegin der brucken wert gelegin, mit allin rechtin vnd in allir mase, beide wyte vnd lenge, alz her is hat gehabt, alz eyner vorweserynne, daz sy ir vorwesen sol vnd sol selbcehende dorynne wonen; vnd ap sy adir eyne andir den andern armen lewten czuswer were, so sullen dy ratmanne der stat Legnicz eyne andir vorweserynne an ire stat seczin, dy auch selbcehende dorynne wonen sol, do sy uff sehen sol, das is gute frome kinder syn sullen; vnd ap irgent eyne vndir en vnrichtig vnd unbeqweme syn wolde, der sol dy vorgeante vorweserynne orlop geben vnd sol eyne andir frome tochter an ire stat nemen, vnd dy ratmanne der stat Legnicz sullen noch des vorgeanten Hannus Mittelawis tode des obgenanten howsis vnd hofis alle wege mechtig syn, das czuorden vnd czuschicken noch der rede, alz uor steet geschrebin, vnschedelich der stat an alle irem rechten.

²⁾ Meinardus, Das Neumarkter Rechtsbuch und andere Neumarkter Rechtsquellen, S. 39 ff. und S. 56 ff. Bresl. 1906.

Schuhard, Die Stadt Liegnitz ein deutsches Gemeinwesen. Berl. 1868.

³⁾ Bitschen, Geschoßbuch. Ähnlich im Zinsbuche, wo vorausgeschickt ist: anno domini MCCCCLXXII^o edificatum est nouum horreum laterum et antiqua sunt cooperta.

beim Volke die Lehmlöcher; es findet sich dort fast an der Oberfläche ein ausgezeichnete fetter Ton, und die Ausdehnung der Ausschachtungen beweist, daß ihnen viel Material entnommen ist. Die Lage entspricht vortreflich der Schilderung des Stadtschreibers, denn man hat Pfaffendorf gerade vor sich, wenn man von der Straße auf die Lehmlöcher blickt. Und diese Landstraße ist tatsächlich Viehweg gewesen. Denn bevor die Stadt die Häge erwarb, kaufte sie im Jahre 1281 von Herzog Heinrich V. dies Gebiet zwischen Rüsterner und Pfaffendorfer Flur zu einer Viehweide. „Sie sollen auch den gebührenden Weg zu diesen Weiden haben“,¹⁾ verspricht der Herzog, als er die Urkunde ausstellt, und erwähnt so den von Bitschen bezeichneten Viehweg. Wir gehen also nicht fehl, wenn wir dort auf der Höhe die ältesten Liegnitzer Ziegelwerke suchen. „Und weil dort der beste Ton gefunden wird“, fährt der Stadtschreiber fort, „wurden auch zu damaliger Zeit bessere Ziegelsteine gebrannt als jetzt“. Das letztere können wir bestätigen, denn das Ziegelmateriale der älteren Zeit war viel gleichmäßiger; aber vermutlich wird die hastige Arbeit des baulustigen 15. Jahrhunderts die schlechte Beschaffenheit der Ziegel verschuldet haben. Jedenfalls lag diese älteste Stadtziegelei zu weit entfernt, als die Bauten sich mehrten; man verlegte sie in die unmittelbare Nähe der Stadt, seit die Häge, in denen ebenfalls jene Tonschicht an die Oberfläche tritt, in das Eigentum der Gemeinde übergegangen waren. Wann die Verlegung stattfand, wissen wir nicht; aber aus dem Jahre 1372 besitzen wir eine amtliche Aufzeichnung, die uns die neue Stadtziegelei auf dem Grundstück der heutigen Gasanstalt in vollem Betriebe zeigt. Auf dem Ziegelhof standen drei Öfen. Im kleinen Öfen brannte man 775 Duzend Ziegel und 100 Ztr. Kalk, im großen Öfen 1255 Duzend und 140 Ztr., im Liebfrauenofen 1090 Duzend und 120 Ztr. Kalk.²⁾ Dazu kamen die erforderlichen Ziegelscheunen. Die neuen Tongruben sind noch an der tiefen Lage der Wiesen zwischen der Steinauer und Pfaffendorfer Straße zu erkennen.

Aus diesen Werken ist Utliegnitz hervorgegangen, als vornehmster Bau das Rat- und Kaufhaus, der Mittelpunkt der Verwaltung und des Verkehrs. Ursprünglich besaß die Stadtgemeinde nicht das Recht der Selbstverwaltung. Der Erbvogt, der den Vorsitz im Stadtgericht führte, beaufsichtigte auch die Geschäfte der gesamten Bürgerschaft, die in ihrem Auftrage von

¹⁾ Schirm. 10, Nr. 14.

²⁾ Stadtb. I 45b. Die Eintragung steht an falscher Stelle; sie gehörte ursprünglich, wie das Papier und die Schrift beweisen, zu anderen Akten und wurde in das Stadtbuch geheftet, damit die leeren Seiten des Bogens Verwendung fanden.

einem Ausschuß von fünf Bürgern geführt zu sein scheinen.¹⁾ Er erbaute seinen Hof an bedeutsamer Stelle, auf der Höhe des Ringes neben der Stadtkirche, von wo aus er den gesamten Marktverkehr überblicken konnte. Inzwischen wurde in Breslau im Jahre 1261 durch die Erteilung des Rechtes der Stadt Magdeburg die Selbstverwaltung eingeführt, die dem gewerblichen Leben mehr Bewegungsfreiheit, dem Bürger größere Unabhängigkeit gab. Diesen unschätzbaren Vorteil gewährte auch den Liegnitzern Herzog Heinrich V., indem er ihnen im Jahre 1293 alle Rechte der Stadt Breslau verlieh.

Nun bildete sich der Rat,²⁾ anfangs aus fünf Mitgliedern bestehend, von denen einer als Bürgermeister den Vorsitz führte. Da er jährlich wechselte, so sammelte sich allmählich eine größere Gruppe erfahrener Männer, welche die ganze Verwaltung beherrschte; ihre Familien schloßen sich zusammen zu einem Patriziat. Die Entwicklung und der Sturz dieser Patrizierherrschaft spielt sich auf dem Rathause ab.³⁾

Am 23. März 1318 gestattete Boleslaw III. seinen Liegnitzer Bürgern in Anbetracht ihrer vielen, treuen Dienste, ein Rathaus auf dem Markte zu errichten, und versprach ihnen „völlige Günst und jegliche Gnade, auf und an diesem Rathause zu bauen, was ihnen selbst zu Nutz und Frommen der Stadt zuträglich dünken werde“. Die Bürger machten bald von dieser Erlaubnis Gebrauch; aber dies erste Rathaus scheint unter so starker Verwendung von Holz gebaut zu sein, daß es bei dem Stadtbrande von 1338 ganz und gar samt dem kostbaren Archiv ein Raub der Flammen wurde. Man wird bald einen Notbau errichtet haben, denn wir lesen

¹⁾ Bei dem Verkauf der Erbvogtei, Schirm. 10, Nr. 13, sind unter den Zeugen 5 Bürger aufgeführt, bei der Verleihung des Breslauer Rechtes Schirm. 13, Nr. 18, ist außerdem ein Handwerker zugezogen. Vergl. Meinardus a. a. O. S. 62.

²⁾ Die Ratslisten hat Schirmmacher S. 483 ff. zusammengestellt. Doch ist die Vorbemerkung irrig. Denn die Urkunde vom 12. November 1300, S. 14, Nr. 20, hat Schirmmacher nach Bitschens fehlerhafter Abschrift wiedergegeben. Sie ist identisch mit Nr. 94 und gehört in das Jahr 1330. Bitschen hatte das Wort tricesimo fortgelassen. Der Rat wird 1301, Aug. 11, zuerst erwähnt. Grünhagen Schl. Reg. III, S. 292, setzt die Urkunde in das Jahr 1310. Vgl. Reg. Nr. 4238.

³⁾ Erstes Rathaus: Schirm. 42, Nr. 63, 47, Nr. 74 zc.

Zweiter Bau: Schirm. 102, Nr. 138 zc.

Dritter Bau: Bitschen, Zinsbuch: Anno domini MCCCLXXIX^o et LXXX^{mo} muratum est pretorium.

Spätgotischer Ausbau: ebda von späterer Hand hinzugefügt: et completum est cum tectis et ornatum tempore Pauli Hertil proconsulis, Caspar Greibean, Petri Eysenmenger et aliorum consulum anno domini MCCCCLX octauo regencium.

Dies Rat- und Kaufhaus ist bis in die neueste Zeit mit dem späteren Kaufhause, das über den Brot- und Schuhbänken errichtet wurde, verwechselt worden.

wiederholt, daß auf dem Rathause wichtige Verhandlungen stattfinden, aber zu einer würdigen Wiederherstellung entschließt sich der Rat erst, als die Peterskirche 1378 vollendet ist. Im nächsten Jahre schon, unter dem Bürgermeister Bernhard Gor, beginnt der Bau, und im Jahre 1380, als Hanko Teschener Bürgermeister ist, schließt man ihn vorläufig ab — man vollendete in diesen Jahren die Liebfrauenkirche und auch an St. Peter wurde wieder gearbeitet. Schon nach wenigen Jahrzehnten genügt das Haus nicht mehr; im Jahre 1426 kauft der Rat von Melchior Tammendorf das Eckhaus Ring-Goldbergerstraße, um das Rathaus dorthin zu verlegen.¹⁾ Der Plan wurde später aufgegeben, nur der Weinkeller blieb in dem neuen Grundstück; man beschloß, das alte Haus auszubauen. „Zur Zeit des Prokonsuls Paul Hertil, des Kaspar Greibean, Peter Eysenmenger und der anderen Ratsherren, die im Jahre 1468 regierten, wurde es,“ wie im Zinsbuch eine spätere Hand hinzugefügt hat, „mit seinen Dächern vollendet und ausgeschmückt.“

Ein mittelalterliches Rathaus²⁾ war nicht allein Verwaltungsgebäude, sondern viel eher ein Versammlungshaus für die Bürgerschaft. Hier trat sie zusammen zu ernster Beratung; in geschütztem Raume schloß man hier Geschäfte ab und legte Waren zum Verkauf aus, sodaß es geradezu Kaufhaus hieß. Und auf dem Rathause hielt man fröhlich Gelage und Tanz. Drum war der Hauptraum ein riesiger Saal, der sich in der Längsachse des Ringes durch das ganze Haus mit Fenstern nach dem Großen und Kleinen Ring über die Tuchkammern hinweg bis zur Zimmerstraße ausdehnte, wo er mit einem schönen Treppengiebel abschloß. Da die Heringsbauden noch nicht vorhanden waren, erhielt er von beiden Seiten genügend Tageslicht. Diesem Saalbau war St. Peter gegenüber, wie es scheint, ein Querhaus vorgelegt, mit ähnlichem Giebel nach der Seite des Kleinen Ringes, und wo beide zusammentrafen — anscheinend am Kleinen Ring — hatte man einen Turm zu bauen begonnen, der niemals über den Stumpf der Grundmauern hinaus

¹⁾ Schöpp. 1426, 4b: Melchior Thammendorff beante, das her vorkauft hette den ratmannen . . . syn hows vnd hoff mit dem hyndirhawße, die halbe Orgel gñand, am ryngge bie der Waldenbergynne howse vnd hofe zunehste gelegin etc.

Bitschen Zinsbuch: Domino Johanni Krewczeburg II mr, dy steen off der stad haws am ringe an der ecken gelegin, das czuceiten der Tammendorf gewest, das der rad kauftte dasmalis in meynunge eyn newe rathaws do hen czulegin.

²⁾ Die Schilderung des Rathauses folgt den Akten über den Abbruch des alten Rathhauses. Arch. Lieg. Akt. 130. Dort wird zuerst der Abbruch der westlichen, dann der östlichen Hälfte berichtet. Dazu kommen Währendorff und die Chronisten. Ich glaubte nur das bringen zu sollen, was dem Mittelalter angehörte. Einzelnes fand sich in den Stadtbüchern und Schöppbüchern.

gediehen¹⁾ ist. Auch sein Nachfolger am Großen Ring wartet bekanntlich seit 170 Jahren auf seine Vollendung.

Im Erdgeschoß standen die beiden Reihen der Tuchammern; vor ihnen war etwa an der Stelle des Meldeamtes die Stadtwage aufgestellt, während auf der Seite des Großen Ringes, wo jetzt der Ratskeller liegt, die Wachtstube untergebracht war. Zum Hauptgeschoß stieg man vor dem Hauptportal St. Peter auf einer Doppelterrappe empor, um zunächst den Saal zu betreten, der wie eine große Diele die Amtsräume verband. Unter ihnen lag nach dem Kleinen Ringe die schöne, geräumige Ratsstube, „welche keiner im Lande leichtlich weichet“, wie Thebesius später rühmt. Über ihrer Tür begrüßten den Eintretenden die Worte: „Glücklich die Stadt, die zur Friedenszeit Kriege befürchtet. — O König der Ehren, komm mit deinem Frieden! Im Jahre des Herrn 1466.“²⁾ Die Inschriften kennzeichnen die Lage; denn der Lehnsstreit war noch nicht beigelegt, und in Schlesien begann wieder der Krieg gegen die Böhmen, als der Rat den Ausbau seines Hauses aufnahm.

Nur wenig Amtsräume beanspruchte die mittelalterliche Stadtverwaltung, deren Aufgaben noch wenig verwickelt waren, obwohl sie auch die Justiz und das Kriegswesen umfaßten. Dagegen entsprach es dem innigen Verhältnis der Verwaltung zur Kirche, wenn im Jahre 1433 der Bürger Mathis Tynzman zu seinem und seiner Gattin Seelenheil ein Legat aussetzte, von welchem auf dem Rathause ein Altar zu Ehren der Dreifaltigkeit und aller Heiligen erbaut werden sollte. Ein Liegnitzer Domherr las dort wöchentlich drei Messen, die nicht mit dem Gottesdienst in St. Peter zusammenfallen durften.³⁾

Um die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, hatte man diese in Viertel eingeteilt. Die Bäckerstraße trennte das Goldberger und das Haynauer, die Mittelstraße das Breslauer und das Glogauer Viertel, dazu kamen die Vorstädte.⁴⁾ Zwei Zirkler machten die Runde, während von der Höhe des Peterskirchturms

1) Schw. 162: (1649) Unterdeß hat man auf dem rathauß an dem orth, allwo des rathsthurms fundamenta stehen, eine uhr gebraucht. Materiale zum Bau-Protocollo, Arch. Liegn. Akt. 130: „wo der alte Rathhaußthurm angeleget worden war“.

2) Vogtsregister 1455, 107: Thomas Grosing hat 1 gros messer geczogen vnd Symon Losebecher 1 brot messer; dy sint komen in dy ratstobe. . . Thebes. I 26.

Schw. 310: Felix civitas, quae tempore pacis timet bella. O rex gloriae, veni cum pace. Ao. dni. 1466.

3) Vgl. Schirm. 375 Nr. 620; 429 Nr. 724. Im Jahre 1493 war der Altar noch vorhanden. Urk. Arch. Liegn.; Sammtler schreibt irrthümlich II 445 Nr. 456 „bei der hiesigen Peter-Paulkirche“. Die Urkunde hat „siti in pretorio“.

4) Waffenverzeichnis Arch. Lieg. Ms. Nr. 7.

der Türmer nach Feind und Feuer ausspähte. Die Polizei handhabte der Rat ebenso wie die Justiz.

Seit die Stadt im Jahre 1372 die Erbvogtei erwarb, war sie Herrin über Leben und Eigentum der Bürger, und der dritte Ratsherr war Stadtrichter. Unter altertümlichen Formen leitet er das Gericht der sieben Schöppen im Schöppenstüblein¹⁾ des Rathhauses und verschafft mit Hilfe des Fronboten, der meist in der Stockgasse wohnt, dem Spruch des Schöppengerichts Nachdruck. Den Verhafteten empfangen die düsteren Mauern des Stockhauses,²⁾ des heutigen Polizeigeängnisses, wo der Stockmeister gebietet. Man war nicht zartfühlend, wenn es galt, die rauhen Gemüter von Verbrechen abzuschrecken; die Hinrichtungen wurden besonders dann, wenn ein schweres Verbrechen zu sühnen war, auf dem belebtesten Platze, dem Ringe vollzogen. Der kühne Stadtschreiber mußte den angeblichen Hochverrat mit der Enthauptung angesichts des Rathhauses büßen, dem er seinen unermüdlischen Fleiß gewidmet hatte. An der Stauensäule auf dem Ringe züchtigte man Ehebrecher und andere Sünder. Als Wahrzeichen seiner Gerichtshoheit erbaute der Rat im Jahre 1378 an dem verkehrsreichen Kreuzungspunkt der Breslauer und Jauerschen Landstraße, gegenüber der neuen Katholischen Schule, das Hochgericht, und so wichtig erschien dieses den Bürgern, daß sie die Straße, die zu ihm führte und bisher der Breslauische Weg hieß, Gerichtsgasse nannten.³⁾

Unablässig bemüht, der Stadt neue Einnahmequellen zuzuführen, suchte der Rat ein zweites wichtiges Hoheitsrecht, die Münzprägung, selbst auszuüben. Als die Nikolstädter Bergwerke reichen Goldertrag abwarfen und Wenzel I. dem Florentiner Anastasius Venture die Prägung der Goldmünzen in einem Hause der Bäckerstraße übertrug,⁴⁾ ließ sich der Rat die Goldene

1) Schöppnb. 1457, 64: in vnserm scheppenstobelyn.

2) Gegenüber dem Stockhause lag das Frauenhaus, dessen leichtfertige Injassen unter der Aufsicht des Fronboten standen. Bitschen, Geschözbuch: domus meretricum. Ehebruch und Unzucht wurden schwer bestraft, doch duldeten die Städte die Frauenhäuser und besteuerten sie. Schöppb. Liegnitz 1455, S. 107: Gritte, dy wirtynne in prostibulo, hat Mathis dem fronebote globit czu gebin 1 fl. hlr. uff omnium sanctorum vor irer weiber eyne; is ist verricht.

3) Bitschen, Zinsbuch: A. d. MCCCLXXVIII^o est muratum patibulum. Daß auf dem Ringe Verbrecher eingescharrt sind, geht nicht mit Sicherheit aus dem Funde von etwa 10 Skeletten beim Neubau des Rathhauses 1737—1741 hervor; der Peterskirchhof könnte immerhin in ältester Zeit soweit gereicht haben. Vgl. Arch. Liegn. Akt. Nr. 130.

4) Bitschen, Zinsbuch: Ecclesie sancti Jakobi vor Legnicz gelegen I margk; dy had ir bescheiden her Johannes Keppil von sinen vumff marken czinses, dy von Katherina Beyerynne, siner swester noch irem tode off en woren gefallin, dy sy douor von Anastasio Venture von Florenz, der alhir dy goldenynne moncze gehalden hat vnd geerbeytet off der beckirgassen, gekaufft hatte.

Münze verpfänden und die Bergwerkserträge überweisen — ein schlechtes Geschäft, wie sich bald herausstellte, denn die Bergwerke waren schnell erschöpft. Nachdem nun 1429 das Prägungsrecht für alle Münzen erworben war, ließ der Rat sie, wie es scheint, eine Zeit lang auf dem alten Rathhause schlagen.¹⁾ Des Rates Münzmeister überwachte den Geldverkehr. Ferner gelang es der Stadt, die Zölle zu erwerben; der Zollhof stand vor dem Glogauer Tore gegenüber der heutigen Hauptpost auf der rechten Seite.

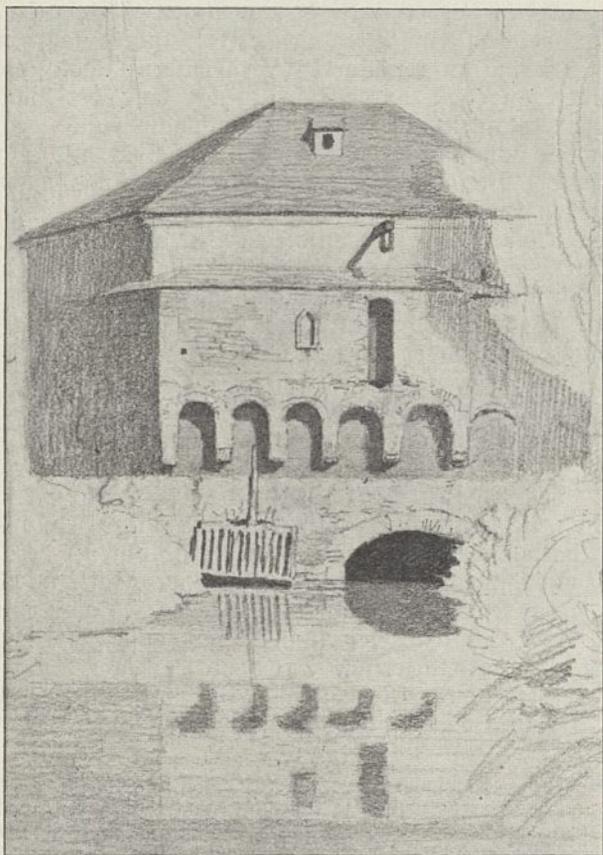
Wir sahen, wie der Rat Kirchenväter für Kirchen und Klöster einsetzte, wie er Außenfriedhöfe anlegte, Spitäler baute und durch Spittelmeister verwalten ließ. Fast unmerklich ist hier der Übergang von der Fürsorge für das geistliche Wohl der Bürgerschaft zu der bewußten Übernahme einer der wichtigsten Pflichten moderner Stadtverwaltungen, der öffentlichen Gesundheitspflege. Eine schwere Aufgabe in einer Zeit, die den Dünghaufen an der ungepflasterten engen, dunklen Gasse, die ekelerregenden Bettler an den Kirchthüren, die überheizten, ungelüfteten Gaststuben in den Herbergen und den unendlichen Unrat des Marktverkehrs für selbstverständlich hielt. In den Höfen befanden sich die Schächte, bisweilen einer für mehrere Grundstücke, wie es beim Leubuser Hause der Fall war, deren Räumung dem Besitzer zur Last fiel.²⁾ Hier sammelte der Ackerbürger menschliche und tierische Abfälle, um sie draußen dem Schoß der Erde anzuvertrauen, wie es noch heute auf dem Dorfe üblich ist. Regenwasser und schmelzender Schnee flossen dem Stadtgraben³⁾ zu in Wasserläufen, die nicht selten Nachbargrundstücke durchquerten; wie oft hat der Hausbesitzer sich und den Seinen vor dem Schöppengericht das Recht sichern müssen, trockenen Fußes zum Schacht zu gelangen! Anders stand es mit der Wasserversorgung. Zwar befanden sich Brunnen in den Höfen, um auch im Falle einer Belagerung, wenn der Feind das Wasser abschneitt,

1) Arch. Liegn. Alt. Nr. 130: Bey Einreißung des innern Rathhauses, und absonderlich des Gemäuers unter der vorigen Raths-Stube und weiterhin wurden steinerne Bögen gefunden und darüber alte sogenannte Kühl- oder Abwasch-Näpfe, ingleichen große steinerne Tröge und eine Quantität Kohlen, woraus gemuthmaßet wurde, dass ehemals die Muntze daselbst gestanden haben müsse.

2) Stadtb. I. 87, b. Liegnitz 1425. Pawil Thamme beante, das her eyne schacht off der Lewbisser erbe hette gebawit. Vff den selbin schacht solden sie geen an beyden teilen, nemlich die badestobe mitsamph dem mitthawssse, das dazzu gehorit, vnd auch die Lewbesser aws iren beiden hewsern; vnd ap der schacht gefollit worde in komfftigen czeiten, so sollin der badestoben besitzere czu der czeyth den schacht rewmen vnd wedirfertigen. Actum in pretorio Legnicensi sexta ante Symonis et Jude, anno etc. XXVto.

3) Schöppb. 1526, 31b: . . Auch sal der obgемelte Michel Flegil vnd seyne nochkommen . . dye rynnen, di do vnder der erden bis zu der stadt graben gehn, helffen halden vnd bessern.

der Not zu genügen, doch hat der Rat verhältnismäßig früh, im Beginn des 15. Jahrhunderts, eine Wasserleitung angelegt.¹⁾ über dem Mühlgraben unmittelbar oberhalb des Ruttelhofs errichtete er dann, wohl an Stelle eines älteren Holzbaues, im Jahre 1430 ein turmartig klotziges Gebäude, die Wasserkunst genannt,²⁾



Die Wasserkunst.

¹⁾ Die Wasserleitung wird mindestens gleichzeitig mit der Errichtung des Brunnens auf dem heutigen Fischmarkt, dem damaligen Ledermarkt angelegt sein. Bitschen Zinsbuch: A. d. MCCCCXII^o facta est fons ante Jungnickeln in circulo circa forum pellium cerdonum. Bitschen hat zwar viel Latein geschrieben, aber er hat sich mit der genialen Rücksichtslosigkeit eines Parteiführers und Staatsmanns über die Regeln der Grammatik und Metrik hinweggesetzt.

²⁾ Die Skizze Blätterbauers gibt nur den unteren Teil des Gebäudes getreu wieder. Das flache Dach ist keinesfalls alt; vermutlich ist das Gebäude den Mauertürmen entsprechend mit einem Steildach bedeckt gewesen.

in welchem das Wasser des Mühlgrabens gehoben wurde, um unter einem freien Gange, der von der Stadtmauer in die Petersgasse führte, in die Straßen geleitet zu werden.¹⁾ Dieser ältere Kanal wurde schon vor 1451 verlegt, wie sich aus Bitschens Geschoßbuch ergibt, und zwar trat er später unmittelbar neben der Stadtmühle in die Petersstraße ein. Schon im Jahre 1412 war der Born auf dem Ledermarkt, dem heutigen Fischmarkt, errichtet worden, zu welchem eine Leitung führte; andere legte man die Quergassen entlang zu wichtigeren Straßenkreuzungen, wo öffentliche Brunnen angelegt wurden, so an der Ecke der Bäcker- und der heutigen Rosenstraße, der Johannisgasse und des Steinmarkts vor der Johanniskirche.²⁾ Der Röhremeister und sein Knecht überwachten die Versorgung der Stadt mit Leitungswasser.

Vergessen wir ferner nicht, daß die Stadt umfangreiche Waldungen besaß. Um zu allen diesen Betrieben die erforderlichen Fuhren stellen zu können, unterhielt der Rat einen Marstall. Seit 1450 lag dieser auf der Petersgasse in einem Bürgerhause, das der Familie Weller gehört hatte und später zur Erweiterung des Schulgebäudes verwendet worden ist.³⁾ Dort schaltete der Marstaller mit dem Wagenknecht.

Unter den Aufgaben der städtischen Verwaltung im Mittelalter war keine so wichtig und so kostspielig wie der Festungsbau. Die ersten deutschen Ansiedler werden sich Jahrzehnte lang mit dem Pfahlwerk und dem Graben⁴⁾ begnügt haben, die sie mit der Unterstützung ihres Landesherrn hergestellt hatten. Als die Gewerbe aufblühten, der deutsche Bürgerstolz erwachte, begann man aus eigener Kraft die Palisaden allmählich durch feste Ziegelmauern zu ersetzen. Doch erst nach der Errichtung einer Stadtziegelei konnte von einem so gewaltigen Werke, wie eine mittelalterliche Stadtmauer mit Türmen und Toren es darstellte, die Rede sein. Wie wir sahen, kann nach Bitschens Angaben eine solche Ziegelei nicht vor 1281 errichtet

¹⁾ Bitschen, Geschoßbuch: Ecce hic (bei Sigmund Smed in der Petersgasse) fuit quidam meatus usque ad murum civitatis, sub quo ducitur canale pro fontibus; modo idem meatus est ad domum quamdam adauctus, unde consurgit, quod dat de eodem loco censum annuum, ut in registro perceptorum continetur.

²⁾ Schöppb. 1523, 28b: off der becker-gassen an der ecke bey dem borne.

Schöppb. 1476, 42b: yn sand Johannis gasse . . bey dem borne.

³⁾ Bitschen, Geschoßbuch: So had man diez (das Haus der Welleryne) czu dem marstalle gewendet anno domini 1450 . . der marstal ist der stad.

⁴⁾ Die älteren Festungswerke schildert ausführlich Schoenaich. Die Entstehung der schlesischen Stadtbefestigungen. Schl. Ztschr. 41, 17. Außerdem waren mir äußerst wertvoll die Akten über den Abbruch der Tortürme zc. von 1774 an. Die vorhandenen Reste habe ich möglichst genau untersucht und gemessen. Vgl. A. v. Cobaußen, Die Befestigungen der Vorzeit und des Mittelalters. Wiesb. 1898. Hrsrg. v. Zähns.

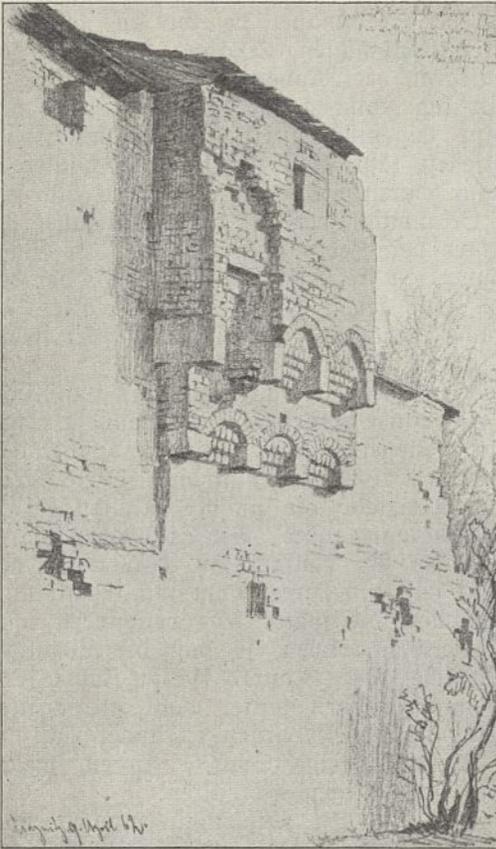
sein, anderseits haben wir aus dem Jahre 1312 schon eine Nachricht über denjenigen Teil der Stadtmauer, den wir aus sachlichen Gründen für den ältesten halten müssen. Daraus ergibt sich ungefähr die Zeit für den Beginn des Mauerbaus.

Der älteste Abschnitt lag zwischen dem Breslauer Tor und der Pforte; er zeigte eine Eigentümlichkeit, die auf minderentwickelte Verhältnisse schließen läßt, daß nämlich die Häuser an und auf die Mauer gebaut waren. Offenbar hatte der Rat Anfangs den Besitzern die Erlaubnis gegeben, die Stadtmauer als Rückwand zu benutzen unter der Bedingung, daß für den Wachdienst und die Verteidigung ein freier Durchgang blieb, der nie vermauert werden durfte. Erst gegen Ende des Mittelalters erlaubt der Rat wieder solche Anbauten, wie sie noch jetzt neben dem Haynauer Torturm in der Mauerstraße bestehen.

Diese Mauer, von der noch ein beträchtliches Stück im Eisenhofe erhalten ist, ruhte auf einem Sockel von Plattenbasalt und Feldsteinen, war aus bestem Ziegelmateriale erbaut und über dem Erdboden etwa 2,35, unter dem Wehrgang 2 m dick. Diese Breite wurde durch mächtige Bogen erzielt, die an die Mauern gebaut waren und auf denen der Wehrgang ruhte. Die Stützbogen waren nicht alle massiv. Man hatte sich vielfach mit Mauerwerk von einem Ziegel Dicke begnügt und den Innenraum mit Schutt ausgefüllt. Die Höhe der Mauer, die später sehr verschieden war, dürfte mindestens 5,65 m erreicht haben, so daß die Liegnitzer Stadtmauern die Maße, welche König Konrad IV. im Jahre 1238 für Orte mit Stadtrecht vorgeschrieben hatte, wohl überschritten haben. Von einer Überdachung des Wehrganges findet sich nur am Altaristenhause der Petersgasse eine Spur. Zinnen, welche das älteste Stadtbild zeigt, sind nirgends erhalten.

Wahrscheinlich hat der Rat den Mauerbau zunächst nach Westen fortgesetzt, denn der Abschnitt bis zum Goldberger Tore stimmte in der Anwendung des Stützbogens mit dem älteren Stück überein, nur daß hier eine schmale Gasse die Mauer von den Häuservierteln trennte.

Wesentlich verschieden sind die nördlichen Umfassungsmauern. Das nordwestliche Stück bis zum Schloß läßt sich zeitlich annähernd bestimmen. „Im Jahre des Herrn 1399 wurde die Stadtmauer hinter den Minderbrüdern gemauert“, schreibt Bitschen. Danach würden wir in dem Mauerrest, der im Jesuitenturm der Mauerstraße steckt, ein fest datiertes Stück der Stadtmauer besitzen, dessen Profil in der Turmwand gut zu unterscheiden ist. Aber schon seit 1380 erwähnen die Schöppenbücher die benachbarte Mauer am Steinmarkt und an der Ritterstraße, so daß Bitschen vielleicht die Vollendung der Aufbauten im Auge gehabt haben mag. Als den jüngsten Teil dieses Mauerringes erklärt man allgemein den an den Schloßgraben stoßenden Teil. Aus dem Ende des 14. Jahr-



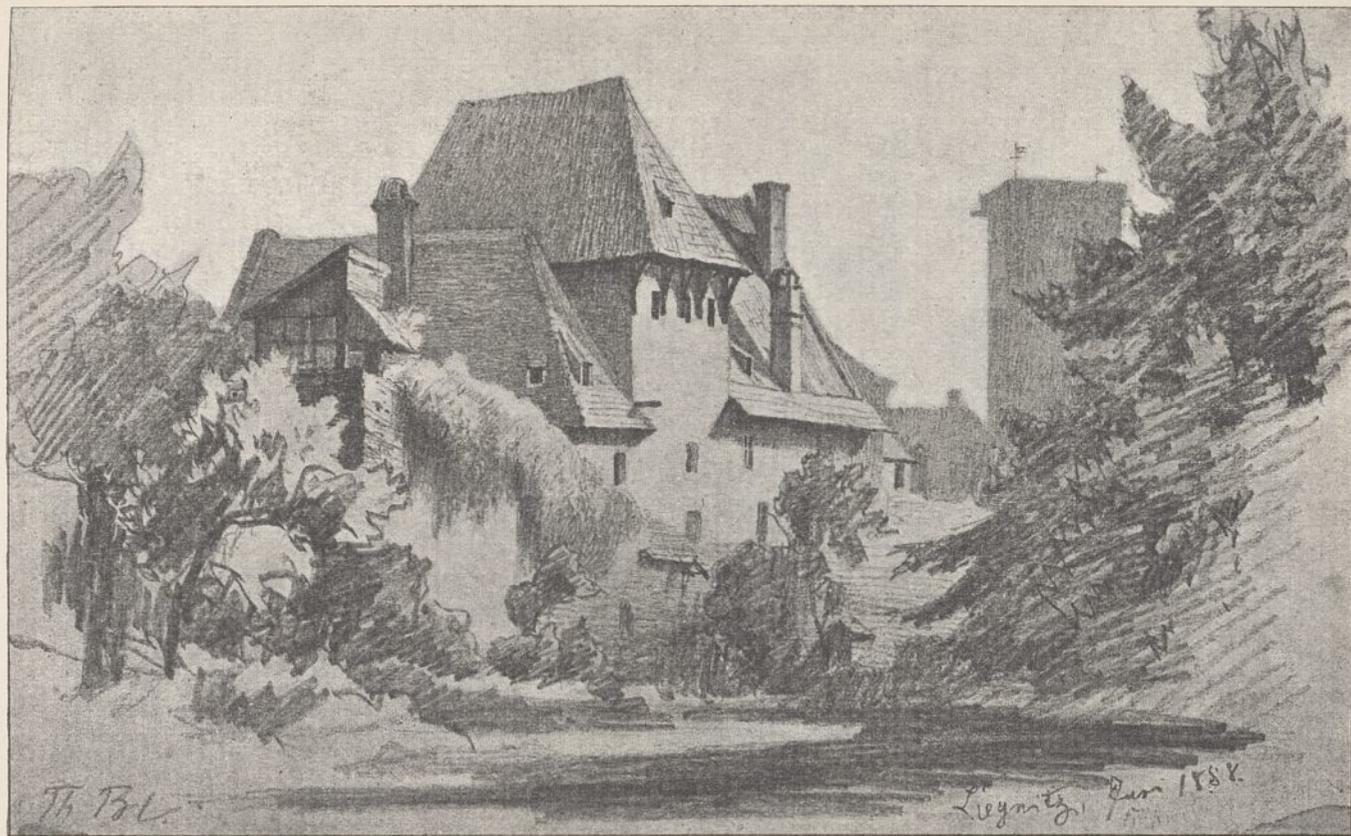
Mauerrest auf der Nordseite der Stadt,
gezeichnet von Blätterbauer 1862.

Zwinger vorzulegen.¹⁾ Später hat man dem Kloster erlaubt, die innere Mauer niederzulegen, nur hinter den Pfarrhäusern blieb der Parchen erhalten und diente zur Aufstellung der Rahmen der Tuchweber. Da der im Hofe der Oberrealschule befindliche Mauerrest zur äußeren Zwingermauer gehört, wird er im Anfang des 15. Jahrhunderts gebaut sein.

Der ganze Nordring der Stadtmauer ist schwächer gewesen als der ältere, südliche Teil; seine Stärke schwankt, soweit noch

hundreds stammt wohl auch der Abschnitt, der das Neuländel einschloß und der in den Wänden einiger Häuser erhalten geblieben ist. Unter allen noch sichtbaren Teilen der jüngste steht im Hofe der Oberrealschule. Die ursprüngliche Mauer auf dieser Seite, an welche sich auch die Pfarrhäuser von Liebfrauen lehnten, durchschnitt die Breslauerstraße bedeutend weiter einwärts, und ihre Grundmauern müssen quer unter der Aula der Oberrealschule hindurchgehen. Dieser Teil der Mauer dürfte zu wenig Sicherheit geboten haben. Bittschien erzählt, daß 1400 bei einem Einfall des Raubritters Cruschina das Eis hinter dem Kreuzkloster aufgebrochen werden mußte. Man sah sich veranlaßt, dort einen

¹⁾ Schöpp. 1460, 21b. Barbara, Austen Theophilus eliche hawsfraw, mit dem gnanten irem elichen manne vnd vormunden becante, das sy vorkoufft hette Nickel Uleman . . . iren remen in dem parchen zcu neste dem breslowischen thore gelegten . . .



Stadtmauer hinter den Pfarrhäusern der Liebfrauenkirche mit Mauerturm und Breslauer Torturm
Zeichnung von Th. Blätterbauer. (Der obere Abschluß des Torturmes gehört dem 19. Jahrhundert an.)

erkennbar, zwischen 1,10 und 1,30 m Dicke. Allerdings boten hier Sumpf und Schloß Deckung. Das Schloß bildete eine Feste für sich; da man in einem Hofe am Neuen Wege Mauern mit runden Zinnen fand, glaubte man annehmen zu müssen, daß die Stadt vom Burglehn durch eine Mauer getrennt gewesen sei, was wohl möglich ist.¹⁾

Ein gewisser Widerspruch besteht zwischen der Nachricht des Thebesius über die Anzahl der Mauertürme und den Darstellungen der Akten und Karten, die erheblich weniger enthalten. Offenbar hat der so zuverlässige Geschichtschreiber alles an Türmen und turmähnlichen Bauten gezählt, was an der Mauer und in ihrer Nähe stand. Die eigentlichen Mauertürme sind sämtlich verschwunden, seit der letzte dem Neubau des Rathauses gewichen ist. Zumteil von Bürgern gestiftet und nach ihrem Tode an die Stadt aufgelassen, beherrschten sie, als mächtige, viereckige Bollwerke in die Gräben vorspringend, die Außenseite der Stadtmauer.

Den Mauertürmen sehr ähnlich waren die Wighäuser,²⁾ von denen in der Nähe des Steinmarktes einige urkundlich erwähnt werden. Sie waren, wie es scheint, an und auf die Mauer gebaut und dienten, wie ihr Name sagt, als Wohnhäuser den Zwecken des Krieges. Zu diesen turmartigen Aufbauten gehört auch jenes Altaristenhaus in der Petersgasse. Das jetzt dreistöckige Gebäude besaß im Mittelalter nur zwei Stockwerke, von denen das obere auf die Mauer gesetzt war. In der Richtung des Wehrganges sind noch jetzt zwei Nischen mit starken Angeln zu sehen, durch welche früher verschließbare Öffnungen gebrochen waren, um den Verkehr auf dem Wehrgang zu vermitteln. Die glasierten Ziegelföpfe, der Verband deuten darauf hin, daß es eins der ältesten Wohnhäuser der Stadt ist, das sehr wohl noch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts herrühren kann. Neben dem Hause sehen wir auf dem Wehrgang das Idyll eines Blumengärtchens, wie früher bei den interessantesten Pfarrhäusern der Liebfrauenkirche, die leider abgebrochen sind.

Endlich scheinen auch Erker auf die Mauer gesetzt zu sein, von denen noch jetzt ein Rest in dem erwähnten Jesuitendankler auf der Mauerstraße halb sichtbar ist; durch kräftig ausladende Kragsteine hat man den Wehrgang verbreitert, um diesen Punkten

1) Pfingsten, Die Stadt Liegnitz. Liegn. 1845. S. 8; ähnlich handschriftliche Nachrichten.

2) Wichüs = für den Krieg festes Gebäude (Leyer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Leipzig 1878).

Schöppb. Agl. Bibl. Berl. 1380, 4. b: wyghows sita in platea monialium in muro et iuxta murum ciuitatis, que olim fuerat Hannus Voglerdorff; 1381, 16: wyghows sita circa wyghows Franczconis Pomsyn. Vgl. dazu

Kieseritzky, Das Gelände der ehemaligen Festung Breslau. Bresl. 1903, S. 3. Er setzt Wichhäuser und Türme als gleichbedeutend, was für Liegnitz kaum gelten dürfte.

eine bessere Bestreichung und stärkere Besetzung zu sichern. Die Mauertürme waren derart verteilt, daß die jüngeren und schwächeren Abschnitte durch zahlreiche Turmbauten gedeckt waren, während auf dem älteren Südring weniger, aber mächtigere Türme verteilt erscheinen. Einer der imposantesten war der Turm auf dem Gelände des Neuen Rathauses, dessen festes Mauerwerk dem Unternehmer beim Abbruch Schwierigkeiten genug bereitet hat. Er war zu den Pfarrhäusern der Oberkirche gezogen worden und ist lange bewohnt gewesen. Überhaupt dürften die eigentlichen Mauertürme und Wighäuser sämtlich bewohnt gewesen sein, wie sich aus den Akten des 17. Jahrhunderts ergibt.

Die Stadtmauer wurde von vier Haupttoren durchbrochen, die im Mittelalter das Goldbergische, Haynauische, Glogauische und Breslauische Tor hießen. Die inneren Tore waren eng und überwölbt; über sie hinweg führte der Wehrgang durch eine Tür, deren Spuren am Haynauer Torturm noch sichtbar sind, in das obere Stockwerk des Turmes. Diese Tortürme mögen in älterer Zeit die Durchfahrt überdeckt haben — wenigstens war das beim Pfortenturm der Fall, dem einzigen, der aus der ältesten Zeit erhalten blieb — die späteren Tore wurden alle von ihren Türmen flankiert, und zwar meist auf der Schildseite des Angreifers. Die Entstehungszeit der Tore in ihrer späteren Gestalt dürfte in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fallen, nur das innere Breslauer Tor wurde erst 1409 in Quadern ausgebaut. Der Haynauer Torturm, der einzige, welcher, abgesehen von der Anlage der Wohnräume, im alten Zustande erhalten ist, wird zuerst 1381 urkundlich erwähnt,¹⁾ und der Fundamentierung des Glogauer Tores wußte sich Bitschen noch zu erinnern. Als höchsten nennt Thebesius den Goldberger mit seinen 46 Ellen; es folgte der Haynauer mit 45, der Breslauer mit 42 und der Glogauer mit 40 Ellen. In den Stadtbüchern der Reformationszeit werden Torhäuser²⁾ erwähnt, die auf der äußeren Seite des Stadtgrabens gebaut waren; sicherlich dieselben Bauten, die später in den Akten Torzwinger heißen, und die auf dem ältesten Stadtbild unter dem Hauptwall Friedrichs II. zum Vorschein kommen. Der Torzwinger beim Breslauer Tore scheint mit einem einzigen, massigen Turm, bei den übrigen mit zwei kleineren Türmen bewehrt gewesen zu sein, deren Abstand beim Haynauer Torzwinger nur $6\frac{1}{2}$ Ellen betrug; zwei Mauern von 80 Fuß Länge verbanden diese Ecktürme mit dem inneren Tore.

¹⁾ Schöppb. Agl. Bibl. Berl. 1381, 20: circa turrim Haynouiensem.

²⁾ Stadtb. IV 79 b: ir hawß vnd hoff vor dem breslischen thore an der ecke kegen dem thorhaws ober gelegen. 1521 sabb. cantate. 113: vor dem haynischen thore kegen dem thorhauß ober an der ecke gelegen. 1527 sabb. post Valentini.

Außer diesen vier Haupttoren bestanden noch einige Pforten. Die erste dürfte die Ritterpforte in der ältesten Umwallung der Stadt gewesen sein, die den Verkehr vom Ringe zur Vorburg vorzugsweise vermittelte, mit der Stadterweiterung aber überflüssig wurde; sie muß die Ritterstraße am Kohlmarkt abgeschlossen haben, doch wird sie nirgends urkundlich genannt. Die übrigen Pforten verdanken ihren Ursprung kirchlichen Bedürfnissen. Nachdem die Stadt für die Peterskirche einen Außenfriedhof angelegt hatte, mußte ein Zugang von der Kirche aus geschaffen werden. Er führte durch den Pfortenturm und hieß die Neue Pforte, die anscheinend zuerst 1339¹⁾ erwähnt wird und ihren Namen unverändert Jahrhunderte lang behalten hat.

Eine ähnliche Einrichtung scheint bei Liebfrauen bestanden zu haben; denn im Jahre 1479 vermachte Margaretha Fischer die Einkünfte von ihrem Garten „zur Erneuerung der Brücke, auf welcher man gehet vom Kirchhof besagter Kirche zu der Kirche des Apostels St. Jakob außerhalb der Mauern von Liegnitz gelegen.“²⁾ Da St. Jakob die Begräbniskirche auf dem Außenfriedhof von Liebfrauen war, so muß eine Verbindung zwischen beiden bestanden haben, welche vielleicht an die Stelle des älteren Breslauer Tores getreten war, dessen Reste Thebesius noch gesehen zu haben erklärt.

Die dritte dieser Pforten vermittelte den Verkehr mit der Dompfreiheit. Die Dompforte stand links vom Glogauer Torturm, etwas einwärts nach der Stadt zwischen der Schloßstraße und dem Schloßportal.³⁾ Hier stand 1421 ein Torhaus, zu welchem Herzog Ruprecht dem Räte den Boden geschenkt hatte. Es wird also etwa gleichzeitig mit dem Glogauer Tore um die Wende des Jahrhunderts gebaut sein, denn Ruprecht ist 1409 gestorben. Als das Domkapitel dies Torhaus beanspruchte, entschied Bischof Tylman von Simbalien und Herzog Ludwig als Schiedsrichter, daß die Stadt das Domentor behalten, in dem Tore aber ein Pfortlein anbringen sollte, durch welches die Domgeistlichkeit mit ihrem Gesinde tagsüber und zu bestimmten Nachtstunden frei verkehren könnte. Die oberste Verfügung über das wichtige Tor behielt sich der Herzog selbst vor, erlaubte aber endlich 1427 dem Räte, es zu

1) Proventus Sancti Petri: pons inter nouam portam et cimiterium nouum.

2) Arch. Liegn. Notariatsinstr. v. J. 1479: pro reformacione pontis, quo itur de cimiterio dicte ecclesie . . . ad ecclesiam sancti Jacobi apostoli extra muros Legnicenses sitam.

Den Breslauer Sprachgebrauch, der „Brücke“ für die gepflasterte Straße setzt (vgl. Schmiedebrücke zc.), habe ich bisher in Liegnitz nicht gefunden.

3) Das Eckhaus der Schloßstraße erhält die Bezeichnung „neben dem Thumthore“. Vor dem Glogauer Tore links lagen noch zwei Hausgrundstücke an der Mühlgrabenbrücke.

öffnen und zu schließen, wie es der Stadt am zweckmäßigsten erschiene.¹⁾

Der Stadtgraben wurde sowohl von der Raßbach durch den Mühlgraben wie auch vom Schwarzwasser gespeist; er stand in Verbindung mit den Wasserläufen, die den Dom einschlossen, und mit dem Schloßgraben.²⁾ Schon 1407 erwarb der Rat Grundstücke vor dem Haynauer Tore, um den Graben zu erweitern. Als die Hussitengefahr drohte, entschloß er sich zu einer sehr kostspieligen Erweiterung des ganzen Grabens.³⁾ Der Bischofsgarten und mehrere benachbarte Häuser, Gärten, Brauhäuser wurden gekauft und „in den Graben und Teich verwandelt“; dasselbe Geschick hatten sechs Grundstücke auf der nördlichen Seite des Breslauer Tores. Vor der Neuen Pforte wurden drei, vor dem Goldberger und Haynauer Tore alle Anwesen, die an den Graben stießen, die innere Seite der Rosengasse und die sieben Häuser der Stellmachergasse angekauft und der Befestigung zum Opfer gebracht. Nicht anders vor dem Glogauer Tore, wo drei Höfe und eine Scheune preisgegeben wurden. Sicherlich haben auch der Roßmarkt, das Bruch und die Häge zur Erweiterung beitragen müssen; nur so wurde erreicht, daß man „die Stadtgräben um und um die ganze Stadt bedeutend, ja auf das Doppelte und weit mehr erweiterte und verbreiterte“, wie der Stadtschreiber berichtet.

Die Erweiterungsarbeiten⁴⁾ erstreckten sich auch auf die Gräben hinter dem Schloß und um die Domininsel. Hier fanden die größten Umwälzungen statt. Denn die Bürger bildeten eine schon von ihnen geübte Art der Wasserbefestigung weiter aus, die Anlage von Festungsteichen.

Der älteste dürfte der Stadtteich⁵⁾ gewesen sein, der die Strecke zwischen dem Goldberger und Haynauer Tore deckte. Obwohl Bitschen erklärt, daß er im Jahre 1399 angelegt sei,

¹⁾ Schirm. S. 355, Nr. 579.

²⁾ Vgl. Schirm. S. 320—324.

³⁾ Schirm. S. 276 und 277, Nr. 428—430.

Bitschen behandelt diese Sache ausführlich.

⁴⁾ Thebestius ist der Ansicht, daß zur Hussitenzeit Wall und Bastionen gebaut seien. Das will ich nicht bestreiten, zumal in einer Bulle Pauls II. von 1467 auf dem hiesigen Archiv von propugnaculis die Rede ist, die die Stadt gegen die Hussiten gemacht hätte, und schließlich die Erdmassen, die aus der Verbreiterung des Stadtgrabens gewonnen wurden, so am besten Verwendung fanden. Doch kann dieser Ausdruck sich auch auf die Dombefestigung beziehen. Jedenfalls habe ich nirgends einen Wall oder eine Bastion zu jener Zeit erwähnt gefunden, außer auf dem Dome.

In einem Bruchstück des registrum distributorum 1483 sind die Ausgaben für den Bastionbau vor dem Breslauer Tore und den Wallbau hinter den Dominikanern gebucht.

⁵⁾ Bitschen, Zinsbuch am Schluß. Erste Erwähnung bei Schirm. 159 Nr. 225. Das Original der Urkunde hat piscina (vgl. infrascripti desjelsen Originals) wie auch das Sachverzeichnis richtig angibt. Vgl. Schirm. 250 Nr. 302. Schöpph. 1425, 14; hinter St. Niclas kirche bei der Stadt teich.

findet er sich schon 1362 urkundlich erwähnt. Vielleicht hat man ihn 1399 zu Befestigungszwecken zu erweitern angefangen; denn im Frühling 1400 wurden drei Häuschen am Teiche an die Stadt abgetreten,¹⁾ die vor dem Haynauer Tore lagen, so daß der Teich sich nun vom Goldberger bis zum Haynauer Tor erstreckte. Das südliche Vorgelände mit dem Jungfrauenkloster und der Wasserkunst schützte der Blankenteich — heute Ziegenteich genannt — welchen die Patrizierfamilie der Tschaslauer, die 1384—1435 im Rat und auf der Schöppenbank erscheint, angelegt hatte.²⁾ Zur Hussitenzeit gab man dem Nonnenkloster auch eine Flankendeckung, indem man auf dem Boden des ehemaligen Bischofsgartens einen zweiten Teich anlegte. „Der Bischofsgarten“, schreibt Bitschen, „ist nun zur Vergrößerung des Stadtgrabens und zu dem Teiche, der zunächst daran liegt, verwendet worden“. Am stärksten war die Nordseite mit ihren kostbaren Bauten, dem Schloß und dem Dom, durch Gewässer gedeckt. Die beiden nördlichen Arme des Schwarzwassers verband, wie wir sahen, der Bruchteich über dem heutigen Gänsebruch. Um auch nach Nordwest Deckung durch Wasserflächen zu erzielen, opferte der Rat das Dörflein Henningsdorf, das er 1386 vom Herzog gekauft hatte. Fast das ganze Dorf wurde zerstört, um dem Henningsteich Platz zu machen. „Hier waren noch mehr Häuser, Gärten und Wiesen, welche alle zur Befestigung der Stadt und zu ihrer Stärkung zum Widerstande gegen die Kexer, die damals mächtig waren, in einen Teich verwandelt wurden“, erklärt der Stadtschreiber in der Beschreibung der Glogauer Vorstadt. „Ist alles ein Dörflein gewesen, genannt Hennngsdorff.“ Der Bruchteich war anscheinend von diesem Henningsteich nur durch einen schmalen Landstreifen getrennt, auf dem das Annenspital und einige Gehöfte standen.

Mit diesen Wasserbefestigungen, die man als die Anfänge eines Außengrabens bezeichnen kann, waren Außenwerke verbunden. Zwischen dem Blankenteich und den zahlreichen Fischhältern, die im heutigen Schützengrunde angelegt waren, stand ein Pfahlwerk, von dem die Blankenmühle und der Teich den Namen trugen, mit einem Blockhause, das in den

¹⁾ Schirm. 250 Nr. 382.

²⁾ Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1382, 15: Hanke Cranch vnd Jost Thammendorf mit Dorothean siner husfrawin bekanten, daz se vorkawft hetten Nickil Tschaslaw eyn virteil an der blanckenmoil vnd an dem melczhowse vnd den halbin garten, der do gelegin ist vff die linke hand, alz man yn den hag geet obir den kirchoff . . . Ich vermute, daß dieser Garten den Boden für den Blankenteich hergegeben hat, denn der Kirchof war der „Neue Kirchof“ der Oberkirche, der dem Blankenteiche gegenüber am Stadtgraben lag. Dann würde der Teich gegen Ende des 14. Jahrhunderts angelegt sein. Bitschen, Geschoßbuch: der teiche do bey gelegin, den dy Tschaslauer gebawit habin, der Blankenteich genannt. Bezüglich der Pflanzen vgl. S. 74. A. 1.

Schöppenbüchern Blankenhaus¹⁾ heißt. Vielleicht stand es auf dem Hügel an der Gartenstraße, der früher eine Insel im Mühlgraben bildete. So bestand im Süden eine geschlossene Verteidigungslinie.

Eine zweite Schanze beherrschte vermutlich die Hannauer Landstraße zwischen dem Bruch und dem Stadtteich und deckte gleichzeitig die Nikolauskirche und die Kommende. Im Schöppenbuch von 1515 findet sich nämlich eine Kägerei erwähnt mit einem Graben, welcher auf des Komturs Gute angelegt war „zu einer Schüzung der Stadt“.²⁾ Da man im Mittelalter das Gerüst, worauf die Blide — eine Wurfmaschine — stand, als Käge bezeichnete, so wird der Name dieser Schanze erklärlich, der übrigens auch in Breslau beim Kezerberge und Kezertore in ähnlicher Form angewandt wurde. Derartige vorgehobene Werke dürften auch vor den anderen Toren bestanden haben, wenigstens erfahren wir aus den Stadtrechnungsbüchern, daß 1483 ein Wall hinter dem Kreuzkloster und eine Baitei vor dem Breslauer Tore gebaut wurden.

So konnte die Bürgerschaft, hinter Mauern, Gräben, Teichen und Außenwerken geborgen, dem Angriffe der Böhmen und der Raubritter ruhig entgegensehen. Allgemeine Bürgerpflicht war der Wachtdienst. Der Dienst an den Toren ist erst allmählich geregelt worden. In den ältesten Geschößbüchern sind Bürger in der Nähe der Tore bezeichnet, die den Tor Schlüssel führen; erst später erwarb der Rat die nächsten Häuser am Tor für den Torwärter.³⁾

¹⁾ Schöppb. 1424, 36: Nickel Rudel beante, das her vorkauft hette Peter Kemmern. . . syn hows vnd hoff vnd erbe vor der newenporten bie dem blankenhowße zuehste gelegin . . . ebd. 1426, 19. ebd. 1454, S. 41. 4.: Nickil Kemmer vnd Barbara . . bekanten, das sie vorkawfft hetten Leonardo dem statschreibir . . eyne marg geldis . . off er haws vnd garten, heldren vnd teiche . . vor der newin pforte czwischin dem Blanghawze vnd des egenanten Leonardi erbe gelegin . . .

Auch der Bericht des Bauherrn Alberti von 1675 erwähnt noch den „Ausfall bei der Wasserkunst und die Pallisaden vor demselben“. Akt. d. Stadtarch. Pieg. Planken oder blanken wurde im Mittelhochdeutschen geradezu für Befestigung gebraucht. (Sezer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch) vgl. Schoenaich a. a. D.

²⁾ Schöppb. Kgl. Bibl. Berl. 1515. Zettel. Ein der Ketzerei, zu welcher grabe vff des compters gutte gemacht ist worden und vffgeworffen zu einer schutzunge der stad . . .

³⁾ 1451: Goldb. Tor: Domus janitoris . . fuit quondam Niclas Lydeners, nunc autem empta pro janitore. Hann. Tor: Domus janitoris value fuit olim Tome Gintschmans et est empta etc. Glogauer Tor: Domus janitoris . . comparata pro janitore.

1414. Geschößbuch. Goldb. Gasse: Niclas Pfaffendorff habet claus value Gultbergensis. Hann. Gasse: Calnitsche habet claus value Hay-

Sehr früh dagegen entsteht in Liegnitz eine immer kriegsbereite Bürgerwehr in der Form einer Gilde. Schon längst übten die wehrfähigen Bürger die Kunst des Bogenschießens und die Handhabung der Armbrust auf dem Rasen vor den Toren der Stadt. Einen Schützenanger finden wir im 14. Jahrhundert vor dem Glogauer Tor, einen zweiten jenseits der Ratzbach vor dem Breslauer Tor, an den noch der Name Angerstraße erinnert,¹⁾ und gewiß werden die waffenfrohen Bürger auch den Anger des Roßmarkts zu ihren Schießübungen benutzt haben; vielleicht deutet der alte Name der Scheibenstraße „hinter der Scheibe“ noch auf diesen uralten Schützenstand hin. Selbst in den Gärten pflegte der Bürger wohl einen Scheibenstand zu halten, um die Übung in der Kunst, von der in den Zeiten des Faustrechts Wohl und Wehe abhing, nicht zu verlieren.²⁾

nouiensis. Burggasse: Hannus Schultheys habet claves ad valuum Summi (des Domes). Gerbergasse: Petir Entener habet claves ad valuum Glogouiensem. Mittelgasse: Niklas Schobir habet claves ad valuum Wratislauensem.

1) Schöppb. Rgl. Bibl. Berl. 1380, 18b: in alodio ante portam Glogouiensem in schutzenanger sito. 1383, 17: Mezeneris garten vor dem breszlawischen thore uff dem schutzenangir gelegen. Stadtb. IV 84: das Jostische Vorwerk „vor dem breslischen tore vff dem schuetzen anger“ an Bartel Jenisch abgetreten.

2) Koffmane, Die Dorf- und Flurnamen im Landkreise Liegnitz, Mitteilungen I 126 leitet Scheibe von sciba ab, was sehr wohl möglich erscheint. Wenn ich hier eine zweite Erklärung gebe, so möchte ich zunächst den Unterschied städtischer und ländlicher Verhältnisse hervorheben, die verschiedene Namensentwicklungen bedingen. Eine Ableitung aus dem Deutschen ist in der unmittelbaren Nähe der Stadt bei einer wiederholt auftretenden Ortsbezeichnung wohl vorzuziehen, wenn sie hinreichend begründet ist. Alwin Schulz schreibt, Deutsches Leben 2c. S. 95: „In dem Garten zieht man Hühner, aber pflegt auch Blumen, Rosen und Lilien, hält sich einen Scheibenstand“ 2c. Nun finde ich Stadtbuch IV, 42: Tezwischen dem wirdigen hern Johanne Kleyn, comptor alhye czw Legnitez czw sandt Niklos, an einem vnd Peter Fellengibel, Michel Jacob, Lorentz Gebel vnd Peter Torsthe am andern teylen hatt eyn erbar rath erkanth: dye weyle dye obbeschriben, des wirdigen hern comptor kegenteyl, vff bestimpte vnd vorwilte czeit keyn beweysung vber ire hynderthuere an iren gerthen kegen des benanten herrn komptors scheiben vorgebrocht, szo erkendt eyn erbar rath vnd wil, das sye solche ire thuere forthyn abthun . . . Actum sabbato post Pauli 1516. Ich vermute, daß der Komtur den Personenverfehr hinter seinem Scheibenstand nicht wünschte, um Unglücksfälle zu verhüten.

Da ich nun vor dem Glogauer Tor einen Schützenanger antreffe, ist es wohl nicht zu kühn, die Scheibe damit in Zusammenhang zu bringen in folgender Eintragung des Schöppnbuches von 1468, 3b.

Margarethe, Hans Fabers eliche hawsfraw . . becante, das sy vorkaufft hette Hans Hewseler dem gerbir eyn stucke ackir vor dem glogischen thore zu nehiste der scheinben zwuschen den czween wegen gelegin . .

Daß endlich auf dem geräumigen Anger des Roßmarktes eine so streitbare Bürgerschaft einen Schießstand hatte, ist wohl anzunehmen, so daß sich der Weg „hinter der Scheibe“ zwanglos erklärt.

Schließlich traten mutige Männer zusammen, um nach mittelalterlicher Weise eine Bruderschaft zur Pflege des Waffenhandwerks zu begründen.

Bischof Wenzel, den Alter und Amt an der Verwaltung seines Herzogtums Liegnitz hinderten, hatte seines Veters Sohn, Ludwig II. von Brieg, zum Nachfolger im Herzogtum bestimmt und übergab ihm 1413 bei Lebzeiten die Regentschaft in Liegnitz. Sofort begann Ludwigs Bruder, Heinrich, seine Ansprüche mit den Waffen geltend zu machen, so daß die Liegnitzer, die für ihren rechtmäßigen Herrn Partei nahmen, zu großen Opfern genötigt wurden.

In diesen Thronwirren muß den Bürgern eine festere Ordnung des Schützendienstes vorteilhaft erschienen sein. Im Frühling 1414, kurz vor Pfingsten, treten im Auftrage der Schützen die Bürger Paul Thamme, Lorenz Gerstenberg, Niklas Räder und Franz Göbel vor die Schöppen, um sich ein Haus mit Garten vor der Neuen Pforte überweisen zu lassen, das ihnen Simon Rudil verkauft hat.¹⁾ Da Paul Thamme seit 10 Jahren wiederholt Schöppe und Ratsherr gewesen war, da auch Niklas Räder zweimal im Räte gesessen hat, so ist anzunehmen, daß die Gründung der Schützengemeinschaft von den Ratsgeschlechtern ausgegangen ist. Denn auch der Nachfolger des Paul Thamme, Georg Cromschreiber, der kurz darauf mit den drei übrigen in derselben Sache auftritt, ist öfter Ratsherr und Schöppe gewesen, hat dann im Stadtrichteramt zweimal mit Paul Thamme gewechselt.²⁾

¹⁾ Schöppenbuch 1414, 16 u. 17: Acta in iudicio feria quarta proxima ante penthecostes Anno dom. 1414. Symon Rudyl von syns selbin wegen vnd Margaretha, syne eliche howsfrawe mit dem selbin Symon Rudil, irem manne vnd vormunden, haben gereicht vnd uffgelassen Pawil Thammen, Lorence Gerstenberg, Niclasen Räder vnd Franczen Goebil von der Schueczzen wegen vnd von irre nochkomelinge wegen, dy do gleich vnd recht kegen en thun, ir hows und garten, das eczwenne Bewmelyne gewest ist, vor der newen pforten czwischen Niclas Cleyndinstis vnd Michil Visscheris erben gelegen, mit allin rechtin vnd in allir mase, beide wyte vnd lenge, alz sy is haben gehabt.

Ich würde annehmen, daß die Bierzahl der Vertreter der Schützen den Stadtvierteln entspräche, denn sowohl Paul Thamme wie sein Nachfolger Georg Cromschreiber wohnten im Goldberger Viertel (Bädergasse), Lorenz Gerstenberg im Haynauer Viertel (Haynauer Gasse), Niklas Räder im Glogauer Viertel (zwischen Burg- und Mittelgasse am Ringe) — wenn nicht Franz Göbel ebenfalls im Glogauer Viertel (Mittelgasse links) wohnte. Doch finde ich im Breslauer Viertel Bartusch Goebil (Mittelgasse rechts) und Hannus Gobil (zwischen Mittelgasse und Frauengasse am Ringe). Vielleicht hatte Franz Eigentumsrechte an diesen Grundstücken. Die Vertretung nach denselben Bezirken, nach denen das Waffenverzeichnis aufgenommen war, würde den amtlichen Ursprung der Schützengilde noch wahrscheinlicher machen.

²⁾ Schöppenbuch 1414, 21. b.: Acta in iudicio feria quarta proxima ante Viti Anno domini 1414. Hannus Bewmil vnd Dorothea, syne swestir, Andres Hawenastis eliche howsfrawe, mit dem selbin Hannosen Hawenast,

Dieser Ankauf des Gartengrundstücks ist, soweit wir sehen, der erste Schritt zu Bildung der Schützengilde; man hat zunächst für die Übungen einen eigenen Stand erworben. Der Schützengarten, wie er 1417 genannt wird, lag in der heutigen Gartenstraße, gegenüber dem Schützengrund, am Stadtgraben. Nicht weit davon kauften die Schützen im Jahre 1423 das Haus des Kaspar Schönfeld in der Petersgasse, und dieser Kauf zeigt sie schon als echte Schützengilde. Nikolaus Hessler und Peter Kote, „zu der Zeit Älteste der Schützen“, lassen das neu erworbene Grundstück in das Schöppenbuch eintragen. Wieder sind es Patrizier, die die Schützen vertreten.¹⁾

Die neue Gilde konnte, zumal sie das ernste Waffenhandwerk pflegte, die kirchliche Weihe bei Übungen und Festen nicht entbehren. Zwei Jahre später besitzt die Bruderschaft schon jene große, schöne Kapelle, die wir in St. Peter kennen gelernt haben; auch hier beweist die enge Zusammengehörigkeit der Schützengilde und der Stadtverwaltung der Umstand, daß der Rat und die Ältesten der Schützen zu Lehnherren des Altars der Kapelle eingesetzt wurden. —

In umfassendster Weise hatte der Rat von Liegnitz für die Entwicklung der ihm anvertrauten Gemeinde und für die Sicherheit der Stadt gesorgt. Nichts war natürlicher als das Streben nach der selbständigen Stellung einer königlichen Stadt, die Breslau durch König Johann von Böhmen erhalten hatte. Die

irem manne vnd vormunden, haben sich vorziehen kegen Jorgen Cromschreyber vnd Lorenczen Gerstinberg vnd Niclasen Räder vnd Franczen Goebil von der Schützen wegen des hows vnd garten, das en Symon Rudil vnd Margaretha, syne eliche howsfrawe, vorkaufft hatten vor der neuen pforten czwischen Niclas Cleyndinstis vnd Michil Visscheris hewsern vnd gerten gelegen, vnd traten en des abe mit allin rechtin vnd in allir mase, beide wyte vnd lenge, alz sy is haben gehabit.

Bgl. Registr. eccl. Sti. Petri 1435. Dy Schutzen von erem howsze vnd garten doselbist vnd ouch von dem andern howzze doby zuneste gelegin XVIII gr Martini.

¹⁾ Schöppenbuch 1423, 2. b. Acta in iudicio feria sexta ante Remiscere Anno dom. 1423. Caspar Schonefeld hat gereicht vnd uffgelasen Nitschen Hezeler vnd Petirn Roten, czu der czeit Eldisten der Schutczin czu Legnicz, vnd allen den, dy noch en eldiste der Schutzen gekoren werden doselbist in czukunfftigen czeiten, von der Schutzen wegin doselbist, syn hows vnd hoff in Sente Petirs gasse by Nysen Vnrvyne (Unruh) howse vnd hofe czuneheste gelegin vnd gab en das uff mit allin rechtin vnd in aller mase beide weite vnd lenge, als her is hat gehabit. 1431. Bresl. Stadtarh. Notariatsinstr.: Vltima voluntas Francisci Bottener. Casula, liber et monstancia debent deuolui et venire ad capellam et ad altare communitatis sagittariorum in ecclesia sancti Petri in Legnicz . . .; . . duobus de fraternitate sagittariorum predictorum iuratis . . .; . . societas et communitas sagittariorum . . . etc. 1432, Schjirm. S. 370, Nr. 605; 1480. Stadtarhiv Liegnitz, Schöppenbrief: Baltazar Kobir tritt 1/2 Schoß Zins den eldisten brudern der schotzen czu handen der bruderschaft ab.

Verhältnisse lagen günstig nach dem Aussterben des Liegnitzer Mannesstammes der Piasten, und ein höchst berechnender, ehrgeiziger und tatkräftiger Mann, den die Patrizier in ihren Kreis aufgenommen hatten, der Stadtschreiber Ambrosius Bitschen, unser bester Gewährsmann bei unserer Schilderung seiner Stadt, leitete die Politik des Rates mit der Umsicht eines gewiegten Staatsmannes. Da brach, durch soziale, religiöse und persönliche Zwistigkeiten hervorgerufen am 24. Juni 1454 der Aufstand aus, der die Piasten zurückführte und Liegnitz die Ehre verschaffen sollte, an der Spitze der Gebiete zu stehen, auf welche die Hohenzollern ihre Ansprüche auf Schlesien gründeten.

Geschichte der Königl. Ritterakademie zu Liegnitz.*)

Von Prof. Dr. Pfudtel.

Die Königl. Ritterakademie zu Liegnitz begeht am 11. November 1908 ihre 200jährige Jubelfeier. Eine eigentümliche Fügung der Zeitverhältnisse hat es mit sich gebracht, daß es ihr jetzt zum ersten Male vergönnt ist, an ihre früheren Lehrer und Schüler den Aufruf ergehen zu lassen, daß sie herbeieilen und durch ihr Erscheinen an der altgewohnten Stätte das seltene Fest verherrlichen möchten. Als 1758 der Termin für ein fünfzigjähriges Jubiläum fällig war, hatte der große König wenige Wochen vorher durch den Überfall von Hochkirch eine schwere Niederlage erlitten; welcher Patriot wäre wohl in der Stimmung gewesen, unter solchen Umständen frohe Feste zu feiern? Ebenso wenig lud ein halbes Jahrhundert später die traurige Lage des preußischen Staates nach dem Tilsiter Frieden dazu ein, ganz abgesehen davon, daß in dem Jahre 1808 die Zahl der Akademisten bis auf acht zusammengeschrumpft war. Im Jahre 1858 endlich war wenige Wochen vor dem 11. November Friedrich Wilhelm IV., der königliche Patronatsherr der Anstalt, von einer schweren, unheilbaren Krankheit befallen worden, so daß eine Erinnerungsfeier in größerem Umfange sich von selbst verbot.

Im Hinblick auf dies bevorstehende Jubelfest wird es den Freunden der Ritterakademie nicht unerwünscht sein, einen kurzen Überblick über ihre bisherige Entwicklung zu erhalten. Die folgenden Blätter, die diesem Zwecke dienen sollen, beanspruchen aber nicht, für eine nach allen Seiten hin erschöpfende Darstellung ihrer Geschichte angesehen zu werden, sondern sie haben es sich nur zur Hauptaufgabe gemacht, im Anschluß an die Entstehung der Akademie den häufigen Wechsel in ihren Verfassungen zur deutlichen Anschauung zu bringen. Hierbei sind die betreffenden Arbeiten der Vorgänger — Kaumann für die österreichische Zeit, Blau für die Periode 1740—1811 und Wendt für die Jahre 1811—40 — ausgiebig benutzt worden. Die letzten 70 Jahre hat der Verfasser

*) Dieser unser Aufsatz ist als Beitrag zum 200 jährigen Jubiläum der Ritterakademie in einem Sonderhefte erschienen.

auf Grund der ihm zugänglichen Akten und zum Teil seiner eigenen Erfahrungen zu bearbeiten versucht und ist dabei stets bemüht gewesen, in der Beurteilung der Tatsachen einen möglichst unbefangenen und vorurteilslosen Standpunkt einzunehmen.

I.

Entstehung der Ritterakademie.

Georg Rudolf, Herzog in Schlessien zu Liegnitz, Brieg und Wohlau (1612—53) gründete als kinderloser Witwer i. J. 1646 aus seinem Privatvermögen das fürstliche St. Johannisstift in Liegnitz zur Erhaltung der evangelischen Kirchen und Schulen, insbesondere zur Besoldung und Unterhaltung der bei der evangelischen Hofkirche zu St. Johannis wirkenden Kirchen- und Scholdiener. Die reiche Stiftung bestand außer dem Kapitalbesitz der Johannisirche aus einer größeren Anzahl von Landgütern und Vorwerken, aus sieben Häusern bei der Johanniskirche, einer umfangreichen Bibliothek und verschiedenen kleineren Einkünften. Aus ihren Erträgen errichtete der Herzog noch selbst 1648 die fürstliche Stiftsschule zu St. Johannis, in welcher Arme und Reiche im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, ferner im Deutschen, Lateinischen und Griechischen unentgeltlich unterrichtet werden sollten. Als Georg Rudolf 1653 kurz vor seinem Tode sein Liebeswerk durch neue Schenkungen noch wesentlich erweitert und einen Fluch gegen alle ausgesprochen hatte, die seine Stiftung im geringsten zu schwächen, zu ändern, zum Teil oder ganz abzutun sich unterstehen würden, glaubte er sein Vermächtnis für alle Zeiten gesichert zu haben. Vergebliche Hoffnung. Zwar unter seinen Nachfolgern aus dem Piastengeschlechte wurde den Anordnungen des edeln Stifters gewissenhaft entsprochen; als aber 1675 das uralte Fürstenhaus wider Erwarten schnell erlosch, da zog der Kaiser Leopold I. die Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau als erledigte böhmische Lehen ein und legte zugleich auch Beschlag auf das Vermögen des St. Johannisstifts. Weil er die im übrigen Schlessien schon erfolgreich durchgeführte Gegenreformation auch auf die neu erworbenen Gebiete auszudehnen gedachte, so widerstrebte es ihm natürlich, die Einkünfte jenes Stifts statutengemäß zu verwenden. Er ließ im Gegenteil die evangelischen Geistlichen und die vier Stiftslehrer nach und nach aussterben, und die ersparten Erträge wurden teils zum Kapital geschlagen, teils völlig gegen die Anschauungen des Stifters zu Unterstützungen von Mönchen und Nonnen, zu Stipendien für katholische Studenten in Prag und Wien verbraucht; ja man scheute sich nicht, zum Türkenkriege (1683) und zur Belagerung von Mainz (1689) niemals zurückbezahlte Anleihen von mehr als 20.000 Talern bei dem Johannisstift zu machen. So wären denn die reichen Mittel



Königliche Ritterakademie in Tübingen.

desselben den Evangelischen schließlich ganz entfremdet worden, wenn sie nicht in ihrer Bedrängnis abermals bei einem Schwedenkönige, wie einst bei Gustav Adolf, Hilfe gefunden hätten.

Als Karl XII. auf seinem Siegeszuge durch Polen seinen Gegner August II. auch in seinem Stammlande Sachsen niederkämpfen wollte und im August 1706 die Grenze Schlesiens überschritt, brachten die dortigen Protestanten an ihn als einen der Garanten des Westfälischen Friedens ihre Klagen über die erlittenen widerrechtlichen Verfolgungen. Der König beschloß, sich der Rechte seiner Glaubensgenossen dem Kaiser Joseph I. gegenüber anzunehmen; da aber diesem durch den gleichzeitigen spanischen Erbfolgekrieg die Hände gebunden waren und er es nicht wagen konnte, den gewaltigen Kriegshelden, der mit seinen siegreichen Scharen schon an den Grenzen der österreichischen Erblande stand, sich auch noch zum Feinde zu machen, so gab er, wenn auch zögernd, seine Einwilligung zu der Altranstädter Konvention, die am 1. September 1707 zwischen ihm und Karl XII. zugunsten der schlesischen Protestanten abgeschlossen wurde. Diese erhielten in den vier Fürstentümern Liegnitz, Brieg, Wohlau und Ols, die zur Zeit des Friedensschlusses 1648 noch im Besitze der Pfälzen gewesen waren, 121 ihnen entrissene Kirchen mit ihrem Besitze und Einkünften zurück, allerdings nicht die St. Johanniskirche in Liegnitz, die Kaiser Leopold 1699 dem dortigen Jesuitenkollegium geschenkt hatte. Dagegen gab die österreichische Regierung die Johannisstiftung heraus und machte zugleich den evangelischen Ständen des Fürstentums Liegnitz den Vorschlag, daß mit den Mitteln des Stifts eine paritätische Ritterakademie für den schlesischen Adel gegründet werden sollte. Es ist begreiflich, daß die adligen Mitglieder mit Freuden auf dies Anerbieten eingingen; aber auch der Vertreter der Stadt Liegnitz ließ sich leicht dafür gewinnen durch den Hinweis auf den großen materiellen Nutzen, den die Bürgerschaft von der Gründung einer so reich ausgestatteten Anstalt haben würde. In den schon vorhandenen Johannisstiftshäusern wurden Lehrzimmer und Wohnungen für die Akademisten eingerichtet, und schon am 11. November 1708 wurde die neue Bildungsstätte auf dem hiesigen Schlosse durch Reden des Landeshauptmanns und des ersten Professors vor einer zahlreichen Versammlung feierlich eingeweiht.

Wie kam man denn aber auf den Gedanken, hier in Liegnitz gerade eine Ritterakademie zu gründen? Diese Wahl wird verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, welchen Gang die Entwicklung des deutschen Schulwesens seit dem Zeitalter der Reformation genommen hat. Die Reformatoren hatten die weltlichen Obrigkeiten durch ihre Ermahnungen veranlaßt, neben den vorhandenen Kloster Schulen in ihren Städten neue Schulen einzurichten, deren Hauptaufgabe sein sollte, für die Verkündigung der neuen

Lehre einen tüchtigen Priesterstand heranzubilden. Luther und Melanchthon und später Joh. Sturm in Straßburg glaubten dieses Ziel am besten zu erreichen durch ein möglichst gründliches Betreiben der lateinischen Sprache, die damals noch die Verkehrssprache aller Gebildeten war. Griechisch und Hebräisch wurden in diesen Anstalten nur soweit getrieben, als es zum Verständnis der Bibel erforderlich war. Die Mathematik beschränkte sich auf die einfachsten Rechnungsarten; die neueren Sprachen fielen ganz weg, meist auch Geschichte und Geographie. Auch auf körperliche Ausbildung wurde kein Wert gelegt.

Diese Lateinschulen erreichten und bewahrten eine hohe Blüte, so lange der bürgerliche Gelehrtenstand nicht nur in der Kirche sondern auch an den Fürstenhöfen eine einflussreiche Stellung einnahm. Wurden Gelehrte doch vielfach bei Gesandtschaften und politischen Unterhandlungen verwendet, zumal da die Diplomatensprache damals noch die lateinische war. Da aber das Schulwesen zu allen Zeiten von den jeweiligen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig gewesen ist, so mußte auch hier ein großer Umschwung eintreten, als gegen Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich die Ausbildung der absoluten Monarchie vollzog.

Der Adel hatte bis dahin auf seine persönliche Unabhängigkeit großen Wert gelegt; er lebte für gewöhnlich fern vom Hofe in seinen Schlössern auf dem Lande, wenn er nicht als erster Stand auf den Landtagen durch seine einflussreiche Stimme den Gang der heimischen Verwaltung regelte. Jetzt aber, als die Macht der Fürsten gewaltig zugenommen hatte und damit auch das Ansehen der höheren Beamten wuchs, als ferner die immer zahlreicher werdenden stehenden Heere ehrenvolle Stellungen in Menge boten, begann der Adel allmählich auch die Höfe der Fürsten aufzusuchen, um den Verlust an ständischem Einfluß durch die Erwerbung der höchsten Ämter im Staats- und Heeresdienst auszugleichen. Sie mußten hier aber bald die Erfahrung machen, daß ihre Ausbildung, die sie in einer der Klosterschulen oder durch Hauslehrer erworben hatten, den Ansprüchen einer neuen Zeit nicht mehr genügte, besonders seitdem nach dem 30jährigen Kriege durch das politische Übergewicht Frankreichs auch französische Sprache und Sitte überall an den deutschen Höfen die Herrschaft erlangte. Auch für den internationalen Verkehr wurde die lateinische Sprache bald durch die französische ersetzt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese neuen Lebensanschauungen auch auf die Gestaltung des Unterrichtswesens zurückwirkten. Während bisher in den Lateinschulen bei ihrem einseitigen Betriebe der lateinischen Sprache die *sapiens atque eloquens pietas* das einzige Ziel war, so wurde nun der Ruf laut nach Schulen, die dem neuen Bildungsideal Rechnung tragen sollten, und dies bestand

eben in der Heranbildung des vollendeten Hofmannes, der außer den sprachlichen und sachlichen Kenntnissen, die seine Stellung bei Hofe oder im Staatsdienst erforderte, auch durch seines äußeres Benehmen sich von der großen Masse unterschied.

Diesen Bestrebungen der Adelskreise kamen viele Fürsten im eigenen Interesse bereitwillig entgegen, und so entstanden schon in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts mehrere Ritterschulen oder Ritterakademien, ein Name, der darauf hinweist, daß sie auch den Besuch einer Universität ersetzen wollten. Jedoch alle diese Anstalten, die vor dem 30jährigen Krieg gegründet waren (in Soroe auf Seeland, Tübingen, Kassel, Beuthen, Neiß), fielen den vernichtenden Stürmen des Krieges zum Opfer, und erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden die meisten und bedeutendsten Schulen dieser Gattung errichtet. Allen gemeinsam war bei der Abfassung des Lehrplans das Bemühen, nur solche Unterrichtsfächer zugrunde zu legen, die für den späteren Beruf der adligen Jugend von unmittelbarem Nutzen wären. Im Sprachunterricht trat natürlich das Französische an die Stelle des Lateinischen. Von den Wissenschaften wurde Mathematik und Technologie gelehrt, soweit sie Anwendung finden auf Kriegswesen und Fortifikation. In der Geschichte wurden hauptsächlich die neueren Zeiten behandelt und im Anschluß daran Genealogie und Heraldik getrieben. Auch in die Gebiete der Rechtskunde wurden die Akademisten eingeführt, welche ihnen als Staatsbeamten oder Grundbesitzern ersprießlich sein konnten. Noch viel größerer Nachdruck wurde aber auf die Ausbildung der körperlichen Gewandtheit gelegt, und es erscheint sehr begreiflich, daß die Jugend an dem Unterricht im Reiten, Fechten und Tanzen größeren Gefallen fand als an dem mühevolleren Studium der Wissenschaften.

Für alle diese Ritterakademien ist auch charakteristisch, daß sie sämtlich mit Alumnaten verbunden waren. Dies findet darin seine Erklärung, daß private Pensionate, die allen berechtigten Anforderungen entsprechen, damals noch viel seltener waren als heutzutage.

Dies waren die Hauptursachen, die namentlich in der zweiten Hälfte des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe solcher Adelsanstalten ins Leben riefen. Als die wichtigsten unter ihnen sind hervorzuheben die Ritterakademie von Lüneburg (1655—1850), die niederösterreichische Landschaftsakademie in Wien (1682), deren Organisation der Liegnitzer Akademie als Vorbild diente, und die beiden noch jetzt bestehenden Anstalten in Brandenburg (1705) und Liegnitz. Auf die Errichtung unserer Akademie hat aber unverkennbar noch ein anderer mächtiger Faktor eingewirkt: der Jesuitenorden. Dieser hatte bei seiner großen Zindigkeit sehr bald erkannt, daß für seinen Hauptzweck, die Anhänger der neuen Lehre wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück-

zuführen, das oben geschilderte neue Bildungsideal sich vortrefflich verwerten ließe, und so richtete er seine zahlreichen Schulen bald in ähnlicher Weise wie die Adelschulen ein. Dazu kam, daß die aus dem Orden hervorgegangenen Lehrer mit großer Sorgfalt ausgewählt und für ihren Beruf besonders ausgebildet waren; auch hatten sie sich durch den Aufenthalt in den verschiedensten Ländern und in höheren Kreisen feinere und gewandtere Umgangsformen erworben im Gegensatz zu dem damals noch recht tiefen Niveau des übrigen Lehrstandes. Da kann es nicht Wunder nehmen, daß in konfessionell gemischten Landschaften, wie z. B. in der Lausitz, selbst der protestantische Adel seine Söhne in diese Jesuitenschulen schickte, wovon dann häufig der Übertritt zur katholischen Kirche die Folge war.

Die Jesuiten hatten nun seit dem Westfälischen Frieden ihr Augenmerk ganz besonders auf die Wiedergewinnung des damals fast durchweg evangelischen Schlesiens gerichtet, und in ihrem Bestreben, die ganze Provinz allmählich mit einem ausgedehnten Netz ihrer Ordensniederlassungen zu überziehen, wurden sie von ihrem ehemaligen Zögling, dem Kaiser Leopold I., auf das allereifrigste unterstützt. Schon 1659 schenkte er ihnen seine kaiserliche Burg in Breslau; in ihr schufen sie eins ihrer zahlreichen Kollegien, das sich dann später im Jahre 1702 trotz des heftigen Widerspruchs der Breslauer Bürgerschaft zu einer Universität mit einer theologischen und philosophischen Fakultät erweiterte. In Liegnitz hielten zwei Ordensbrüder zuerst ihren Einzug 1689 und mieteten für ihre Zwecke den Bischofshof nebst kleiner Kirche. Aber schon 10 Jahre später erlangten sie durch die Fürsprache des kaiserlichen Landeshauptmanns Zierowsky v. Zierowa den Besitz der bis dahin reformierten Johannisikirche, an deren Seite sie ein sehr stattliches Kollegiathaus errichteten. Derselbe Gönner hatte schon 1693 dem Kaiser geraten, die Einkünfte des Johannisstifts zur Gründung einer Ritterakademie zu verwenden, die dann selbstverständlich von den Jesuiten geleitet werden sollte. Aber diesmal setzte er seine Absicht noch nicht durch; denn Leopold I. mochte sich wohl gerade damals, wo er in den dritten Raubkrieg Frankreichs verwickelt war und gleichzeitig die neuen Angriffe der Türken abzuwehren hatte, von dem beschlagnahmten reichen Schatz des Johannisstifts nicht trennen, bei dem er in finanziellen Nöten schon öfter Anleihen gemacht hatte.

Anders lagen die Verhältnisse, als auf Grund der Ultranstädter Konvention das Vermögen des Johannisstifts an die Evangelischen zurückgegeben werden mußte und nun über die neue Verwendung desselben zwischen den kaiserlichen Deputierten und den Vertretern Karl XII. und des Fürstentums Liegnitz verhandelt wurde. Jetzt wurde von dem damaligen Landeshauptmann, jedenfalls im Sinne der Jesuiten, wiederum die Errichtung einer Ritterakademie für den schlesischen Adel vorgeschlagen, der dann auch bei letzterem

großen Anklang fand. Bei der augenblicklichen politischen Weltlage war es natürlich ausgeschlossen, der neuen Schule einen streng katholischen Charakter zu geben; es kam eine Art Kompromiß zustande — sie sollte paritätisch sein. Die wirklichen Urheber des Planes, die sich zunächst vorsichtig im Hintergrunde hielten, glaubten doch durch geschickte Benützung der Verhältnisse zu ihrem Ziele gelangen zu können. Und die weitere Entwicklung der Anstalt gab ihnen Recht. Der erste Direktor aus dem evangelischen schlesischen Adel, Friedrich Senfried von Ponikau auf Nesselwitz, trat schon im Jahre 1710, offenbar in Folge einer schon vor seiner Ernennung gegebenen Zusage, zur katholischen Kirche über; sein Nachfolger mußte nach dem Grundsatz der Parität wieder ein Katholik sein. Für die äußerst wichtige und einflußreiche Stellung des Stiftsverwalters war ohnehin gleich anfangs ein Katholik in Aussicht genommen. Da man dann später auch bei der Besetzung erledigter Professuren katholische Gelehrte bevorzugte, so wäre nach menschlicher Berechnung die vollständige Katholisierung der Ritterakademie das endgiltige Resultat geworden, wenn nicht Friedrich der Große durch die Eroberung Schlesiens einen großen Strich durch diese Rechnung gemacht hätte.

II.

Josephinische Ritterakademie 1708—40.

Die hiesige Anstalt wurde, wie schon oben bemerkt, ganz nach dem Muster der 1682 in Wien gegründeten Ritterakademie ausgestaltet. Ihr Zweck wurde dahin bestimmt, daß „Schlesiens junge Ritterschaft, welche bisher mit großen Unkosten ihrer Eltern außer Landes in fremde Academien verschickt worden, gleichsam vor den Augen ihrer Eltern ritterliche Qualitäten und Wissenschaften erlangen könnten“. Die Leitung hatte ein aus dem schlesischen Adel ausgewählter Direktor, dessen Hauptaufgabe es sein sollte, über Anstand und Sitte der Akademisten zu wachen; deshalb wohnte er in der Akademie und speiste gemeinschaftlich mit den Zöglingen. Dem ersten Direktor, der bis 1730 die Anstalt leitete, folgte von 1732—41 der Katholik Joh. Ludwig von Harbuval, Freiherr von Chamaré.

Unter dem Direktor standen die drei Professoren, welche wöchentlich in je acht Stunden vormittags Vorträge hielten über die wichtigsten Zweige der Rechtswissenschaft, Philosophie und Mathematik, über deutsche Literatur, Geschichte, Politik, Genealogie, Heraldik und Geographie, aber auch über Fortifikation, Geschützwesen und Architektur. Der Sprachmeister gab in 8 Stunden wöchentlich nachmittags französischen und italienischen Unterricht. Der Mittwoch und Sonnabend blieben für Privatunterricht frei; Latein und Griechisch wurden nur privatim gegen besondere Be-

zahlung gelehrt. Drei Exerzitiemeister hatten täglich in 5 Stunden die Zöglinge im Reiten, Fechten, Voltigieren, Exerzieren und Tanzen zu üben.

Für zwölf unbemittelte Akademisten waren Freistellen errichtet, fünf für Katholiken und sieben für Lutheraner. Die ersten Ansprüche darauf hatten die Adelsgeschlechter aus dem Fürstentum Liegnitz, dann die aus Brieg und Wohlau und zuletzt die aus dem übrigen Schlesien. Außer diesen zwölf „Fundatisten“, die nicht vor ihrem 16. Jahre aufgenommen wurden und drei Jahre in der Anstalt verblieben, konnten beliebig viele „Pensionisten“ ohne Unterschied der Konfession eintreten. In der Zeit von 1708 bis 41 wurden im Ganzen 416 Zöglinge immatrikuliert, also durchschnittlich 22 im Jahre; davon waren etwa 300 Schlesier. Von den „Ausländern“ waren am zahlreichsten die Polen vertreten (82, darunter vier Prinzen von Lubomirsky und ein Prinz Radziwill) und Angehörige der anderen österreichischen Länder; einzelne stammten auch aus Rußland, Irland, Italien und dem deutschen Reich. Der Konfession nach waren im letzten Jahrzehnt des österreichischen Zeitraums zwei Drittel Katholiken.

Die Zöglinge hatten bei ihrer Aufnahme die Wahl, ob sie nur die Exerzitten oder auch die wissenschaftlichen Studien betreiben wollten. Daß die körperliche Ausbildung höher bewertet wurde als der Unterricht in den Wissenschaften, ergibt sich schon daraus, daß das Gehalt des Reitlehrers bedeutend größer war als selbst das des Direktors. Auch war der erste Neubau, den man im ersten Jahre nach der Gründung der Anstalt vornahm, die Reitbahn. An den St. Josephsfeiern (19. März und 26. Juli) zeigten dann die Akademisten in Gegenwart der königlichen Regierung und der zahlreich versammelten Angehörigen ihre Fortschritte im Reiten, Tanzen und Fechten, daneben auch im „Disputieren und Perorieren“, und am Schlusse wurden Pistolen als Prämien verteilt. Hinsichtlich der Disziplin in dieser ersten Periode ist zu bemerken, daß der Ton in der Akademie nicht besser war als auf den größeren Universitäten jener Zeit. Der Hang zum Prunk und Luxus mußte wiederholt von den vorgesetzten Behörden gerügt werden; die Lust an Kaufereien führte oft zu Duellen, so daß im Jahre 1718 vier Zöglinge auf einmal deshalb relegiert wurden.

Bei dem anwachsenden Besuch der Akademie genügten die vorhandenen Räumlichkeiten in den Johannisstiftshäusern bald nicht mehr dem Bedürfnis. Daher erwarb man aus Stiftsmitteln die 19 Bürgerhäuser, die mit jenen zusammen ein großes Straßenviereck bildeten, und erbaute von 1728—38 nach dem Entwurf des Akademie-Professors Ch. G. Hertel das heutige palastartige Akademiegebäude.

Der Verwalter des Johannisstifts, der zugleich die Bewirtschaftung der Stiftsgüter leitete, war vom Direktor unabhängig;

beide standen unter dem Landeshauptmann des Fürstentums Liegnitz; die höhere Instanz war die königlich böhmische Hofkanzlei zu Prag.

III.

Die Preussische Ritterakademie bis zu ihrer Umgestaltung in ein Gymnasium 1741—1811.

Als Friedrich der Große im August 1741 nach der Eroberung Schlesiens auch in Liegnitz die Huldigung abnehmen ließ, stieß er in der Akademie auf starken Widerstand; die Folge war, daß der österreichisch gesinnte Direktor Freih. von Chamare und sein Parteigenosse, der Stiftsverwalter Käbs, sofort entlassen wurden; ein Teil der Lehrer war schon vorher in die österreichischen Staaten ausgewandert. Der neue Direktor und dessen Nachfolger wurden ebenso wie vorher aus dem schlesischen Adel entnommen; sie waren aber von jetzt ab alle evangelisch, wie auch die meisten Mitglieder der Lehrerschaft. Im übrigen wurde bis zum Jahre 1774 an dem Universitätscharakter der Akademie nichts Wesentliches geändert; auch das Josephsfest wurde nach wie vor feierlich begangen, jedoch seit 1764 an dem Friedrichstage (5. März).

Erst 1774 ließ Friedrich II., der seiner Anstalt seit dem Friedensschluß sein ganz besonderes Interesse zugewandt hatte, auf die vielfachen Klagen hin, die ihm über die Akademie zu Ohren gekommen waren, durch seinen um das Preussische Schulwesen so hoch verdienten Kultusminister K. Abr. Freiherr von Zedlitz (1771—88) eine achttägige Revision vornehmen. Auf Grund derselben wurde verfügt, daß bei der Aufnahmeprüfung strenger verfahren werde: niemand solle zugelassen werden, der nicht das Deutsche fertig lese und orthographisch schreibe und einen leichten lateinischen Schriftsteller verstehe und grammatisch erklären könne. Ferner wurde die freie Wahl der Studien und Exerzitien aufgehoben; es war vielmehr von jetzt an jeder Akademist verpflichtet, sämtliche Vorlesungen zu hören und die dabei gestellten Aufgaben auszuarbeiten. Der Minister ließ sich sogar jahrelang diese Arbeiten zur persönlichen Durchsicht und Beurteilung einschicken. Statt des positiven Rechts drang er auf Einrichtung des Religionsunterrichts, der dann auch 1776 eingeführt wurde. Den Professoren erteilte er für ihre Fächer ausführliche Anweisungen; sie sollten künftig alle sich des Universitätsvortrages enthalten und sich einer verständigen (Sokratischen) Methode bedienen. Außerdem wurden wöchentliche Konferenzen der Professoren unter dem Vorsitz des Direktors angeordnet, in denen eine Besprechung über Fleiß und Fortschritte, besonders aber über das Betragen der Zöglinge stattzufinden hatte. Besondere Schwierigkeiten machten in letzterer Beziehung die „Militaristen“, d. h. die

zahlreichen Zöglinge, die gleichzeitig bei einem Regiment als Junker angenommen waren und jährlich zum Exerzieren vier bis sechs Monate eingezogen wurden.

Die freie Bewegung der Akademisten wurde 1788 weiter durch die Einführung des Inspektorats eingeschränkt, für die sich der Minister von Zedlitz und der Akademiedirektor von Bülow (1787—95) sehr angelegentlich bemühten. Anfänglich zwei, später drei Inspektoren, die in der Anstalt selbst mitten unter den Zöglingen wohnten und mit ihnen speisten, hatten abgesehen von einem mehrstündigen Klassenunterricht die Aufgabe, den häuslichen Fleiß und die sittliche Führung derselben zu überwachen. Aber auch sonst nahm die Akademie durch den Einfluß der vorgesetzten Behörde immer mehr den Charakter einer Schule an: das Aufnahmealter ging bis zum zwölften Lebensjahre herab; Klassenbücher, Zensuren und halbjährige öffentliche Prüfungen wurden vorgeschrieben; auch wurden die Zöglinge nach ihren Kenntnissen in den meisten Fächern in zwei Klassen geteilt; endlich wurde 1792 die lateinische Sprache als allgemeines Lehrfach in den Stundenplan eingereiht.

Auf diesem Wege wäre es dem höchst einsichtsvollen und tatkräftigen Direktor von Bülow sicherlich gelungen, aus der bisherigen Schein-Universität eine tüchtige Vorbereitungsanstalt auf die wirklichen Universitäten zu entwickeln, wenn nicht die verhängnisvolle Hand des Ministers Wöllner in diesen Umbildungsprozeß störend eingegriffen hätte. Als Oberkurator der Anstalt setzte dieser, um den schlesischen Adel noch mehr für die Akademie zu interessieren, 1795 je zwei Mitglieder desselben als Provinzial-Kuratorium ein mit der Befugnis, in jedem Halbjahr eine gründliche Visitation des Instituts in moralischer, intellektueller, finanzieller und ökonomischer Hinsicht anzustellen und einen Bericht an das Ober-Schul-Kollegium einzuschicken, auch etwaige Klagen über den Direktor entgegenzunehmen und zu untersuchen. Ein Mann wie von Bülow konnte sich eine solche Bevormundung unmöglich gefallen lassen. Er legte sein Amt nieder; seine beiden schwachen Nachfolger aber waren bei dem Wirrwarr der hin und her schwankenden Anschauungen der vorgesetzten Behörden nicht imstande, den völligen Verfall der Anstalt aufzuhalten.

Der Minister von Massow, Nachfolger Wöllners, glaubte durch eine Verminderung der Ziele, die sich die Akademie bis dahin gesteckt hatte, Abhilfe schaffen zu können. In einem Reskript vom 20. Januar 1805 schlug er vor, daß die Anstalt auf die Vorbereitung zur Universität gänzlich verzichten und sich ausschließlich mit der feineren Bildung künftiger Offiziere oder Landwirte beschäftigen sollte. Diesem Plane, aus dem Institut eine Art von Kadettenhaus in Verbindung mit einer Landwirtschaftsschule zu machen, trat das Lehrerkollegium in dem von ihm erfordernten

Gutachten einmütig entgegen. Es wies darauf hin, daß es unter die pädagogischen Mißgriffe der Zeit gehöre, lauter einzelne Lehranstalten zu begünstigen, als ob es gar keine allgemeine Bildung der Nation zur Humanität mehr geben solle, sondern von Kindesbeinen an der eine zum Soldaten, der andere zum Kaufmann usw. erzogen werden müsse. Es wurde ferner geltend gemacht, daß die Zöglinge dann noch weit weniger Eifer zeigen würden als bisher. Die Provinzial-Kuratoren schlossen sich dieser Begründung an und protestierten unter Berufung auf die Stiftungsurkunde gegen eine Einrichtung, durch die dem schlesischen Adel der große Vorteil entzogen würde, sich auf der Akademie zur Universität vorzubereiten, und er gezwungen wäre, dies auf kostspieligeren Instituten zu tun.

So drohte schließlich unserer Anstalt dasselbe Schicksal, das die meisten anderen Ritterakademien schon erlitten hatten, die durch den großen Mangel an Schülern, zum Teil auch durch finanziellen Notstand zugrunde gegangen waren. Im Jahre 1807 waren hier in Liegnitz nur noch sieben Akademisten vorhanden, für die elf Lehrer, ein Stiftschreiber und fünfzehn Unterbediente unterhalten wurden.

In der siebenzigjährigen Periode von 1741—1810 hatte die Akademie 587 Zöglinge, im Durchschnitt jährlich 16—17, und zwar 507 Schlesier und 80 Nichtschlesier, darunter 32 aus anderen preussischen Provinzen, 31 Polen und 9 Sachsen. Unter den Professoren dieses Zeitraums waren eine Anzahl bedeutender Männer, die auch über die Grenzen Schlesiens hinaus Ruf hatten, wie der Justizrat und spätere Direktor der Seehandlung Karl August Struensee, ein Bruder des 1772 in Kopenhagen hingerichteten dänischen Staatsministers Struensee, ferner Karl Friedrich Flögel, der Verfasser der noch jetzt geschätzten Geschichte der komischen Literatur in 4 Bänden, endlich Joh. Gottl. Schummel, später Prorektor am Elisabethanum in Breslau.

IV.

Die Ritterakademie als Gymnasium von 1811 bis jetzt.

Die Verjüngung der Akademie fällt zeitlich zusammen mit der Wiedergeburt, die sich in dem preussischen Staat nach dem Zusammenbruch infolge der Schlacht von Jena auf den verschiedensten Gebieten vollzog. Da war es denn eine besonders glückliche Fügung, daß ihre Reorganisation in die Hände des geistvollen und vorurteilsfreien Wilhelm von Humboldt gelegt wurde, der von 1808—10 als Geheimer Staatsrat an der Spitze der Sektion des öffentlichen Unterrichts stand.

Er gehörte neben und nach Herder und Friedrich August Wolf zu den bedeutendsten Vertretern des Neuhumanismus, die

demselben nun auch Eingang in die höheren Schulen verschaffen wollten. Diese neue Lebensrichtung, die in dem Griechentum die „wahre Blume des Altertums in Dichtung, Geschichte, Kunst und Weisheit“ sah und in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts von unseren klassischen Dichtern in glänzendster Weise vertreten wurde, steht im Gegensatz zu dem alten Humanismus, der höchst einseitig die lateinische Sprache zum Mittelpunkt alles Unterrichts gemacht hatte, aber auch zu der realistischen Richtung, die seit Comenius nicht nur in den zahlreichen Ritterschulen, sondern auch in anderen Erziehungsanstalten wie in dem Basjedowschen Philanthropin herrschte. Auf die Anregung Humboldts hin wurde von seinem gleichgesinnten technischen Räte Süvern ein neuer Lehrplan für die Gymnasien entworfen, in dem das Griechische zum ersten Male als Hauptfach erschien; allerdings behielt das Lateinische nach wie vor das Übergewicht. Überhaupt verfiel man nicht in die Einseitigkeit zurück, durch die der alte Humanismus sich selbst das Grab gegraben hatte; auch das Deutsche, die Mathematik und Geschichte sollten als Hauptfächer gelten und bei der 1812 neugeregelten Abiturientenprüfung als solche behandelt werden.

Dieser neue Lehrplan wurde nun von den vorgesetzten Behörden auch für unsere Ritterakademie als maßgebend erklärt, und es zeigte sich bald, daß ihr dadurch neue Lebenskraft eingehaucht worden war. Aber als nicht minder wichtig für die Neubelebung der Anstalt erwies sich eine andere Maßregel, durch die Wilhelm von Humboldt den Zuzug zur Akademie auf eine breitere Grundlage zu stellen suchte.

Unbeirrt durch das Widerstreben des schlesischen Adels verfügte er am 16. September 1809, daß außer den Fundatisten und Pensionären im Alumnat auch gestitteten und in der Stadt wohnenden jungen Leuten adligen und bürgerlichen Standes gestattet sein sollte, die öffentlichen Lehr- und Übungsstunden gegen ein vierteljährliches Honorar von neun Talern zu besuchen. Dem schlesischen Adel wurden die ausschließlichen Ansprüche auf die 12 königlichen Foundationen, die 1836 auf 18 und 1867 auf 24 erhöht wurden, sowie auf die je 2 Graf Kospoth'schen und Frhr. v. Rothkirch'schen Freistellen von neuem anerkannt; jedoch konnten von nun an auch Bürgerliche als Pensionäre in das Alumnat eintreten. Von dieser Erlaubnis ist freilich in dem seitdem verflossenen Jahrhundert nur in vereinzeltten Fällen Gebrauch gemacht worden; dagegen vermehrten sich in schnellem Anwachsen die Stadtschüler: während Ostern 1811 den 19 Zöglingen nur erst 6 Stadtschüler gegenüberstanden, so übersteigt die Zahl der letzteren bald die der Zöglinge; schon zu Michaelis 1814 finden wir neben 14 Zöglingen 35 „Frequentierende“ verzeichnet.

1. Direktorium, bestehend aus Akademiedirektor und Studiendirektor. 1811—38.

Die endgiltige Durchführung der neuen Organisation erfolgte erst Ostern 1811, nachdem im Anfang dieses Jahres der Akademiedirektor von Schönau und wenige Monate vorher die Provinzialkuratoren ihre Ämter niedergelegt hatten. Es wurde an ihrer Stelle

ein Direktorium eingesetzt, bestehend aus dem Akademie- und Stiftsdirektor Ludwig von Briesen, Hauptmann von der Armee (1763—1838), und der Studiendirektor Christ. Fürchtegott Becher 1764—1838, der als Oberlehrer 21 Jahre lang an dem Pädagogium zu Züllichau gewirkt hatte. Das Direktorium teilte sich nach dem neuen Statut in die verschiedenen Verwaltungszweige in der Weise, daß dem Akademie- und Stiftsdirektor als erstem Vorsteher die Aufsicht über das Ganze, sowie im Einzelnen das Finanzielle und Ökonomische und die spezielle Leitung der gymnastischen Übungen zufiel, während der Studiendirektor als zweiter Vorsteher das rein wissenschaftliche und pädagogische Gebiet zu vertreten hatte.

Dem letzteren sollte die Lehrerschaft in allem, was Unterricht und Erziehung betrifft, untergeordnet sein.

Bei der Überleitung des Instituts in diese neue Verfassungsform hatte das neue Direktorium manche nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Die meisten Professoren, die in der vorausgegangenen Periode sich der größten Selbständigkeit und Unabhängigkeit erfreut hatten, konnten sich nicht so leicht an die jetzt ihnen zugemutete Unterordnung gewöhnen, und es kam deshalb in der ersten Zeit zu mancherlei unangenehmen Reibungen. Schlimmer noch war es für die erfolgreiche Lösung der erzieherischen Aufgabe, daß die beiden Direktoren in die neue Zeit mehrere Inspektoren hinübernehmen mußten, die ihrem Beruf insofern mangelhafter Begabung dafür, zumal bei ihrem vorgerückten Alter, in keiner Weise gewachsen waren. Erst die Ersetzung durch jüngere geeignetere Kräfte brachte die dringend erforderliche Abhilfe.



Ludwig v. Briesen,
Akademiedirektor 1811—38.

Der Studiendirektor Becher, der selbst in dem Rufe eines tüchtigen Philologen und Schulmanns stand, wurde in dem wissenschaftlichen Unterricht durch bedeutende Lehrkräfte unterstützt, unter denen besonders die beiden Professoren Ludwig Franke und Joh. Friedrich Raupach hervorzuheben sind. So nahm denn die Anstalt bald einen deutlich sichtbaren Aufschwung, zunächst in ihrer inneren Entwicklung; dies beweist die nicht geringe Zahl von Abiturienten



Dr. Christ. Fürchtegott Becher,
Studiendirektor 1811—38.

aus dieser Zeit, die sich später durch hervorragende Leistungen im Staatsdienst oder in der Wissenschaft einen Namen gemacht haben, unter ihnen der berühmte Meteorologe Heinrich Wilhelm Dove. Aber auch die Schülerzahl erreichte bald das erste Hundert. Als dann im Jahre 1822 auf höhere Anordnung mit dem Fachsystem gebrochen und statt dessen das Klassensystem zugrunde gelegt werden sollte, erwiesen sich die vorhandenen Unterrichtsräume nicht mehr als ausreichend. Man sah sich daher gezwungen, die erst 1802 angelegte große Reitbahn niederzureißen und an ihrer Stelle in den Jahren 1822 und 23 das noch jetzt bestehende Lehrgebäude zu errichten. Mit einem feierlichen Redeaktus in dem

großen Saale des zweiten Stocks, der später die Bibliothek beherbergte, wurde am 11. November 1823 der Neubau seiner Bestimmung übergeben.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre scheint in dieser Aufwärtsbewegung ein Stillstand eingetreten zu sein, zum Teil wohl veranlaßt durch das hohe Lebensalter der beiden Direktoren. Ihre geistige Spannkraft hatte schon abgenommen und genügte nicht mehr den hohen Anforderungen ihres so schwierigen Amtes. Bei dem Studiendirektor war auch die körperliche Gesundheit stark zerstückt, so daß er oft Monate lang seine Lehrtätigkeit unterbrechen mußte. Genug, die zahlreichen Gegner, welche die neue Organisation der Ritterakademie noch immer bekämpften, hielten die Zeit für günstig, um einen neuen Versuch zu unternehmen, sie nur zu einer Vorbereitungsanstalt für künftige Offiziere und Landwirte zu machen.

Allerdings konnten sie sich darauf berufen, daß seit der Neuordnung bis zum Jahre 1828 nur 15 Zöglinge, also in jedem

Jahre bloß einer, die Anstalt mit dem Zeugnis der Reise verlassen hätten, um eine Universität zu besuchen. Dagegen wären in demselben Zeitraum 160 von ihren Söhnen aus der Akademie vor der Erreichung des jetzigen Endziels ausgetreten, um sich meistens dem Heeresdienste, zum Teil auch der Landwirtschaft, zu widmen, und für diese würde ein Institut mit einer mehr dem praktischen Leben zugewandten Ausbildung zuträglich gewesen sein. So überreichten denn im März 1828 eine Anzahl von schlesischen Rittergutsbesitzern unter Führung des Fürsten Hatzfeld-Trachenberg dem Könige Friedrich Wilhelm III. eine Immediateingabe, in der sie über mannigfache Übelstände an der Ritterakademie sich beklagten und ihr Gesuch, die Bildungsanstalt ihrer früheren Bestimmung wiedergegeben zu sehen, damit begründeten, daß dieselbe durch reichliche Donationen und durch Vermächtnisse der ersten Familien der Provinz zustande gekommen sei.

Nach einer ganz unerwartet vorgenommenen sechs Tage dauernden Revision, die durchaus zugunsten der Anstalt ausfiel, wurde vom Ministerium auf die obige Eingabe im Juni 1829 erwidert, daß die gegen die Akademie geltend gemachten Beschwerden nicht berechtigt wären. Die Bittsteller wurden ferner darauf hingewiesen, daß nach den Akten, die Geschichte der Gründung der Akademie betreffend, die Subsistenz der Ritterakademie lediglich auf die Güter, Kapitalien und Intraden des vom Herzog Georg Rudolf 1646 errichteten St. Johannisstifts in Liegnitz basiert sei, und daß Kaiser Joseph I. 1708 in der Stiftungsurkunde bestimmt erklärt habe, daß die Ritterakademie dem schlesischen Adel die Mittel gewähren solle, sich die für den Staatsdienst erforderliche Bildung zu erwerben.

Für diese Ablehnung ihrer Ansprüche wurden die Petenten einigermaßen entschädigt durch mehrere Zugeständnisse, die sich mit der Hauptaufgabe der zum Gymnasium gewordenen Anstalt sehr wohl vereinigen ließen. Es sollte fortan das Griechische nur mit solchen Zöglingen und Schülern getrieben werden, deren Eltern dies ausdrücklich wünschten. Für die Nichtgriechen, die größtenteils den militärischen Beruf von vornherein in Aussicht genommen hatten, wurde seit Michaelis 1829 in der Tertia und Sekunda ein Ersatzunterricht geschaffen, der im Laufe der Zeit mehrfach gewechselt hat. Zuerst traten an die Stelle der sechs griechischen Stunden je zwei Stunden in der Mathematik, im Französischen und im Planzeichnen. Gegenwärtig werden alle Realisten in drei Stunden im Englischen unterrichtet, außerdem die der Tertia in zwei Stunden im Französischen und eine Stunde in der Mathematik, die der Sekunda eine Stunde im Französischen und zwei Stunden in der Mathematik. Solche Schüler konnten nicht in die Prima eintreten und somit zur Reifeprüfung gelangen; wohl aber konnte ihnen bei ihrem Abgange aus der Obersekunda die Reise für die

Prima und die damit verbundenen Rechte zugesprochen werden. Seit 1907 erstreckt sich dieser Ersatzunterricht nur auf Tertia und Untersekunda, und sein Endziel ist das Zeugnis für den einjährigen Freiwilligendienst. Übrigens ist von diesem Zugeständnis eines Ersatzunterrichts nicht so viel Gebrauch gemacht worden, als man wohl erwartet hatte. Der Grund ist leicht zu erraten: in dem Lebensalter, in dem die Schüler bei ihrer Versetzung in die Untertertia, wo der griechische Unterricht anfängt, sich befanden, war in den meisten Fällen weder von ihnen noch von ihren Eltern bereits ein fester Entschluß über ihre künftige Lebensstellung gefaßt worden und, um sich den Zugang zur Universität nicht jetzt schon zu verschließen, nahmen fast alle Tertianer an den griechischen Lektionen teil. Erst wenn sich im Laufe der Zeit deutlich herausstellte, daß ihre Befähigung für das Bestehen der Abiturientenprüfung nicht ausreichte, gaben sie das Griechische auf und benutzten den Ersatzunterricht.

Eine weitere finanzielle Erleichterung wurde den weniger bemittelten Eltern der Zöglinge dadurch zuteil, daß die Fundatistenstellen nicht mehr wie seit der Gründung der Ritterakademie auf drei, sondern auf fünf Jahre verliehen werden sollten. Bisher hatten sie ihre Söhne, die Inhaber solcher Stellen waren, nach Ablauf der drei Jahre, die selten für deren Ausbildung genügten, entweder unter großen Geldopfern als Pensionäre in dem Alumnat lassen oder einer Privatpension anvertrauen müssen. Außerdem wurde durch eine Kabinettsorder vom Jahre 1830 bestimmt, daß sechs von den achtzehn Fundatistenstellen zugunsten solcher Söhne adliger Offiziere aus der Provinz Schlesien, welche auf Beförderung in die Armee einzutreten beabsichtigten, vorbehalten bleiben sollten.

Bei seiner oben erwähnten gründlichen Revision der Ritterakademie hatte der langjährige Vertreter des höheren Unterrichtswesens im Kultusministerium, der Geh. Ober-Regierungsrat Joh. Schulze, offenbar die Überzeugung gewonnen, daß der bestehende Dualismus in der Leitung der Anstalt, wie er durch das Statut vom März 1811 eingeführt war, auf die Dauer nicht haltbar sei. Die Wirksamkeit zweier an Rang gleichstehender Direktoren unter demselben Dache ist keine glückliche Schöpfung, zumal wenn wie hier der Kreis ihrer Rechte und Pflichten durchaus nicht zweifelsfrei abgegrenzt ist. In dem Revisionsbescheid wird zwar ihre damalige Einigkeit ausdrücklich anerkannt, aber einer ihrer Nachfolger machte dazu später die sarkastische Randbemerkung: „Ihre Einigkeit bestand darin, daß beide nichts taten“. Diese Beschuldigung mag stark übertrieben sein; aber bei einer solchen geteilten Verantwortung liegt die Gefahr immer nahe, daß sich der eine Teil gar zu leicht auf den andern verläßt. Jedenfalls kam man in dem zuständigen

Ministerium zu dem Entschluß, bei der nächsten Erledigung des Direktoriums einer einzigen Persönlichkeit die Gesamtleitung der Ritterakademie und des Johannisstifts zu übertragen.

Schon im Jahre 1832, als die beiden Direktoren v. Briesen und Becher sich bereits stark dem biblischen Alter näherten und ihr Rücktritt in Bälde zu erwarten stand, bemühte sich Joh. Schulze, eine für diese höchst schwierige Aufgabe geeignete Kraft ausfindig zu machen. Es war sicherlich keine Kleinigkeit, eine im kräftigen Mannesalter stehende Persönlichkeit zu entdecken, die über die vielen erforderlichen Eigenschaften verfügte. Er sollte einmal eine umfassende klassische und literarische Bildung besitzen, um als Studiendirektor den jährlichen Lehrplan zu entwerfen und seine Durchführung zu überwachen, dann seinen Lehrkräften die geeigneten Stellen anzuweisen, endlich in den Lehrerkonferenzen auf Grund eingehender Sachkenntnis ein entscheidendes Urteil zu fällen. Er sollte zweitens von Lust und Liebe für den eigentlichen Erzieherberuf erfüllt sein, um im Alumnat im Verein mit den Inspektoren auf die sittliche Entwicklung der jungen Leute segensreich bedacht zu sein. Er sollte drittens auch reiche landwirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen mitbringen, da er über die Behandlung der Landgüter und Forsten des St. Johannisstifts die Oberaufsicht zu führen hatte.

Und doch hatte Joh. Schulze das Glück, unter seinen Freunden einen Mann zu besitzen, der allen diesen verschiedenen Ansprüchen in vollem Maße gewachsen war, und zwar im Schoße eines schlesischen Adelsgeschlechtes, dem so viele geistig bedeutende Mitglieder angehört haben. Es war dies der Freiherr Karl v. Richthofen (1787—1841), der von dem Magdaleneum in Breslau eine begeisterte Vorliebe für das klassische Altertum auf die Universität in Göttingen mitnahm und hier, durch Herbarts Vorlesungen über Psychologie und Pädagogik angeregt, schon früh den Gedanken faßte, nach den Grundätzen Pestalozzis eine eigene Erziehungsanstalt zu gründen. Aber als nun im Jahre 1838 durch den fast gleichzeitigen Tod der beiden Direktoren die Leitung der Akademie in andere Hände übergehen mußte, war es ihm leider nicht mehr möglich, das ersehnte Erziehungsamt zu übernehmen. Das zwei Jahre zuvor erfolgte Ableben seines Vaters hatte ihm die unabweisbare Pflicht auferlegt, sich um der Familie willen der Verwaltung des hinterlassenen großen Güterkomplexes zu widmen.

2. Akademie- und Studiendirektor in einer Person 1840—51.

Nach dem Tode der beiden Direktoren trat eine mehrjährige Vakanz ein, die von Mitgliedern des schlesischen Adels zum dritten Male benutzt wurde, um eine Umgestaltung in der Organisation der Ritterakademie herbeizuführen. In ihrem Namen reichte im

Jahre 1838 der Direktor des schlesischen Kreditinstituts Freih. v. Gaffron-Kuhnern eine Immediatengabe über allerlei der Ritterakademie nötigen Reformen ein; besonders wurde auch die Einführung einer gleichmäßigen Tracht für die Zöglinge gewünscht, um dem damals eingerissenen übermäßigen Kleiderluxus zu steuern. Erst im August 1841 kam aus dem Ministerium die Antwort auf obiges Gesuch und auf das Gutachten des neuen Akademiendirektors, die Lehrverfassung und etwaige Reformen betreffend.



Hans Heinrich v. Schweinik,
Direktor 1840—46.

Inzwischen hatte das Ministerium an dem Gedanken, die Gesamtleitung der Anstalt und des St. Johannistifts einem einzigen Manne aus den Reihen des schlesischen Adels anzuvertrauen, festgehalten, und da man auf die Gewinnung des zuerst in Aussicht genommenen Freih. Karl von Richthofen verzichteten mußte, so wählte man nunmehr zum Akademie- und Studiendirektor den Herrn Hans Heinrich v. Schweinik. Er war am 25. Februar 1796 in Alt-Raudten geboren, hatte im 2. schlesischen Landwehr-Kavallerie-Regiment den Feldzug von 1815 mitgemacht und dann von 1828—40 als Landrat des Lübener Kreises durch seine hervorragende Ver-

waltungstüchtigkeit und seine persönliche Liebenswürdigkeit die Achtung und Liebe aller seiner Kreiseingesessenen erworben.

Nachdem er im Mai 1840 in sein neues Amt eingeführt worden war, beantragte er schon wenige Monate später ganz im Sinne des eben erwähnten Immediatgesuches die Einführung oder richtiger gesagt die Wiedereinführung einer Uniform für die Zöglinge der Ritterakademie und gleichzeitig eine Vermehrung resp. Änderung des Erziehungspersonals.

Hinsichtlich der Uniformierung konnte er sich darauf berufen, daß schon 1708 bei der Gründung der Ritterakademie vom Kaiser Joseph I. den damals mindestens 16 Jahr alten Nummen gestattet wurde, eine Uniform als das übliche Gesellschaftskleid zu tragen, jedoch mit der Einschränkung, daß sie keine Ähnlichkeit mit einer militärischen Uniform haben dürfe. Dieser Brauch dauerte auch in der preussischen Zeit fort. Die Akademisten trugen unter Friedrich dem Großen und auch noch später rote Röcke mit weißer Weste,

weiße Gamaschen, Grenadiermütze und Patronentaschen; dazu kamen dann nachher auch noch goldene Epauletten. In dem schon mehrfach erwähnten Revisionsbericht vom 20. Oktober 1801 wird beklagt, daß die vollständige akademische Bekleidung beim Eintritt sogleich eine Auslage von beinahe 200 Tlr. erfordere. Es sei daher in Erwägung zu ziehen, ob nicht die rote Uniform, die nach dem Austritt aus der Akademie ganz ohne Nutzen sei und deren Unterhaltung den Akademisten in den Jahren des Wachstums um so kostbarer werde, nebst den Reitjacken ganz abzuschaffen und die Akademie bloß auf den Gebrauch der blauen Interimsuniform einzuschränken sei. Schon ein Jahrzehnt später, als die Anstalt in ein Gymnasium umgewandelt wurde, fiel der Gebrauch einer Uniform gänzlich fort. Jetzt zu Ostern 1843 wurde sie in Folge einer Kabinettsorder vom 3. November 1842 von neuem eingeführt. Die neue Tracht sollte in einem blautuchernen Waffenrock mit gelben Knöpfen, wie ihn die Infanterie trägt, bestehen, jedoch mit gelbem Kragen, welcher für die Mitglieder der beiden oberen Klassen zwei gelbe Bandlitzgen, ähnlich wie bei den Kadetten, und für die erste Klasse noch eine Einfassung von goldenen Tressen wie bei den Unteroffizieren erhält, ferner in grautuchernen (im Sommer weißleinenen) weiten Beinkleidern, in schwarzem Halstuch und leichter Mütze.

Auch dem zweiten Wunsche des Direktors, der auf die Anstellung eines Offiziers neben den Zivilinspektoren gerichtet war, kam der königliche Patronatsherr entgegen, indem er dem Kriegsministerium den Auftrag gab, mehrere geeignete jüngere Offiziere an die Ritterakademie abzukommandieren, die den Direktor in der Handhabung von Ordnung und Disziplin im Alumnat unterstützen, zugleich aber auch im Planzeichnen und in den Kriegswissenschaften unterrichten und das militärische Exerzieren leiten sollten.

Die erste Anregung zu einem solchen militärischen Inspektorat fällt schon in das Jahr 1814. In der Beurteilung eines von den beiden Direktoren ausgearbeiteten Entwurfs für die Inspektoreninstruktion wünschte die Regierung in Piegriß, die von 1809—17 die unmittelbar vorgesetzte Behörde für die Ritterakademie war, vom Direktorium eine gutachtliche Äußerung, ob es nicht geratener sein dürfte, künftig keinen Zögling vor dem 15. Jahre aufzunehmen und ob nicht, wenn sämtliche Zöglinge Jünglinge sind, statt der drei Inspektoren zur Aufsichtsführung nur ein Mann anzustellen sein dürfte, dessen Amt es wäre, lediglich über das legale Verfahren der Zöglinge außer den Unterrichtsstunden zu wachen. Bei ihm wäre keine gelehrte Bildung, dagegen aber ein fester moralischer Sinn, die Gabe, mit jungen Leuten angemessen umzugehen und eine streng geregelte Ordnungsliebe erforderlich. Der Direktor v. Briesen griff, da zwei von den vorhandenen drei Inspektoren zur Erfüllung ihres Berufes völlig unfähig waren, diese Idee lebhaft auf und erwiderte, daß ein Mann im kräftigen

Mannesalter für dieses Amt erwünscht wäre; er sei am sichersten im Militär zu finden, wo alle die genannten Eigenschaften vorhanden wären. Vorsichtiger erklärte der andere Direktor Becher, daß die Anstellung eines solchen Gouverneurs die Beibehaltung von wenigstens zwei Zivilinspektoren keineswegs unnötig mache, da diese für die Leitung und Förderung des Privatlebens der Zöglinge unentbehrlich seien.

Ein auf die Berufung eines solchen militärischen Gouverneurs an das Ministerium gerichteter Antrag wurde aber durch ein Reskript vom 3. Februar 1815 abgelehnt, mit der Begründung, daß die Einschlebung einer neuen Mittelperson dem Übelstande einer nur polizeilichen, nicht pädagogischen Überwachung nicht abhelfen könne und die Ausführung dieses Vorschlages dadurch, daß er die Ritterakademie von einer allgemeinen Bildungs- in eine militärische Spezialanstalt zu verwandeln drohe, den seit einigen Jahren eingeschlagenen Gang der Anstalt gänzlich umkehren würde.

Das im Jahre 1844 tatsächlich zur Einführung gelangte erste Militärinspektorat dauerte etwa 20 Jahre, und da inzwischen das anfänglich starke Vorurteil gegen die neue Uniform mehr und mehr sich verflüchtigt hatte, so bewirkten beide Neuerungen zunächst einen beträchtlichen Zuzug aus den schlesischen Adelsfamilien ins Alumnat. Die Zahl der Zöglinge erreichte im Jahre 1843 mit 72 Köpfen ihren höchsten Stand, der nur kurz vor dem deutsch-französischen Kriege noch einmal annähernd erreicht wurde. Umgekehrt ging der Besuch der Stadtschüler unter diesem Direktorat wie auch unter dem folgenden in auffallendem Umfange zurück: im Jahre 1845 standen den 67 Zöglingen nur noch 27 Stadtschüler gegenüber, während in den Jahren 1814—40 und dann wieder von 1853 an bis jetzt die letzteren die Zöglinge an Zahl weit überragt haben.

Es fehlte viel daran, daß damals dieser äußeren Blüte der Akademie auch die innere Bervollkommnung in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung entsprochen hätte. Unter dem großen Zuwachs, den die neue militärische Ära der Anstalt zuführte, befanden sich manche bedenkliche Elemente, deren Fernbleiben für das Gedeihen der Ritterakademie sehr erwünscht gewesen wäre. Doch auch so hätten sich immerhin günstige Resultate erzielen lassen, wenn der Direktor in engster Fühlung mit dem Lehrerkollegium und den Zivil- und Militärerziehern bei der Leitung des Alumnats die Zügel straff angezogen und die verderblichen Schädlinge ausgemerzt hätte. Hierbei versagte indes seine wohlwollende, auch zur Unzeit nur allzu sehr zur Milde neigende Persönlichkeit gänzlich.

Es ist gewiß zu billigen, daß der Direktor einen großen Wert auf die gesellschaftliche Ausbildung der Zöglinge legte. Die älteren unter ihnen, die sogenannten Vertrauten, erhielten die

Erlaubnis, das Theater zu besuchen, Einladungen in Familien anzunehmen und auch als Gäste an den Vergnügensabenden der Ressource teil zu nehmen. (In dem ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts waren viele Akademisten sogar ordentliche Mitglieder derselben gewesen.) Außerdem pflegte der Direktor im Winter an zwei Sonntagen jeden Monats alle Zöglinge und Schüler, die sich durch Fleiß und Betragen besonders auszeichneten, zu Tanzvergnügungen in seiner Dienstwohnung einzuladen. Indes wurde durch alle diese Vergünstigungen der oft schon mitgebrachte Hang zu materiellen Genüssen sehr genährt und, bei der schwierigen Kontrolle konnten sich an die an sich harmlosen Familienbesuche auf dem Heimwege leicht nächtliche Gelage innerhalb der Stadt anschließen; jedenfalls wurde durch die zu oft erteilte Erlaubnis zu Zerstreuungen aller Art das wissenschaftliche Fortschreiten ganz erheblich beeinträchtigt. Schon im Mai 1843 weist der Schulkat in seinem Revisionsbericht darauf hin, daß sich in den Klassen eine sehr betrübende Ungleichheit der Schüler und bei einzelnen eine offenbare Anreife für ihre Klasse unwerkenbar herausstellte. Er verlangt die gewissenhafteste Strenge bei der Verzehung und bei der Beurteilung des sittlichen Betragens. Ferner bestimmt er, daß die Zöglinge nur ausnahmsweise nach 8 Uhr ausgehen durften.

Während so der Direktor dem Alumnat gegenüber nur allzu viel Güte und Nachsicht zeigte, fehlte dem Verhältnis zwischen ihm und dem Lehrerkollegium durchaus das zum Gedeihen einer Erziehungsanstalt notwendige Vertrauen. Als der vielbewährte erste Professor Franke in einer Konferenz die dringende Bitte aussprach, daß alle Vergehen der Zöglinge und Schüler, welche strengere und namentlich Karzerstrafen notwendig gemacht hätten, den sämtlichen Lehrern mitgeteilt werden möchten, antwortete der Direktor ablehnend: er könne sich dazu nicht verbindlich machen, weil ihm die Zeit fehle, und er durch seine Instruktion nicht dazu verpflichtet sei.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß unter dem Direktorat des Herrn v. Schweinitz auch im Lehrerkollegium zwei peinliche Vorkommnisse stattfanden, für die selbstverständlich der Direktor nicht verantwortlich zu machen ist. Der eine Lehrer mußte schleunigst die Stadt verlassen; der andere, bei dem Wahnwortstellungen ausgebrochen waren, wurde einer Irrenanstalt übergeben, wo sich seine Geisteskrankheit bald als unheilbar herausstellte.

Alle diese ungünstigen Erscheinungen und Vorfälle konnten den vorgesetzten Behörden nicht lange verborgen bleiben. Durch verschiedene Kommissare des schlesischen Provinzial-Schulkollegiums wurden zahlreiche Revisionen in kurzen Zwischenräumen vorgenommen; da diese die gewünschte Wirkung nicht erzielten, so war es kein Wunder, daß dem Direktor am 29. März 1846 durch den Präsidenten der Regierung im Auftrage des Ministers Eichhorn

die Mitteilung zunging, Se. Maj. habe den Wunsch ausgesprochen, daß er sich zur Disposition stellen lassen möchte. Er leistete dieser Aufforderung sofort Folge. In seiner Abschiedsrede an die Lehrer und Beamten wies er darauf hin, daß ihm bis jetzt niemals eine Allerhöchste Mißbilligung seines Verfahrens zu erkennen gegeben sei und er deshalb die ihn in der Meinung der Welt und seiner Standesgenossen herabsetzende Entfernung aus seinem Amt nicht unbedingt verdient zu haben glaube. Diese Kränkung wurde ihm nur wenig dadurch vermindert, daß ihm zeitlebens ein Wartegeld von 2000 Tlr. zugewilligt wurde.



Graf Ed. v. Bethusy-Huc,
Direktor 1846—50.

So war denn der erste Versuch, eine einheitliche Leitung der Ritterakademie durch einen Verwaltungsbeamten zu schaffen, vollständig gescheitert. Es lag nahe, daß man bei der inzwischen erfolgten militärischen Organisation des Alumnats den zweiten Versuch mit einem militärischen Direktor machte. Demgemäß wurde wenige Monate nach dem Rücktritt des Geheimrats v. Schweinik der Major a. D. Graf Ed. v. Bethusy-Huc, der sich als Gouverneur des Prinzen Friedrich Karl schon in einer erzieherischen Tätigkeit rühmlich

bewährt hatte, zum Akademie- und Studiendirektor ernannt. Er zeigte von Anfang an den entschiedenen Willen, bei allen wichtigen Entscheidungen Hand in Hand mit dem Lehrerkollegium zu gehen. In zahlreichen Konferenzen war er bemüht, sich in die ziemlich verwickelten Verhältnisse des Unterrichtsplans einweihen zu lassen, die durch die immer noch nicht gänzlich beseitigte Verkuppelung des Fach- und Klassensystems hervorgerufen waren. Auch suchte er durch strengere Handhabung der Disziplin die im Alumnate hervorgetretenen Übelstände zu beseitigen, und so durfte man hoffen, daß es ihm gelingen werde, das gesunkene Ansehen der Anstalt allmählich wieder zu heben. Leider war sein Gesundheitszustand den weitgehenden und aufreibenden Ansprüchen seines Amtes nicht gewachsen, das ihm in großer Fülle schwierige Aufgaben in Schule und Haus und in der Oberaufsicht über die Stiftsgüter-Verwaltung stellte. Vom ersten Jahre an bis zum Abschluß seines Direktorats wurde seine amtliche Tätigkeit durch wochen- und monatelange

Krankheitsperioden unterbrochen, in denen seine Vertretung vom Professor Franke übernommen werden mußte.

Bald brachen auch die stürmischen Zeiten des Jahres 1848 herein, die natürlich auch auf die Akademie nicht ohne Rückwirkung blieben. Zunächst waren es die zahlreichen Volksaufläufe und nächtlichen Demonstrationen vor den Häusern mißliebiger Bürger, welche auf den ruhigen Fortgang des Schullebens störend einwirkten; im Oktober drohte sogar ein Kampf zwischen Militär und Bürgerschaft, als die Landwehrmänner ihre Einziehung verweigerten und infolgedessen eine große Truppenmacht in und um Liegnitz zusammengezogen wurde.

Das Jahr 1849 brachte ihm neue seelische Erregungen durch eine Reihe von Artikeln der Kreuzzeitung, die in ziemlich gehässigem Tone zunächst gegen einen Lehrer der Anstalt, dann aber auch gegen den Direktor selbst gerichtet waren. Der Professor Meyer, der von der liberalen Majorität des Liegnitzer Wahlkreises zum Abgeordneten in Frankfurt gewählt worden war, hatte sich nach seiner Rückkehr von dort offenbar in den unteren Klassen, in denen er hauptsächlich den naturwissenschaftlichen Unterricht erteilte, taktlose Äußerungen über politische und religiöse Fragen zu schulden kommen lassen. Der anonyme in Liegnitz wohnende Berichterstatter der Zeitung, der sich übrigens später bei der betreffenden Gerichtsverhandlung als ein ehemaliger Abiturient der Ritterakademie herausstellte, schoß seine scharfen Pfeile nicht bloß gegen den eben erwähnten Lehrer ab, sondern machte auch dem Direktor den Vorwurf, daß er um diese „gottesslästerlichen und königsfeindlichen“ Reden nicht nur gewußt, sondern sie auch gebilligt hätte. Gegen den Professor Meyer wurde eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet, die nach langer Dauer zu seiner Pensionierung führte.

Alle diese peinlichen Vorkommnisse beschleunigten den Entschluß des Grafen Bethusy-Suc, von seinem schweren Amte zurückzutreten. Auf seinen wiederholten Antrag wurde er wegen fortwährender Kränklichkeit, die in diesem Falle nicht wie sonst oft ein bloßer Vorwand war, am 1. August 1850 von seiner Stellung als Direktor enthoben. Es trat wieder eine lange dreijährige Vakanz bis Ostern 1853 ein, während der Professor Franke in gewohnter Weise die Führung der direktorialen Geschäfte übernahm.

3. Direktorium, bestehend aus Kurator und Direktor 1853—1905.

Zweimal war somit die Durchführung einer einheitlichen Leitung der Ritterakademie und des St. Johannisstifts mißlungen, und dem Unterrichtsministerium drängte sich die Überzeugung auf, daß es doch wohl geratener sei, zu einer Teilung der Gewalten zurückzukehren. Auf diese Weise kam durch Kabinettsorder vom

29. Juni 1853 eine Neuordnung zu stande, die über ein halbes Jahrhundert maßgebend blieb und sich im Großen und Ganzen vortrefflich bewährt hat.

Es wurde dadurch ein zweiköpfiges „Direktorium der Ritterakademie und des St. Johannistiftes“ eingeführt, bestehend aus einem Kurator und einem Direktor, die einander koordiniert sind. Nach der Instruktion ist es ihre gemeinschaftliche Aufgabe, danach zu streben, daß die Ritterakademie ihre Bestimmung als höhere Erziehungs- und Lehranstalt im weitesten Umfange erfülle. Die Vorschläge zur Anstellung der Lehrer und Beamten und zur Annahme des Dienstpersonals, sowie die Anträge auf Pensionierung und Entlassung derselben erfolgen vom Direktorium. Der unmittelbare Vorgesetzte aller dieser Beamten und Lehrer ist aber der Direktor allein.

Der Kurator hat ohne Mitwirkung des Direktors die Aufsicht über die Administration des gesamten Stiftsvermögens, insbesondere über die zum Stifte gehörigen Güter und Forsten; auch hat er den baulichen Zustand der Gebäude zu überwachen. Er ist ferner durch § 11 berechtigt und verpflichtet, durch eigene Anschauung von dem inneren Zustande der Anstalt Kenntnis zu nehmen, von Zeit zu Zeit die Lehrstunden zu besuchen, die Wohnräume der Zöglinge zu besichtigen und sich von ihrem Fleiße, ihren Fortschritten und ihrer Führung zu überzeugen. Über vorgefundene Mängel und Abänderungen tritt er mit dem Direktor in Beratung, um gemeinschaftlich mit diesem das Nötige zu veranlassen. Endlich ist er befugt, den Lehrerkonferenzen mit Stimmberechtigung beizuwohnen, von den Konferenz-Protokollen Einsicht zu nehmen, bei allen Feierlichkeiten der Anstalt zugegen zu sein, bei den Entlassungsprüfungen mitzustimmen und die dabei geführten Protokolle zu unterzeichnen.

Zu den ausschließlichen Obliegenheiten des Direktors gehört die vollständige Studiendirektion und die Aufsicht über alle den Zwecken der Erziehungs- und Lehranstalt dienenden Einrichtungen und Räumlichkeiten, über die wissenschaftlichen Sammlungen, Zeichen-, Fecht-, Turn- und Speisesaal, über den Reitstall und die Reitbahn, über die Küche und das ganze Ökonomiewesen der Akademie, sowie die Anordnung aller Schulfeierlichkeiten und die Herausgabe der Programme. Ihm gebührt ferner die ausschließliche Annahme von Pensionären und Schülern. Er handhabt in Gemeinschaft mit dem Lehrerkollegium die Disziplin über sämtliche Zöglinge und Schüler der Akademie. Jedoch ist zur Entlassung eines Zöglings, nicht aber eines außerhalb der Anstalt wohnenden Schülers, die Zustimmung des Kurators erforderlich.

Aus dieser übersicht der wichtigsten Bestimmungen in den Instruktionen für den Kurator und Direktor ersieht man leicht, daß die gesamte Leitung des eigentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens in Schule und Haus nur dem Direktor anvertraut

wurde. Dies konnte um so eher geschehen, als das Ministerium bei jeder neuen Besetzung des Direktorats darauf bedacht war, nur solche Persönlichkeiten für das verantwortungsvolle Amt auszuwählen, die sich in der gleichen Stellung an einem anderen königlichen oder städtischen Gymnasium nach allen Richtungen hin bewährt hatten.

Der Kurator hatte allerdings durch den § 11 seiner Instruktion die Berechtigung, von Zeit zu Zeit die Lehrstunden zu besuchen und an den Lehrerkonferenzen teilzunehmen. Die Kuratoren

aber haben in dieser Beziehung wie auch sonst die taktvollste Zurückhaltung geübt. Die beiden ersten, der Graf Ed. v. Jedliß-Trübschler (1853—74) und Freiherr Constantin v. Jedliß-Neukirch (1874—86), waren ohnehin durch ihr hohes Staatsamt als Regierungs-Präsidenten so in Anspruch genommen, daß sie gar nicht die Zeit hatten, sich um den Unterrichtsbetrieb in der Anstalt eingehend zu kümmern, und auch der dritte Kurator, Graf Edwin v. Rothkirch und Trach (1886—97), der außerhalb unserer Stadt seinen Wohnsitz hatte, hat nur selten zu seiner Information den Lehrstunden und den Konferenzen beigewohnt. Wohl aber



Graf Ed. v. Jedliß-Trübschler,
Kurator 1853—74.

haben sie an den Fest- und Ehrentagen der Anstalt, namentlich auch bei den Reifeprüfungen, nie gefehlt. Sie betrachteten es in ihrer Wirksamkeit für Schule und Haus als ihre Hauptaufgabe, in den seltenen Fällen, wo begründete Klagen der Eltern über Mängel und Mißstände in der Anstalt an sie gelangten, im Einvernehmen mit dem Direktor für ihre Beseitigung zu sorgen.

Andererseits gewährten sie aber auch dem Direktor eine sehr erwünschte Rückendeckung gegen allerlei unberechtigte Angriffe, denen die Akademie mehr als alle anderen Gymnasien ausgesetzt ist infolge der Eigenart der Kreise, aus denen die Mehrzahl ihrer Schüler stammt. Sie konnten dann vermöge ihrer hohen amtlichen Stellung oder durch das hervorragende Ansehen ihrer Persönlichkeit auf ihre Standesgenossen leicht aufklärend und beschwichtigend einwirken. Daß dies nicht selten nötig war, zeigt ein Blick in die Geschichte der Anstalt. Schon im Jahre 1784 erhebt der damalige

Direktor Freih. Fr. Mor. v. Zedlitz die Klage, daß „das Publikum Fehler, die auf allen Schulen vorkommen, für charakteristische Fehler der Akademie ausschreit.“ Nicht besser war es in dieser Beziehung ein Jahrhundert später, wie aus einem amtlichen Bericht des dritten Kurators aus dem Anfang der 90er Jahre hervorgeht. Die Stelle verdient es, im Wortlaut mitgeteilt zu werden. „Ich habe von jeher den Eindruck, als ob man sich im Publikum, in der Menge der Unberufenen, ganz besonders mit der Ritterakademie beschäftigt und als ob



Frhr. Constantin v. Zedlitz-Neufirkh,
Kurator 1874–86.

Eltern, deren Söhne nicht nach Wunsch auf der Akademie vorwärts gekommen sind, auch wenn sie schon vorher auf anderen Anstalten nicht vorwärts gekommen waren, ganz besondere Ansprüche an die Akademie machen und an derselben ganz besonders abfällige Kritik üben. Noch jetzt kann man, wenn sich ein Zögling Strafe und Tadel in der Zensur zugezogen hat, den Vorwurf gewärtigen, daß der Mangel an Aufsicht die Schuld sei; aber noch nie habe ich eine Antwort auf meine Frage erlangt, wie mehr Aufsicht und bessere Obhut zu ermöglichen sei. In den Jahren wo auch aktive Offiziere sich in der Anstalt als Inspektoren befanden, war auch nicht im geringsten mehr

Aufsicht und bessere Obhut als jetzt. Und andererseits habe ich auch einmal gehört, daß der Vorwurf gemacht worden sei, es wäre zu viel Aufsicht geworden; man wünsche nicht, daß der Sohn wie ein Kanarienvogel behütet werde.“

Das einträchtige Zusammenwirken der leitenden Persönlichkeiten, das auf gegenseitiges Vertrauen gegründet war, brachte der Anstalt eine ruhige innere und äußere Fortentwicklung, wie sich dies nach dem Tiefstande im Jahre 1850 in der stetig steigenden Gesamtfrequenz zeigte. Und wenn am 11. November dieses Jahres zum Jubiläumssieste die ehemaligen Zöglinge und Schüler derselben zahlreich herbeieilen und ihre Schulerinnerungen mit einander austauschen, dann werden sie alle gern der drei Männer gedenken, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Akademie das Gepräge gegeben haben.

Der geringen Zahl derer, die noch dem Direktor Gustav Sauppe (1853—62) ihre geistige Ausbildung verdanken, wird das Bild des feinsinnigen und geistvollen Gelehrten vor-schweben, dem leider ein so trauriger Lebensabend beschieden war. Ein schweres Sickleiden fesselte ihn viele Jahre lang an sein Krankenlager; es war ein rührender Anblick, wenn man bei einem Besuch ihn in seinem Ruhebetto fand, während er mit gekrümmten Fingern noch schriftstellerisch tätig war. Er hatte wenigstens die Freude, sein wissenschaftliches Hauptwerk, eine kritische Gesamtausgabe des Xenophon, noch zum Abschluß zu bringen.

Sein Nachfolger Ewald Stechow (1862—85), der 23 Jahre lang all sein Sinnen und Denken einzig und allein in den Dienst der Schule stellte, erwarb sich durch seine große Humanität die dauernde Anhänglichkeit und Liebe aller seiner Schüler; namentlich die Zöglinge werden seine Bemühungen, im Verein mit seiner hochgebildeten Gemahlin ihnen auch den geselligen Familienverkehr des Elternhauses zu erzeuhen, in dankbarer Erinnerung behalten haben. Leider wurde auch er wie sein Vorgänger noch in rüstigem Alter 1873 von einer plötzlich eingetretenen schweren Erkrankung heimgesucht, die ihn dem Tode nahe brachte. Seitdem ist er nie wieder in den Vollbesitz seiner Kraft und Gesundheit gelangt, sondern das tückische Übel kehrte in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen wieder. Zu seinem größten Kummer fühlte er in seinen letzten Lebensjahren, daß er nicht mehr mit derselben Frische und Freudigkeit seines Amtes walten konnte wie ehemals, und da sich auch eine Abnahme der Frequenz bei Zöglingen und Schülern bemerklich machte, so beantragte er seine Versetzung in den Ruhestand; er starb jedoch, noch ehe der festgesetzte Termin erschienen war.

Auch der dritte Direktor, Friedrich Kirchner (1885—1903) erfreute sich in hohem Grade der Wertschätzung seiner Schüler. Er besaß die seltene Gabe, sein umfangreiches Wissen im Unterricht in gefälliger Form und klarer Darstellung seinen Hörern zu übermitteln. Nicht minder gewann er durch sein wohlwollendes stets freundliches Wesen die Herzen aller, die mit ihm in nähere Verbindung traten.



Dr. Gustav Sauppe,
Direktor 1853—62.

An die persönliche Charakteristik der drei letzten Direktoren schließen wir eine kurze Darstellung der organisatorischen Veränderungen an, die von ihnen inbezug auf Schule und Haus im Einverständnis mit den gleichzeitigen Kuratoren bis zum Jahre 1897 getroffen wurden.

Der Direktor Sauppe hatte bei dem Antritt seines Amtes bald eine Art von Spaltung und Gereiztheit zwischen Zöglingen und Stadtschülern wahrgenommen: eine Erscheinung, die immer



Dr. Ewald Stechow,
Direktor 1862—85.

mehr oder weniger zutage getreten ist und in der geschichtlichen Entwicklung der Anstalt ihre Erklärung findet. Damit diese beiden Teile der Schüलगemeinde sich immer mehr als ein Ganzes fühlen lernen sollten, richtete er zuerst die noch jetzt bestehenden gemeinsamen Morgenandachten ein. Ein anderes großes Verdienst um die Akademie erwarb er sich dadurch, daß er das schon 1822 von der vorgesetzten Behörde angeordnete Klassensystem zum ersten Male ausnahmslos durchführte. Bis dahin hatten sich namentlich die älteren Lehrer von ihrer Vorliebe für das altgewohnte Fachsystem nicht losmachen können.

In die erste Zeit des Stechow'schen Direktorats fällt die Aufhebung des Militärinspektorats.

Schon 1862 hatte der Kriegsminister, als der vorlezte der 10 Offiziere, die von 1844—63 neben und nach einander an die Akademie kommandiert worden waren, infolge epileptischer Anfälle einer Nervenheilanstalt überwiesen werden mußte, die Frage angeregt, ob die Militärinspektorstelle nicht füglich ganz eingezogen werden könne, zumal da es immer schwieriger werde, bereitwillige Offiziere dafür zu finden. Der Direktor Stechow gab ein sehr ausführliches Gutachten über die Vorzüge und Nachteile dieser Einrichtung ab. Für die Beibehaltung ließe sich geltend machen, daß der militärische Inspektor durch seine Lebensstellung viel leichter die willige Unterordnung der Zöglinge und das Entgegenkommen der Eltern findet, als ein Zivilinspektor, und daß er im Allgemeinen mehr Sicherheit und Takt in den Umgangsformen mitbringt. Dagegen spreche aber der häufige Wechsel und nach Abgang eines militärischen Inspektors die Unsicherheit, wann ein Nachfolger für ihn ernannt werden würde, woraus für den Direktor die peinlichste Verlegenheit

erwache. Tatsächlich waren nach dem Tode des einen 4, und nach dem Abgange eines andern sogar 7 Monate ohne jede Benachrichtigung verfloßen. Ferner weist der Direktor auf die Mißstände hin, die durch das verschiedene Ressortverhältnis sich ergeben. Die jungen Offiziere zeigten oft ein Widerstreben, sich den Weisungen des Direktors zu fügen. Noch stärker trat ein Mangel an Einvernehmen und Kollegialität mit den gleichzeitigen Zivilinspektoren hervor; ja es kam sogar öfter zu heftigen Zusammenstößen mit denselben. Dergleichen Szenen konnten den Zöglingen nicht immer verborgen bleiben, und sie veranlaßten dann bei ihnen eine lebhafteste Parteinahme für die eine oder andere Seite. Aus allen diesen Gründen sprach sich das Direktorium für die Aufhebung des Militärinspektorats aus. Beschleunigt wurde diese Maßregel durch einen tragischen Zwischenfall. Der letzte Militärinspektor, der in seiner kurzen Tätigkeit an der Akademie eine hervorragende Lehrbegabung befundete, hatte sich durch einen unbesonnenen Jugendsstreich, der aber nicht mit seiner Stellung an der Anstalt zusammenhing, in eine so mißliche Lage gebracht, daß er keinen anderen Ausweg fand, als den Tod durch die Pistole. So erklärte sich denn der Kultusminister durch Verfügung vom 12. Januar 1864 damit einverstanden, daß man die militärische Inspektorstelle eingehen lasse und dafür zu den beiden vorhandenen eine dritte Zivilinspektorstelle einrichte.

Gleichzeitig wies der Minister darauf hin, daß in der Kabinettsorder vom 3. November 1842 die Gründung des Militärinspektorats ursprünglich mit der Uniformierung der Akademisten in Zusammenhang stand und knüpfte daran die Frage, ob die Uniform beibehalten werden könne, wenn dem Lehrerkollegium ein Offizier nicht mehr angehörte. Der Direktor Stechow trat in seiner Beantwortung für die Uniform ein, besonders wegen der Kontrolle, welche über die Zöglinge bei Ausgängen in die Stadt oder deren Nähe wesentlich erleichtert sei, wenn sie, weil jedermann kenntlich, stets auf sich zu achten gehalten sind. Diese Begründung hat eine gewisse Berechtigung; daß aber die Uniform kein unbedingtes Schutzmittel gegen Ausschreitungen ist, mußte der Direktor leider selbst später an einem recht schweren und schmerzlichen Disziplinarfall erleben.

Zu Michaelis 1874 trat eine Vermehrung der Schulklassen durch die Anfügung einer Sexta und Quinta ein. Früher war ein Bedürfnis dazu nicht vorhanden gewesen, weil die Zöglinge erst mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre in die Anstalt aufgenommen wurden, und die Stadtschüler, welche der Akademie zugeführt werden sollten, die Vorbereitung für die Quarta in Privatinstituten gefunden hatten, die seit der Reorganisation der Ritterakademie im Jahre 1811 unter verschiedenen Leitern in Diegnitz vorhanden gewesen waren. Die letzte derartige Privat-

Lehranstalt, welche seit 1844 alljährlich eine Anzahl tüchtig vorgebildeter Schüler für die Quarta und Untertertia lieferte, war 1871 wegen vorgerückten Alters des Vorstehers Herrn Uhse aufgelöst worden. Infolgedessen nahm bald die Zahl der Stadtschüler in der Quarta der Akademie rasch und in auffallendem Maße ab, weil die Eltern jetzt gezwungen waren, ihre Söhne die sehr stark besetzten untersten Klassen des städtischen Gymnasiums besuchen zu lassen; es war ihnen dann peinlich, ihre Kinder nach ihrer Versetzung in die Quarta nunmehr der Akademie zu übergeben, wenn noch jüngere Knaben der Familie angehörten. Diese Maßregel erzielte auch bald gute Früchte: die Zahl der Stadtschüler, die 1873 bis auf 72 gesunken war, stieg schon 1876 auf 124 und hob sich 1879 mit 158 auf einen vorher nie erreichten Stand.

Die Zahl der Zöglinge hat unter der 23jährigen Leitung des Direktors Stechow stark geschwankt; sie gewann ihren Höhepunkt mit 69 im Jahre 1869 und ging gegen Ende seines Direktorats bis auf 22 herab. Die Ursachen dieses Sinkens waren verschiedener Art. Am deutlichsten bemerkbar wirkten die beiden Kriegserklärungen der Jahre 1866 und 1870: nach der ersten traten sofort 19, nach der zweiten 15 Zöglinge ins königliche Heer ein, und der nach diesen Kriegen hervortretende Mangel an Offizieren bewirkte, daß viele Zöglinge, die sonst bis zur Reifeprüfung in der Anstalt geblieben wären, es vorzogen, bei den günstigen Beförderungsverhältnissen sich schon früher dem Militärdienst zu widmen. Der gewaltige Aufschwung, den besonders nach dem deutsch-französischen Kriege die deutsche Industrie auf allen ihren Gebieten nahm, gewährte auch vielen schlesischen Städten die Mittel, um neue höhere Bildungsanstalten einzurichten. Dadurch sahen sich viele Eltern, namentlich in Oberschlesien, die sonst ihre Söhne dem Alumnat der Ritterakademie anvertrauten, veranlaßt, sie auf einem der nähergelegenen neugegründeten Gymnasien ausbilden zu lassen. Manche Väter ließen sich auch durch die größere Billigkeit der dortigen Erziehung dazu bestimmen. Denn unleugbar waren mit der glänzenden wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung des deutschen Reiches auch die Ansprüche an die Lebenshaltung in allen Kreisen der Bevölkerung stark gestiegen, und von diesem Wechsel blieb auch die Anschauungsweise der Zöglinge nicht unberührt. Wir entnehmen diese Tatsache aus einem Bericht des Direktors Kirchner über die Nebenausgaben der Zöglinge, den er im Dezember 1886 nach einer Revision der Anstalt durch den Geheimen Oberregierungsrat Stauder dem Ministerium einzureichen hatte. Danach bewegten sich in den letzten 15 Jahren die Nebenausgaben (Taschengeld, Reisegeld bei Beginn der Ferien, Kleider und Wäsche, Privatstunden, Schulbücher) bei den Fundatisten von 300 bis über 1300 M. jährlich, bei den Pensionären (die den Reitunterricht zu bezahlen hatten) zwischen 350 und

2000 M. und darüber. Dadurch wurden viele Eltern abgeschreckt, weil sie mit Recht fürchteten, daß sich ihre Söhne hier zu sehr an den Luxus gewöhnten. Diesem Übelstande wurde ein Riegel vorgeschoben, indem auf höhere Anordnung eine Maximalsumme für die Nebenausgaben festgesetzt wurde. Als obere Grenze sollten für die jüngeren Fundatisten bis zur Untersekunda 550 M., für die älteren 750 M. jährlich gelten. Bei den Pensionären, welche für ihre Uniformen selbst zu sorgen haben, wurden diese Sätze um 100 M., und wenn sie am Reitunterricht teilnehmen, um 200 M. erhöht. Mehrere Jahre später konnte der Direktor in einem neuen Bericht in derselben Angelegenheit die Erklärung abgeben, daß sich die getroffene Maßregel durchaus bewährt habe; denn die Nebenausgaben hätten sich meistens erheblich unter dem Maximalsatze gehalten.

In die Zeit, wo das Direktorium der Akademie aus dem Kurator Grafen E. von Rothkirch und Trach und dem Direktor Fr. Kirchner bestand, fallen eine Reihe von Verhandlungen, die von dem Kultusministerium angeregt waren und auf mancherlei Änderungen in den Einrichtungen der Anstalt hienzielen. Die Veranlassung dazu bot der Umstand, daß um die Mitte der 80er Jahre infolge der Gehaltserhöhungen und der Herabsetzung des Zinsfußes die Einnahmen des St. Johannistifts für die Deckung der Ausgaben nicht mehr ausreichten und das Direktorium dadurch gezwungen war, den Kapitalbesitz des Stifts anzugreifen. Man dachte auch wohl damals schon daran, sich einen entsprechenden Staatszuschuß zu erbitten. Die Staatsbehörden wollten zunächst einen Versuch machen, ob nicht die finanzielle Verlegenheit auf anderem Wege durch die Akademie selbst sich beseitigen ließe. So wird denn in einem Erlaß vom 17. Juni 1886 das Direktorium vom Kultusminister auf den unverhältnismäßigen Kostenaufwand hingewiesen, den der Reitunterricht und die Haltung eigener Pferde für die Zöglinge verursacht. Da eine solche Einrichtung an anderen Ritterakademien nicht bestehe, so solle die geschichtliche Entwicklung dieses Reitinstitutes dargelegt und über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Erhaltung desselben berichtet werden.



Graf Edwin v. Rothkirch u. Trach,
Kurator 1886–97.

In dem betreffenden Bericht wird von dem Direktorium hervorgehoben, daß schon in den vom Kaiser Joseph I. verliehenen Privilegien der Liegnitzer Ritterakademie vom 19. April 1708 „die Anstellung eines guten und tauglichen Bereiters, wozu auskömmliche und gute Pferde verschafft werden sollen“, vorgesehen worden sei. Da dieser Reitunterricht auch nach der Reorganisation im Jahre 1811 beibehalten wurde, so sei es erklärlich, daß die Kreise der Provinz, aus welchen der Anstalt Zöglinge anvertraut



Dr. Friedrich Kirchner,
Direktor 1885—1903.

zu werden pflegen, auf jenen Unterricht ein großes Gewicht legen und ihn nur sehr ungern missen würden. Auch befördere derselbe unverkennbar bei den Zöglingen, die daran teilnehmen, die körperliche Frische und Gewandtheit, und übe nicht minder als der Turnunterricht eine gewisse geistige Zucht aus. Auch komme der Reitunterricht den zahlreichen Zöglingen, welche sich der militärischen Laufbahn widmen, für die Zwecke ihres künftigen Berufes sehr zu statten.

Auf diese Begründung hin wurde der Gedanke an die Beseitigung des Reitunterrichts fallen gelassen. Durch denselben Erlaß vom 17. Juni 1886 war aber auch die Uniformfrage von neuem in den Vordergrund gerückt worden, und die ausführliche Erörterung

derselben nimmt in den folgenden Jahren einen breiten Raum ein. Seitens des Ministeriums wurde geltend gemacht, „daß das mit nicht unerheblichen Kosten für die Eltern verbundene Tragen der Uniform durch die Zöglinge einer eingehenden Prüfung bezüglich seiner Entstehung und Entwicklung sowie seiner pädagogischen Zweckmäßigkeit bedarf. Daß durch dasselbe eine gewisse Exklusivität der Zöglinge gegenüber den übrigen Schülern gefördert wird, liege auf der Hand. Das Zusammenwachsen der beiden Schülergruppen zu einem Organismus würde dadurch verhindert und einer gewissen Überhebung der Minderzahl gegen die Mehrzahl Vorschub geleistet“.

Diese Anschauung wurde nicht nur von dem Direktor, sondern auch von dem Kurator der Anstalt in seinem Bericht vollständig geteilt, und namentlich die Meinungsäußerung des letzteren verdient in dieser Frage um so größere Beachtung, als er sie sich selbst dem Adel angehörig, auf Grund langjähriger Beobachtung und eigener Erfahrung gebildet hatte. Zur Unterstützung seines Vorschlages, die Uniform abzuschaffen, konnte er sich auch darauf

berufen, daß schon wenige Jahre nach Einführung derselben der Direktor Graf Bethusy-Huc in einem dem Ministerium und dem Provinzial-Schulkollegium eingereichten Promemoria vom 20. Mai 1848 sich eingehend gegen die Uniformierung der Zöglinge und für die bürgerliche Kleidung ausgesprochen hatte. Als aber der Wegfall der Uniform für Ostern 1891 schon in bestimmte Aussicht genommen war, stieß man auf einen unerwartet starken Widerstand der Eltern, die auf ihre Beibehaltung den größten Wert legten, und so sah sich das Direktorium genötigt, von der beabsichtigten Änderung Abstand zu nehmen.

In engem Zusammenhange mit der Uniformfrage stand dann die mehrere Jahre später erfolgte Einforderung eines Gutachtens vom Direktorium, ob die von ihm auf das Tragen der Uniform zurückgeführten Mißstände durch die Wiedereinrichtung des Militärinspektorates beseitigt werden könnten, von dem man eine straffere Handhabung der Disziplin zu erwarten habe. Der Kurator wies in seiner Antwort auf die durch Selbsterfahrung ihm bekannte Tatsache hin, daß im Jahre 1844 bei der Gründung des ersten Militärinspektorats die Teilnahme von aktiven Offizieren an der Beaufsichtigung der Zöglinge in der Disziplin nichts gebessert hätte. Nicht ohne Interesse sind auch die in gleichem Sinne gehaltenen Äußerungen des Direktors Kirchner, namentlich der Hinweis darauf, daß ein militärischer Inspektor den Zöglingen gegenüber in einer viel schwierigeren Lage sei als jeder Zivil-Inspektor, da er mit seinen Pflegebefohlenen durch den Unterricht in der Schule nicht in nähere Verbindung treten und somit bei weitem nicht die Autorität und die erziehliche Wirksamkeit auch außer der eigentlichen Unterrichtszeit entfalten könne, wie sie einem Manne möglich sei, der gleichzeitig im Unterricht der Schule ein geistiges Band zwischen sich und den Schülern zu knüpfen imstande wäre.

4. Die Verstaatlichung des Gymnasiums der Ritterakademie 1901.

Der vom Königlichen Patronatsherrn ernannte neue Kurator Aug. Graf von Kospoth, welcher am 3. Mai 1897 in Liegnitz die Amtsgeschäfte übernahm, begnügte sich nun nicht mit der Einsetzung des militärischen Inspektorats, welches Michaelis desselben Jahres seinen Anfang nahm, sondern in seiner Schaffensfreudigkeit hatte er schon vorher die neue Instruktion für das Direktorium der Ritterakademie vom 2. August 1897 erwirkt, in der die Rechte und Pflichten der beiden Mitglieder desselben in dem wichtigsten Punkte eine durchgreifende Abänderung erfuhren. Die Leitung des Patronats ging nunmehr vollständig von dem Direktor auf den Kurator über. Zu den Obliegenheiten des Direktors gehören nur noch alle Schulangelegenheiten, die Aufsicht über die Schulräume, die An-

nahme von Stadtschülern, die Anordnung von Schulfeierlichkeiten und die Herausgabe der Programme; über alle das Alumnat betreffenden Punkte der Schulnachrichten hat er mit dem Kurator vorher Rücksprache zu nehmen. Er nimmt also im allgemeinen dieselbe Stellung ein, die von 1811—38 der Studiendirektor innegehabt hatte. Daneben blieben ihm die von ihm gewiß nicht hoch bewertete Beaufsichtigung des Kassenrendanten und Sekretärs, die

Leitung des Geschäftsganges im Stiftsamte, die Kuratel der Kasse, sowie die monatlichen Kassenrevisionen usw.

Dagegen fällt dem Kurator die Leitung, Beaufsichtigung und Instandhaltung des Alumnates zu. Er besetzt die Zivilfundatistenstellen und nimmt die Zöglinge an, unbeschadet der in dieser Beziehung dem Kriegsministerium und anderen Berechtigten statutenmäßig eingeräumten Befugnisse. Die Aufnahme eines Zöglings ins Alumnat hat jedoch zur Voraussetzung, daß der Direktor seine Aufnahme unter die Schüler der Akademie von Quarta aufwärts zugelassen hat. Der Kurator ist berechtigt, einen Zögling aus dem Alumnat zu entfernen, ohne Rücksicht auf dessen Klassenleistungen.



Graf August v. Kospoth,
Kurator 1897—1907.

Dies hat den Ausschluß aus der Schule an sich nicht zur Folge. Die Entfernung eines Zöglings von der Schule zieht dagegen seine Entlassung aus dem Alumnate ohne weiteres nach sich. Sie wird wie alle schwereren Disziplinarstrafen durch Beschluß der Lehrerkonferenz verfügt. Zu einer solchen Konferenz ist der Kurator unter Bezeichnung des Zöglings und seines Vergehens rechtzeitig einzuladen. Er ist befugt, bei der Beratung und Entscheidung mit vollem Stimmrecht mitzuwirken und geeignetenfalls gegen die von seiner Stimme abweichende Beurteilung die Entscheidung des Provinzial-Schulkollegiums herbeizuführen.

Der erste Militärgouverneur Premierleutnant v. Lindener trat seine Stellung an der Ritterakademie Michaelis 1897 an; er wurde gleichzeitig mit der Vertretung des Kurators in der Leitung des Alumnates für die Zeiten betraut, in denen der Kurator von Liegnitz abwesend war. Ihm zur Seite stand der schon vorher amtierende Zivilinspektor. Als dieser Michaelis 1898 von der Inspektion befreit wurde, übernahm dessen Tätigkeit ein zweiter

Leutnant als Militärerzieher. Seitdem bildete sich bis Michaelis 1903 die Regel, daß die zur Akademie kommandierten Offiziere zwei Jahre lang ihr Erzieheramt versahen; nachdem sie das erste Jahr als Militärerzieher gewirkt hatten, rückten sie für das nächste Jahr zum Militärgouverneur auf. Es liegt auf der Hand, daß dieser schnelle Wechsel seine großen Bedenken hatte. Um sich in die eigentümlichen Verhältnisse einer solchen Erziehungsanstalt vollständig einzuleben, hatten die jungen Offiziere jedenfalls längere Zeit nötig; kaum aber hatten sie die erforderliche Erfahrung erlangt, da wurden sie schon wieder durch einen Nachfolger abgelöst. Es war daher sicherlich ein richtiger Gedanke, daß man im Jahre 1903 sich entschloß, von Michaelis dieses Jahres ab für die besonders verantwortungsvolle Stellung des Militärgouverneurs einen älteren inaktiven Offizier mit reicher Lebenserfahrung zu gewinnen, der geneigt wäre, dauernd dies Amt zu bekleiden. Der mit dieser Aufgabe betraute Major v. Auer wurde später auch zum geschäftsführenden Mitglied der Verwaltung der Ritterakademie und des St. Johannistiftes ernannt. Ihm untergeordnet ist der nach wie vor etwa alle zwei Jahre wechselnde Militärerzieher.

Die Übernahme der Alumnatserziehung durch den Kurator in Verbindung mit der Wiedereinführung des militärischen Inspektorats übte gerade so wie in den 40er Jahren auf die an der Ritterakademie interessierten Elternkreise eine ungewöhnliche Anziehungskraft aus. Die Zahl der Zöglinge, die 1894 mit 14 Köpfen seit 1819 den größten Tiefstand erreicht hatten, wuchs sprunghaft bis zum Jahre 1899 bis auf 60 an, ohne daß darum, wie nach der Einführung der ersten militärischen Organisation, bei den Stadtschülern eine Abnahme erfolgte, so daß die Gesamtfrequenz in dem genannten Jahre mit 266 Köpfen die größte bisher erreichte Zahl aufweist. Allerdings hat sich der Bestand der Zöglinge nicht lange auf gleicher Höhe erhalten, sondern ist bald wieder um ein Drittel zurückgegangen.

Das Jahr 1899 ist auch deshalb für die Ritterakademie von großer Bedeutung, weil in ihm Verhandlungen zwischen dem Kurator und den vorgesetzten Behörden begonnen haben, die zu einer anderen wichtigen Umgestaltung ihrer Organisation führten. Der Gr. v. Rospoth hatte auch bald die unerwünschte Erfahrung machen müssen, daß Anträge auf Geldbewilligungen, wenn es sich um Bauausführungen im Alumnate oder auf den Stiftsgütern handelte, erst nach unverhältnismäßig langer Zeit zur Entscheidung gelangten, so daß dann oft die einzige günstige Bauzeit in den großen Ferien bereits verstrichen war. Die Ursache lag darin, daß dergleichen Gesuche zuerst dem Provinzial-Schulkollegium zuzugingen und dann noch den Instanzenweg durch das Kultus- und Finanzministerium durchzumachen hatten. Der Kurator hatte daher den naheliegenden Wunsch, in der Verwaltung des Johannistifts-Vermögens und in

der Bewirtschaftung der Güter eine größere Unabhängigkeit zu erlangen, natürlich unter Oberaufsicht des Staates. Ein auf dieses Ziel gerichteter Antrag fand allerdings nicht die Zustimmung der beteiligten Ministerien, aber bei den daran sich anknüpfenden finanziellen Erörterungen tauchte zuerst der Gedanke an eine Verstaatlichung des Gymnasiums der Ritterakademie auf, jedoch mit Ausschluß des Alumnats. Die Anstalt bedurfte damals schon einen jährlichen Staatszuschuß von 10.000 M., und bei der stets wachsenden Schülerzahl war es vorauszusehen, daß durch die Einstellung neuer Lehrkräfte und künftige Gehaltsaufbesserungen immer höhere Summen müßten in Anspruch genommen werden. Die hierüber eingeleiteten Beratungen, an denen auch die Vertreter des Finanzministeriums teilnahmen, zogen sich noch längere Zeit hin; doch konnte die Verstaatlichung des Gymnasiums, das im Jahre 1903 den Namen Gymnasium Johanneum erhielt, mit dem 1. April 1901 inkraft treten. Das hierdurch neu geschaffene Verhältnis zwischen dem Gymnasium und dem St. Johannisstift wird den Lesern am besten verständlich werden, wenn wir die wesentlichsten Bestimmungen des zwischen dem Staat und der Stiftung geschlossenen Vertrages im Wortlaut folgen lassen:

§ 1. Das Gymnasium der Ritterakademie und des St. Johannisstiftes geht vom 1. April 1901 an in die Unterhaltung des Staates über.

§ 2. Die Stiftung zahlt zur Unterhaltung der verstaatlichten Anstalt einen jährlichen Zuschuß von 46.000 M.

§ 3. Die Stiftung gewährt der Anstalt die Benutzung der in den anliegenden Grundrißzeichnungen des Anstaltsgebäudes d. d. Liegnitz den 20. Mai 1900 in Farbe angelegten Räumlichkeiten mit Ausnahme des gegenwärtig nicht mehr benutzten Singesaales, welcher dem Alumnat vorbehalten bleibt. Die Stiftung gewährt ferner der Anstalt die Benutzung der im Akademiegarten stehenden Turnhalle sowie des Turnplatzes im Freien in der jetzigen Größe.

§ 4. . . . Ferner wird die Mitbenutzung der Aula für die Zwecke des Alumnats vorbehalten, desgleichen die Benutzung der Klassenzimmer außerhalb der Unterrichtszeit des Gymnasiums als Arbeitszimmer für die Alumnen.

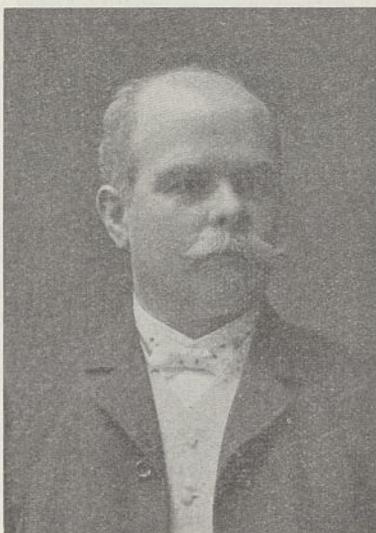
§ 5. Die Stiftung verpflichtet sich, sobald nach dem Ermessen der Schulaufsichtsbehörde das Bedürfnis dazu vorliegt, die in der Grundrißzeichnung als VI und V bezeichneten Räume der Anstalt von zwei auf drei Fensteraxen zu erweitern. Sollte im übrigen für das Gymnasium das Bedürfnis eintreten, die Räume der Anstalt zu ändern oder zu erweitern, so kann dies von der Stiftung nur insoweit verlangt werden, als es mit Rücksicht auf die Zwecke des Alumnates zu ermöglichen ist.

§ 6. Die Stiftung hat die Verpflichtung, das Anstaltsgebäude und die Turnhalle in einer den Anforderungen der Schulaufsichtsbehörde entsprechenden Weise zu unterhalten. Die Unterhaltung des Klassenzimmer-Inventars und der Turngeräte übernimmt das Gymnasium. Sollte in der Folge der Bauzustand des Gebäudes einen Umbau oder Neubau notwendig machen, so erfolgt derselbe auf Kosten der Stiftung.

§ 7. Die Stiftung verpflichtet sich, für die Beheizung, Beleuchtung und Reinigung der Klassenzimmer zu sorgen.

§ 8. Die den Zwecken des Gymnasiums dienenden gegenwärtig vorhandenen Lehrmittel, Sammlungen, die Schüler- und Lehrerbibliothek werden an das Gymnasium zu Eigentum abgetreten.

§ 9. Den in das Anstaltsgebäude aufgenommenen Zöglingen wird der unbedingte und unentgeltliche Eintritt in das Gymnasium garantiert, mit der Beschränkung, daß für die Zahl über 61 hinaus Schulgeld bezahlt werden muß.

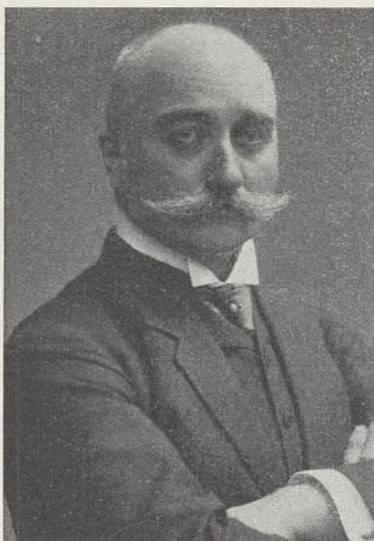


Professor Dr. Johannes Koft,
Direktor seit 1903.

In engem Zusammenhang mit der Verstaatlichung des Gymnasiums der Ritterakademie stand die Aufhebung des gemeinsamen Direktoriums, die Ostern 1905 erfolgte, nachdem die Bitte des jetzigen Gymnasialdirektors Professor Dr. Joh. Koft um Enthebung von seinen Amtsgeschäften als Direktor der Ritterakademie und des St. Johannistifts vom Minister schon im Jahre zuvor bewilligt war. Schon vorher waren unter Zurückziehung der Instruktionen für den Kurator und den Direktor vom Jahre 1897 neue Instruktionen für beide und den Militärgouverneur inkraft getreten. Die des Kurators ist in allen wesentlichen Punkten mit der früheren von 1897 gleichlautend; der Militärgouverneur hat nach wie vor in Abwesenheit des Kurators die in § 7 der Instruktion des Kurators festgelegten Rechte desselben wahrzunehmen und übernimmt zugleich die Beaufsichtigung des Kassenrendanten und Sekretärs, die Leitung des Geschäftsganges im Stiftsamte usw., kurz die Verwaltungsangelegenheiten, die bis dahin zu dem Wirkungskreis des Direktors gehört hatten. Schon im Jahre 1902 war für

den Kurator in der Person des Grafen Karl v. Carmer-Zieserwitz ein Stellvertreter in Fällen der Verhinderung desselben ernannt worden; dieser hat auch seit Johannis 1907, nachdem der Kurator Graf Kospoth sein Amt niedergelegt hatte, die dauernde Leitung der Verwaltung übernommen.

So ist denn die eigentlich schon 1897 erfolgte vollständige Trennung von Haus und Schule durch die Verstaatlichung des



Graf Karl von Carmer,
Stellvertreter des Kurators seit 1902.

Gymnasiums der Ritterakademie noch deutlicher in die Erscheinung getreten. Damit ist ein ganz eigenartiger Zustand geschaffen worden, wie er sich nicht leicht zum zweiten Male finden dürfte. An den zahlreichen anderen Anstalten, die mit einem Alumnat verbunden sind, gilt es als selbstverständlich, daß der Direktor einen maßgebenden Einfluß auf dasselbe ausübt; hier in unserem Falle ist jetzt diese organische Verbindung zwischen Gymnasium und Internat aufgehoben. Trotzdem wollen wir uns der Hoffnung hingeben, daß es der Ritterakademie gelingen wird, auch im dritten Jahrhundert ihres Bestehens dem Lande ebenso viele tüchtige Männer heranzuziehen, wie in den letzten hundert Jahren.*)

V.

Die Ritterakademie in ihrer Abhängigkeit von den politischen Zeitverhältnissen.

Wie der Ursprung der Liegnitzer Ritterakademie sich aus den politischen Verflechtungen des beginnenden 18. Jahrhunderts herleitet, so ist sie auch später viel mehr als die meisten anderen höheren Bildungsanstalten von der wechselnden Gestaltung der staatlichen Verhältnisse abhängig geblieben. Es lag dies zum Teil daran, daß ihr Landesherr zugleich der unmittelbare Patron der Anstalt war, so daß sich ihr Schicksal mit dem seinigen stets auf

*) Eine Ergänzung zu dem ganzen Abschnitt IV bringt das gleichzeitig erscheinende Schulprogramm der Ritterakademie, in dem derselbe Verfasser die Leiter, Lehrer, Beamten und Abiturienten der Anstalt von 1811—1908 zusammengestellt hat.

das engste verknüpfte. Dies trat besonders deutlich in die Erscheinung, als nach dem ersten schlesischen Kriege die Akademie zugleich mit Schlesien in die Gewalt der Hohenzollern kam. Zunächst fällt der große Unterschied in der Herkunft der Akademisten auf, die nicht aus Schlesien stammen. Während in der österreichischen Zeit neben den Schlesiern, die immer die große Mehrheit gebildet haben, 22 Zöglinge aus verschiedenen anderen österreichischen Ländern nach Liegnitz kamen, hörte dieser Zuzug nach der Einverleibung Schlesiens in Preußen naturgemäß ganz auf. Umgekehrt steigerte sich von da an bis 1810 der Zugang aus den übrigen preußischen Provinzen bis auf 32; vorher hatte in der österreichischen Zeit nur ein einziger Brandenburger das Institut besucht. Nicht minder auffallend ist der Gegensatz, der sich in der Berufswahl geltend machte. Von den 416 Zöglingen der österreichischen Periode widmeten sich nur 20 dem Heeresdienst; seitdem aber die Anstalt dem Militärstaate Preußen angehörte, trat mehr als die Hälfte der Akademisten in das preußische Heer ein, und daran hat sich auch nach der Reorganisation im Jahre 1811 hinsichtlich der Zöglinge nichts geändert.

Mit dieser Vorliebe für den Kriegerstand hängt es eng zusammen, daß durch jeden ausbrechenden Krieg der Besuch der Akademie stark beeinflusst wurde. So erfolgte schon während des siebenjährigen Krieges eine bedeutende Verminderung der Akademisten, wenn auch nicht so merklich, wie im bayrischen Erbfolgekriege (1778), wo im ganzen nur zwei Zöglinge in der Anstalt zurückblieben. In den Freiheitskriegen folgten 32 Zöglinge und 30 Stadtschüler dem Ausrufe des Königs zu den Waffen, von denen acht im Kampfe gefallen sind, unter ihnen ein Sohn des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Im Laufe des Mai und Juni 1866 ließen sich alle Zöglinge der obersten Klassen, 19 an Zahl, in das Heer einreihen, die freilich bei der kurzen Dauer des Krieges nicht mehr ins Feld rücken konnten. Endlich im Jahre 1870 waren es 15 Zöglinge und 11 Stadtschüler, die sofort beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zu den Fahnen eilten.

Außer der Einbuße an Schülerzahl hatten aber die Akademie und ihre Landgüter auch sonst unter den Drangsalen des Krieges vielfach zu leiden. Im Dezember 1745 mußte sie nach dem Treffen bei Katholisch-Hennersdorf (23. November) eine große Anzahl von sächsischen Gefangenen und Verwundeten beherbergen. Beim Beginn des siebenjährigen Krieges wurden in ihrem Gebäude große Magazine von Roggen und Hafer angelegt; selbst das Billardzimmer blieb dabei nicht verschont. Sehr bedrohlich gestaltete sich ihre Lage in dem für Friedrich d. Gr. schwersten Kriegsjahre 1761, als die Russen sich im August mit dem österreichischen Korps des Generals Beck vereinigten und letzterer sich in der Akademie einquartierte. Nur gegen eine hohe Geldzahlung und bedeutende Wein-

lieferungen erlangte sie von dem General Tschernitschew einen Schutzbrief. Für den Feldzug des Jahres 1806 wurden die vorhandenen sechs Schulpferde auf Nimmerwiedersehen requiriert, so daß der Reitunterricht vier Jahre lang ausfiel. Doch alle diese Störungen sind geringfügig gegenüber den Bedrängnissen, denen die Anstalt im Sommerhalbjahr 1813 ausgesetzt war, als nach der Schlacht bei Bautzen Liegnitz am 27. Mai von den Franzosen in Besitz genommen wurde. Zwar am Tage vorher sahen noch ihre Bewohner einige Stunden lang mit Stolz mehrere von den 20 französischen Kanonen, die Blücher durch den Überfall bei Baudmannsdorf erobert hatte, auf ihrem Hofe stehen, und die befürchtete Plünderung der Stadt wurde durch die geschickte Fürbitte, die der Akademieprofessor Werdermann in Lindenbusch bei dem heranziehenden Kaiser Napoleon einlegte, glücklich abgewendet, aber die Akademie hatte durch den Marschall Ney, der in ihr anfangs Juni bis zum 15. August mit einem „wahrhaft orientalischen Dienstgefolge“ seinen Sitz aufschlug, schwer zu leiden. Anfänglich durfte noch der Studiendirektor mit den wenigen zurückgebliebenen Zöglingen und den in Liegnitz wohnenden Schülern den Unterricht in seinem Zimmer fortsetzen; als aber einer von ihnen aus patriotischem Haß ein Schimpfwort an die Tür des Marschalls geschrieben hatte, wurde kein Schüler mehr im Akademiegebäude geduldet. Erst am 13. September konnte der Unterricht in den alten Räumen wieder seinen Anfang nehmen; denn auch als die Franzosen am 27. August nach der Schlacht an der Kätzbach abgezogen waren, diente die Akademie noch wochenlang als Kaserne für Gefangene, Verwundete und allerlei Einquartierung, bis sie endlich durch die Regierung von dieser Last befreit wurde. Inzwischen waren die Stiftsgüter nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten von den Franzosen völlig ausgeplündert worden; die dadurch herbeigeführten Verluste der Stiftskasse betragen zusammen mit den Kriegslasten der Jahre 1806—14 an 72.000 Mark. Seitdem haben nur noch einmal französische Soldaten die Akademie betreten, aber nicht als Sieger, sondern als Gefangene. Im Winter 1870/71 hatten sich täglich zahlreiche französische Offiziere zum Appell vor dem damaligen Akademiedirektor Stechow als Etappenkommandanten in der Aula einzufinden.

Das landesherrliche Patronat hatte aber andererseits für die Anstalt die erfreuliche Folge, daß sie oft den Vorzug genoß, den Landesfürsten in ihren Mauern begrüßen zu dürfen, wenigstens in der preußischen Zeit. Schon im Jahre 1741, als Friedrich II. nach kurzer Rast in Berlin auf den Kriegsschauplatz in Schlessien zurückkehrte, speiste er am 22. Februar mit seinem General, dem Herzog von Holstein, in der Akademie. Wahrscheinlich hat er auch später in den Friedenszeiten bei dem großen Interesse, das er stets für seine Anstalt hegte, bei Truppenbesichtigungen sich vorübergehend

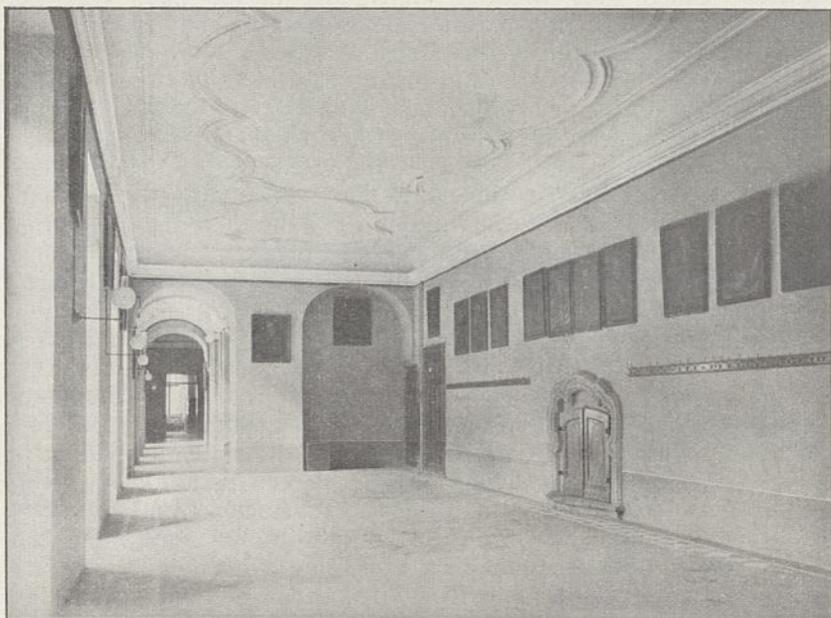
in ihr aufgehalten, wenn auch genaue Angaben darüber fehlen. Mit Vorliebe entnahm er seinen Leibpagen aus der Reihe der Akademisten. Von seinen Nachfolgern hat besonders König Friedrich Wilhelm III. öfter und gern in der Akademie verweilt. Zuerst legte er im Jahre 1824 während der Truppenübungen in der Umgegend von Liegnitz vom 7. bis 11. September hierher sein Hauptquartier und ließ sich, begleitet vom Großfürsten Nikolaus, dem späteren russischen Zaren, das Lehrerkollegium und die Zöglinge vorstellen. Auch der Kaiser Alexander I. hatte ihr am 22. Oktober 1815 auf seiner Durchreise von Paris nach Petersburg einen Besuch abgestattet. Einen noch längeren Aufenthalt in ihr nahm Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, im September 1835, als im Anschluß an das Manöver des fünften Korps in unserer Stadt eine glänzende Fürstenzusammenkunft abgehalten wurde, zu der außer den sämtlichen preußischen Prinzen das russische Kaiserpaar und die österreichischen Erzherzöge Franz Karl und Johann sich einfanden. Am 5. September 1841 besuchte Friedrich Wilhelm IV. zum ersten Male als König die Akademie und besichtigte alle Einrichtungen der Anstalt, nachdem wenige Tage vorher sein Bruder, der Prinz von Preußen, in den Räumen des Akademiedirektors gewohnt hatte. Die großartigste Festlichkeit aber erlebte die Anstalt am 27. Juni 1867, als König Wilhelm I. mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu dem glanzvollen Ballfest erschienen war, das ihm zur fünfzigjährigen Jubelfeier als Chef seines Grenadier-Regiments von den Ständen der Liegnitz-Wohlauer Fürstentums-Landschaft in den hohen stattlichen Räumen der Direktorwohnung und den angrenzenden Sälen veranstaltet wurde. Mehrere von den Zöglingen waren als Pagen für den persönlichen Dienst beim König und Kronprinzen ausgewählt worden. Auch der jetzige Kaiser Wilhelm II. beehrte die Akademie am 16. Juni 1897, wo er zur hundertjährigen Jubelfeier des Königs-Grenadier-Regiments nach Liegnitz gekommen war, des Nachmittags mit einem längeren Besuch und unterhielt sich mit den Lehrern, Beamten, Zöglingen und Schülern, die auf dem großen Schulhofe Aufstellung genommen hatten, in der huldvollsten Weise. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch unser großer Schlachtenlenker Moltke nicht selten das Innere der Akademie betreten hat, wenn er auf der Durchreise nach Creisau einen seiner Neffen im Alumnat aufsuchte. Schon früher hatte er im September 1858 zugleich mit dem Feldmarschall Wrangel gelegentlich des Manövers in dem Akademiegebäude gewohnt.

VI.

Das Akademiegebäude.

Das Akademiegebäude, welches einen großen viereckigen Hof von allen Seiten umschließt, ist palastartig 1726—35 im Barockstil

aufgeführt; es würde in seinem ehrwürdigen Grau einen viel großartigeren Eindruck machen, wenn es nicht an einer engen Straße, sondern auf oder an einem großen freien Platze stände. Das Erdgeschoß ist einfach gequadert; die beiden durch ein Gurtgesims geteilten Obergeschosse sind durch Wandstreifen gegliedert. Die Hauptseite an der Haynauerstraße hat in ihrem Mittelbau eine breite Durchfahrt mit zwei Seitenpforten; über derselben ruht ein mit vier Urnen verzierter halbrunder Balkon auf je zwei stattlichen über Eck gestellten römischen Säulen. Oben schließt der Mittelbau mit einem Giebel ab, in dessen Feld kriegerische Embleme und ver-



Vorfaal zur Aula und Direktorenwohnung.

schiedene wissenschaftliche Instrumente im Relief angebracht sind. Auf den beiden Attiken, die sich dem Giebel rechts und links anschließen, erblickt man vier Figuren von der Hand des Liegnitzer Bildhauers Joh. Christoph Hübner, welche symbolisch die Gnade des Kaisers, die Akademie, den Adel und den Fleiß darstellen.

Links vom Haupteingange befinden sich im Erdgeschoß die Wohnung des Schuldieners, der große Kassenraum des St. Johannisstifts und die Zimmer des Stiftssekretärs, rechts die Wohnung des Pförtners und die Küchen- und Wirtschaftsräume. Aus der Durchfahrt bringt uns rechts eine breite Treppe in den ersten Stock, zunächst zu einem großen saalartigen Korridor, dessen Wände



Hof der Ritterakademie.

Eingang zur Kasse des
St. Johannisstifts.

Turm mit Ausgang
zum Königsaal.

Eingang zur
Reitbahn.

ringsum mit 46 Ölgemälden geschmückt sind. Außer den drei Porträts der beiden ersten Direktoren (von Ponikau und Harbuval Frhr. v. Chamaré) und des Professors Wagner sind es Bildnisse von Zöglingen*) aus der Zeit von 1712—1800, die diese bei ihrem Abgange der Anstalt als Andenken geschenkt haben.

Aus diesem weiten Vorraume führen mehrere Eingänge in die sehr hohen und umfangreichen Säle des ersten Stockwerks. Die westlich gelegenen Räume bis in den Flügel der Rosenstraße hinein bilden die Direktorwohnung, an die nach Osten hin der Betsaal und durch ein kleines Zimmer getrennt der Speisesaal sich anreihen. Letzterer ist sehenswert wegen der zum Teil auch künstlerisch wertvollen Fürstenbilder, die die Akademie meistens dem großen Wohlwollen ihrer landesherrlichen Patrone verdankt. Wir begrüßen hier zunächst das Brustbild des Pfälzenherzogs Georg Rudolf, des hochherzigen Begründers des St. Johannisstifts; weiterhin finden wir die Porträts der drei letzten Habsburger Kaiser Leopold I., Joseph I. und Karl VI. ebenfalls als Brustbilder, daneben noch einmal Joseph I. und seine Gemahlin Wilhelmine, Amalie, Prinzessin von Hannover, beide in Lebensgröße. Daran schließt sich die lange Reihe von Hohenzollernfürsten seit dem Jahre 1740 an. Von besonderem Interesse ist ein Bildnis Friedrichs d. Gr. aus dem Jahre 1742, das uns ihn als jugendlichen Herrscher vorführt. Ihm zur Seite hängt das Brustbild seines so ganz anders gearteten Nachfolgers Friedrich Wilhelm II. Ein Porträt Friedrich Wilhelms III. wurde der Akademie 1840 von seinem Sohne Friedrich Wilhelm IV. geschenkt; die Bilder der Kaiser Wilhelm I. und II., die von den beiden Fürsten selbst gestiftet sind, wurden das erstere am 2. Dezember 1869, das

*) Ihre Namen in historischer Reihenfolge mit der Jahreszahl ihres Abgangs von der Anstalt sind: 1. Franz Jos. Frh. v. Variš (1712); 2. Joh. Jos. Frh. v. Lilieneegg (1726); 3. Hans Ernst v. Prittwiß-Gaffron (1732); 4. Maria Pino v. Friedenthal (1735) 2 Bilder; 5. Adalb. v. Nieborowski (1736); 6. Ernst v. Sommerfeldt (1738); 7. Frz. Kressel v. Gwaltenberg (1738); 8. Christian Gr. Kottulinsky (1739); 9. Frz. Gr. Andler u. Witten (1740); 10. Ernst Wilh. v. Siegroth sen. (1746); 11. Frz. Wolsfg. Carl Baron v. Stechow (1746); 12. Jul. Fr. v. Pfeil u. Kl.-Ellguth (1747); 13. Karl Abr. v. Abschag (1748); 14. Christ. Jul. v. Siegroth jun. (1748) 2 Bilder; 15. Joh. Max v. Glaubitz (1749); 16. Theod. Poray Gr. Kozminsky (1749); 17. Joh. Ferd. v. Glaubitz (1751); 18. Gottl. Aug. v. Biebra (1751); 19. Heinr. Eman. v. Festenberg-Padisch (1760); 20. Hans Herm. v. Holzmann (1765); 21. Wilh. Heinr. Gr. v. Lepel (1770); 22. Carl Leop. Gr. Gefler (1772); 23. Ernst Christ. v. Schkopp (1773); 24. Friedr. Baron v. Steinhel (1778); 25. Joh. Nep. Gr. Sternberg (1780); 26. Otto Baron v. Nostitz-Herzogswaldau (1781); 27. Osw. v. Haugwitz (1781); 28. Hans v. Padisch (1782); 29. Ernst v. Reibnitz (1782); 30. Chr. Witzthum v. Eßstedt (1783); 31. Siegm. Baron v. Nostitz-Lampersdorf (1791); 32. Ad. Friedr. v. Tschirschky (1793); 33. Carl Mor. v. Prittwiß (1800). — Elf Bilder sind ohne Namen.

letztere (jetzt im Königsaal befindliche) am 26. November 1898 feierlich enthüllt. Die drei zuletzt genannten Gemälde sind in Lebensgröße und ruhen auf einem besonderen Postament. An der Ecke der Hagnauer- und Johannisstraße sind einige Zimmer zum Absteigequartier für den auswärtigen Kurator eingerichtet. Der zweite Stock des Hauptgebäudes und des Flügels an der Johannisstraße mit seinen zahlreichen Stuben, die teilweise auch nach dem Hofe zu gelegen sind, dienen als Wohn- und Schlafräume für die Erzieher und Zöglinge.

Geht man geradeaus über den Hof, so gelangt man zu dem Unterrichtsgebäude. Den ersten Stock nehmen nach dem Hofe zu sowie nach dem Steinmarkt die Klassenzimmer ein, die auch im Ostflügel an der Johannisstraße noch einige Räumlichkeiten beanspruchen. Im zweiten Stock ist ein großer Saal mit zwei Fronten der Bibliothek eingeräumt; an den vier Wänden befinden sich die hohen Regale mit der gegen 6000 Bände umfassenden Bibliotheca Rudolfina, während der mittlere Raum die mindestens doppelt so große Bücherammlung aus der späteren Zeit beherbergt. Außerdem liegen im zweiten Stock der Zeichensaal, die Naturaliensammlung und das physikalische Kabinett mit daran anstoßendem Lehrzimmer.

An das Lehrgebäude grenzt an der Nordwestecke des Hofes die alte 1709 erbaute Reitbahn, welche die Höhe von zwei Stockwerken hat. Die beiden Pferde aus Sandstein vor ihrem Eingange stammen auch von dem oben genannten J. Chr. Hübner, der aber vor ihrer vollständigen Ausarbeitung vom Tode überrascht wurde. Über der Reitbahn dehnte sich seit ihrem Bestehen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts ein weiter, öder Hausboden aus, der hauptsächlich zum Trocknen der Wäsche benützt worden ist. Es ist ein Verdienst des Kurators Grafen von Kospoth, daß durch einen Um- und Ausbau desselben in den Jahren 1902/03 der prachtvolle weiß gehaltene „Königsaal“ gleichfalls im Barockstil hergestellt wurde, der bei feierlichen Gelegenheiten der Akademie und dem Gymnasium als Festraum dienen soll. Sein Hauptschmuck besteht außer den kunstvollen Kronleuchtern aus dem Bildnis des Kaisers Wilhelm II., das aus dem Speisesaal bei der Einweihung hierher überführt wurde. Die zahlreichen Fenster an der Hof- und Straßenseite sind mit den Wappen der Adelsfamilien verziert, die Beiträge zu den Gesamtkosten des Bauwerks (90.000 M.) beigesteuert haben. Für den Treppenaufgang zum Königsaal ist auf dem ehemaligen „kleinen Hof“, der zwischen der Reitbahn und dem Hauptgebäude lag, ein runder Turm errichtet, der nur vom Hofe aus zugänglich ist.



Heinrich v. Wedell, der „Zwölfte“.

Von Richard Hahn.

Von den Männern, die sich in der Franzosenzeit von 1806 bis 1815 als Vorkämpfer für Preußens Ehre und Deutschlands Freiheit rühmlich hervorgetan haben, stehen der General der Kavallerie Heinrich v. Wedell und der Generalleutnant Friedrich v. Hellwig unserer Provinz und Stadt besonders nahe. Ersterer hat 1813 bei der Organisation und Mobilmachung der preußischen Armee in Schlesien mitgewirkt und auch bei Hainau gefochten. Letzterer hat seit dem Beginn seiner militärischen Laufbahn lange in schlesischen Garnisonen gelegen. Er hat sich bei dem Widerstande der Provinz Schlesien gegen die französische Invasion im Jahre 1806 und 1807 als Kampfgenosse des Graf Götzen ausgezeichnet. — Beide haben, nachdem sie den Abschied genommen hatten, in Schlesien ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Sie haben als Bürger von Liegnitz ihren Lebensabend beschossen und sind hier begraben.

Wie aber ihr Grab zerstört ist, so ist ihr Name fast ganz vergessen. Ersteres ist ebenso sehr zu beklagen, wie letzteres schwer zu verstehen ist, denn sie gehören zu den interessantesten und bei ihren Lebzeiten geehrtesten Männern jener Heldenschar, die seit den schweren Tagen von Jena und Auerstädt nicht ruhte, bis Napoleon gestürzt und das Vaterland befreit war. Sie haben deshalb Anspruch darauf, daß ihr Andenken unter uns in Ehren gehalten wird.

So erfüllen wir lediglich eine Ehrenpflicht, wenn wir jetzt bei der Wiederkehr der Gedächtnistage jener schweren und doch so großen Zeit nach hundert Jahren ihre Lebensgeschichte in kurzen Umrissen zur Darstellung bringen.

Diese Beschränkung ist für beide nötig, aber aus ganz verschiedenen Gründen.

Bei Heinrich v. Wedell verhindert der Mangel an genügendem Material eine eingehende Darstellung seines Lebens.

Ob sie je möglich ist, wissen wir nicht. Vielleicht hat er, wie die meisten höheren Offiziere in seiner Zeit, Tagebücher geführt oder Memoiren hinterlassen. Es ist aber bisher keinem

Interessenten gelungen von seiner Adoptiv-Familie handschriftliches Material oder genügende Auskunft über dessen Vorhandensein zu erlangen.

Die Darstellung seines Lebens in der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 41 ist sehr unvollständig und teilweise unrichtig. Die in dem Werke des Freiherrn Binder v. Krieglstein über Ferdinand v. Schill (Berlin 1902) ist fast Satz für Satz falsch.¹⁾

Als sichere Quelle kommen nur die Memoiren seines Bruders Carl v. Wedell in Betracht, welche künftig in diesen Hefen erscheinen werden, und ein in der Kreuzzeitung gleich nach Heinrich v. Wedells Tode erschienener Aufsatz über ihn. Der Autor des letzteren und die von ihm benutzten Quellen konnten von uns nicht mehr ermittelt werden. Da aber dieser Aufsatz mit den Nachrichten in den Memoiren Carl v. Wedells fast durchweg übereinstimmen, und da letztere wegen der fortdauernden nahen Beziehungen der Brüder zu einander als zuverlässig anzusehen sind, so durften diese beiden Quellen als einwandfrei für unsere Darstellung benutzt werden.

Leopold Heinrich v. Wedell

stammt aus der weitverzweigten norddeutschen Adelsfamilie, die sich früher teils v. Wedell, teils v. Wedel schrieb, während jetzt durch den K. Erlaß vom 10. August 1892 der Familienname einheitlich als v. Wedel fixiert ist.

Es war eine wohl zu gönnende Anerkennung der Verdienste der Familie um die Hohenzollern und den preußischen Staat, daß der Kaiser Wilhelm II. 1889 dem pommerschen Dragonerregiment Nr. 11 den Namen: Dragonerregiment v. Wedel verlieh.

Ein uraltes, niederländisches Geschlecht waren die v. Wedel im 13. und 14. Jahrhundert an der unteren Elbe und Oder, namentlich in der Neumark ansässig. In den folgenden Jahrhunderten dehnten sie sich — in mehrere Linien verzweigt — auch über Pommern und Westpreußen aus. Im kriegerischen 17. Jahr-

¹⁾ Er schreibt: „Heinrich v. Wedell, älterer Bruder des vorigen (Albert), schloß sich 1807 Schill in Pommern an; wurde den in Stralsund gefangenen 11 Offizieren vorgeführt, die ihn, um ihn zu retten, nicht zu kennen behaupteten, dann auf die Galeeren verbracht und mit dem Brande T(ravaux) F(orcés) versehen; — gelegentlich einer diplomatischen Sendung nach Paris erhielt er die Ehrenlegion — und ist wohl der einzige Mann, der diese höchste französische Auszeichnung und zugleich das berüchtigte T. F. trug.“ — Das alles ist falsch, wie aus unserem Aufsatz hervorgehen wird. Es erhellt daraus, wie nötig die Darstellung der Lebensgeschichte H. v. Wedells aufgrund sicherer Quellen ist, um diese weiterverbreiteten Fabeln aus der Welt zu schaffen, die selbst in diesem letzten größeren Werke über Schill und die Seinen Aufnahme gefunden haben.

hundert finden sie sich überall, wo im mittleren Europa gekämpft wird, in hervorragenden militärischen Stellungen.

Mit dem Regierungsantritt Friedrichs II. zieht eine Glanzzeit des Geschlechtes herauf. 58 v. Wedels kämpfen unter seinen Fahnen. Der große König selbst hat dreien von ihnen hohe Anerkennung zu teil werden lassen. Dem 1742 bei Chotusitz gebliebenen General Hans v. Wedel gab er in seinen Schriften den Ehrennamen Hector. Den 1745 bei Soor gebliebenen Georg Bivigenz v. Wedel nannte er Leonidas und den General Carl Heinrich v. Wedel, der die Schweden verjagte und bei Leuthen die größten Erfolge errang, ernannte er 1759 zum Diktator. Selbst nach dessen unverschuldeter Niederlage bei Jülichau bewahrte er ihm seine Huld, so daß Wedel später noch preußischer Kriegsminister wurde.

Die Söhne wandelten in den Spuren der Väter. Mehr als 40 v. Wedels kämpften gegen Napoleon, und 13 von ihnen blieben auf dem Felde der Ehre. Die bekanntesten unter ihnen sind die am 30. Juli 1809 bei Wesel erschossenen Brüder Wilhelm und Albert v. Wedel. Ihr tragisches Ende lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Nicht weniger verdient sind aber ihre entfernten Vettern Carl und Heinrich v. Wedell, mit deren Lebensgeschichte wir uns in diesen Hefen beschäftigen. Sie sind Söhne des Hauptmanns Konrad Heinrich v. Wedell zu Halle a. S. und seiner Gattin, einer Tochter des im Saalkreise begüterten Oberforstmeisters v. Rauchhaupt.

Ihr Vater stammte aus der friedericianischen Schule. Er war bei Jülichau verwundet und bei Meissen gefangen worden. Er zeichnete sich dann in den Feldzügen von 1778 und 1794 aus und wurde Kommandeur des Infanterie-Regimentes v. Thadden in Halle a. S. und später des Regiments v. Kalkstein in Magdeburg. Bei Auerstädt kommandierte er eine Brigade des Centrum. Durch die Lunge geschossen, wurde er kampfunfähig, siechte dahin und starb 1813 nach schwerem Leiden.

Als er noch in Halle Hauptmann war, wurde ihm — nach Carl — am 26. Mai 1785 ein zweiter Sohn geboren, der Leopold Friedrich Ferdinand Heinrich v. Wedell getauft und Leopold Heinrich oder kurz Heinrich v. Wedell genannt wurde. Der Vater kümmerte sich wenig um die Erziehung seiner Kinder. Ein Hauslehrer, der cand. theol. Waltherr, führte mit Zustimmung der Mutter über sie ein scharfes Regiment. Er bereitete ihnen aber doch die Freude, sie bei einer Ferienreise zu seinen zahlreichen Verwandten in den Harz mitzunehmen. Schon im Jahre 1796 trat Heinrich in Magdeburg, wohin sein Vater inzwischen versetzt war, als Junker in das Regiment Prinz Louis Ferdinand Nr. 20 ein. Er besuchte gleichwohl zunächst noch die nahe Schule Kloster Bergen,

wohnte bei seinen Eltern und war fast von jedem Militärdienst befreit. Ein Lehrer soll ihm damals wegen seiner seltenen Willenskraft und Festigkeit eine glänzende Zukunft prophezeit haben.

Nach dem Baseler Frieden ging er 1796 mit seinem Regimente zur Besetzung der Demarkationslinie nach Lemgo. 1798 bezog das Regiment das Lager von Hoya, wo v. Wedell als Fähnrich zur Leibkompagnie des Prinzen versetzt wurde. Er speiste mit den andern Offizieren an dessen Tafel und trat seit der Rückkehr nach Magdeburg zu ihm noch dadurch in besonders nahe Beziehungen, daß der Prinz viel im Hause seiner Eltern verkehrte, nachdem ihm wegen seiner tollen Streiche verboten war, ohne Erlaubnis Magdeburg zu verlassen. 1801 wurde er Sekondeleutnant. 1803 machte er mit seinem Bruder Carl eine Reise nach Dresden und durch Schlesien nach einem Gute ihres Vaters bei Kalisch.

1805 zog er mit seinem Regimente nach Hildesheim und Hannover und 1806 gegen Napoleon nach Thüringen. Nachdem sein Gönner Prinz Louis Ferdinand in dem Avantgarden-Gefecht bei Saalfeld gefallen war, kam sein Regiment am 14. Oktober 1806 bei Auerstädt ins Feuer. Am Unterleibe von einer Kugel verwundet, rettete er sich auf einem aufgefundenen Pferde zunächst aus dem Getümmel, fiel aber infolge von Schwäche schließlich vom Pferde in Ohnmacht und fand sich, als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, mit seinem schwerverwundeten Vater auf einem Leiterwagen, der sie nach Magdeburg brachte. — Trotz seiner Verwundung entzog sich Heinrich v. Wedell gleich seinem Bruder der Kapitulation, indem sie sich verborgen hielten. Sie flüchteten sich dann nach Norden zu und schifften sich, da inzwischen Lübeck kapituliert hatte, über Kiel nach Kopenhagen ein und fuhren von da unter unendlichen Beschwerden auf einem kleinen Schiffe bei großer Kälte und heftigen Stürmen im Januar 1807 nach Memel.

Da das Schiff dort in Folge von Stürmen drei Tage hindurch nicht einlaufen konnte, hatte es auch die Aufmerksamkeit des Königs erregt. Sie begegneten ihm, als sie vom Schiff ans Land gesprungen waren, und wurden von ihm aufgefordert, ihre Wünsche schriftlich zu äußern. Sie ersuchten um sofortige Einstellung in das Heer, und Heinrich erhielt darauf eine Kompagnie bei dem neuzubildenden 1. Westpreußischen Reservebataillon unter dem Prinzen Heinrich. Daß er damals mit Schill in Beziehungen gekommen ist und zu dessen Husarenregimente versetzt war — wie die Allgemeine deutsche Biographie angibt — ist in den beiden hier hauptsächlich benutzten Quellen nicht erwähnt. Auch der Schill'sche Offizier Baersch¹⁾ weiß nichts davon. Nachdem v. Wedell Ende

¹⁾ Ferdinand von Schills Zug und Tod im Jahre 1809. Leipzig, Brockhaus 1860.

1807 oder im Frühjahr 1808 seinen Abschied genommen hatte, weil ihm das Stilleben in der Garnison nicht behagte, mag er aber bald mit Schill Verbindungen angeknüpft haben. Jedenfalls gehörte er einige Zeit darauf zu den Patrioten, welche versuchten, einen Aufstand gegen die Fremdherrschaft im Königreich Westfalen vorzubereiten. v. Doernberg sollte Hessen, v. Katte die Altmark, der später im Kampf gegen die Franzosen bei Valencia gefallene Eugen v. Hirschfeldt die Gegend von Magdeburg und Halberstadt und Heinrich v. Wedell Anhalt revoltieren.

Vorher versuchten die letzteren einen anderen Gewaltstreich. Sie wollten Napoleon während des Fürstentages zu Erfurt im Oktober 1808 ermorden. Das Attentat sollte im Kautale zwischen Erfurt und Weimar stattfinden. Wedell hatte sich mit einer guten Büchse eingeschossen und legte sich auf einer Höhe an einer Wendung der Chaussee mit Eugen v. Hirschfeldt auf die Lauer. 50 Schritte davon hielt der Bruder des letzteren mit Reitpferden zur Flucht nach vollbrachter That. Schon nahte die offene Chaise, in welcher Napoleon mit dem Kaiser Alexander von Rußland saß. Die reitende Begleitung des Kaisers folgte ihr in weitem Abstände. Wedell legte die Büchse zum Schusse an. Da beugte sich der Kaiser Alexander im Gespräche vor und verdeckte dem Schützen das Ziel. Wedell zögerte und rief dann Hirschfeldt zu: „Dann mögen sie beide fallen.“ — Aber Hirschfeldt riß ihm das Gewehr zur Seite. Der Hahn schnappte zu und faßte dabei den Mantelkragen. Die Gelegenheit war dadurch verpaßt. Die Kaiser waren davon gefahren.

Am nächsten Tage wollten sie das Attentat aufs neue versuchen. Aber Napoleon fuhr vor der bekannt gegebenen Zeit von Erfurt fort. Wedell kam übermüdet und ganz verzweifelt nach Trebnitz zurück. Sein überanstrengtes Pferd erlag bald danach den gehabtten Strapazen.¹⁾

¹⁾ Diese Schilderung des Attentats-Versuchs findet sich mit allen Einzelheiten in den Memoiren Carl v. Wedells. Er hat sich damals auch in Trebnitz aufgehalten. So ist an der Richtigkeit seiner Darstellung nicht zu zweifeln. Daß er die Affäre wahrheitswidrig erfunden hat, ist ganz ausgeschlossen. Ihm erschien sie nicht als rühmlich.

Die obige Darstellung wird im wesentlichen durch die folgenden Mitteilungen von Zeitgenossen bestätigt. Es schreiben:

¹⁾ Heinrich Steffens. Was ich erlebte. Breslau 1842, Bd. VI, Seite 172 ff.

Zwei Männer — ich erfuhr weder ihren Stand, noch ihren Namen — hatten den verzweifeltsten Entschluß gefaßt, in Erfurt Napoleon zu ermorden. . . . Mich ergriff, als ich es vernahm, ein Grauen . . . ich rechnete mit einiger Zuversicht auf das Mißlingen dieser That, und bald erfuhren wir, wie die Unternehmung abgelaufen war. Zwei Männer traten eilig herbei und fielen einem Jeden sogleich auf. Perücken (sic!) verbergen die Haare und falsche Bärte, Striche über das Gesicht gezogen, entstellten die Gesichtszüge; es war nicht möglich, auf eine künstliche Weise die Aufmerksamkeit der Polizei

Während er in Verzweiflung über das Geschick seines Vaterlandes zu Hause brütete, tauchte ein neuer Hoffnungsstern am finsternen Himmel der preußischen Patrioten auf. 1809 hatte Oestreich, während die Franzosen noch in Spanien fochten, wieder den Kampf gegen Napoleon aufgenommen. Tirol hatte sich mit Erfolg erhoben, und Napoleon war auf dem Feldzuge gegen den Erzherzog Karl beschäftigt.

Jetzt hielt auch Schill, auf den man wegen seines erfolgreichen Widerstandes gegen die Franzosen im Jahre 1807 die größten Hoffnungen setzte, die Zeit für gekommen, um Norddeutschland von der Fremdherrschaft freizumachen. Am 28. April 1809 rückte er mit dem 2. Brandenburgischen Husaren-Regimente aus Berlin aus. Auf dem Wege nach Potsdam eröffnete er den Offizieren, daß es nötig sei, Oesterreich in seinem Verzweiflungskampfe zu unterstützen. Durch Organisation eines Aufstandes im Königreiche Westfalen, der längst vorbereitet sei, müsse man auch Preußen zur Teilnahme fortreißen.

Alle Offiziere stimmten zu. Schon vor dem Eintreffen vor Wittenberg scheint sich Heinrich v. Wedell der Schill'schen Schar

entschiedener auf sich zu ziehen, und es schien mir fast ein Wunder, daß sie glücklich zu uns gelangt waren. Sie hätten, erzählten sie, den letzten Tag der Versammlung in Erfurt abgewartet. Dieser Tag, der Jahrestag der Schlacht von Auerstädt, war zu einer Besichtigung des Schlachtfeldes bestimmt. Die beiden Männer lauerten, wie sie erzählten, mit gespannten Büchsen in einem Gebüsch; auch kam ihnen Napoleon wirklich auf Schußweite nahe, aber auf der ihnen zugewandten Seite ritt Kaiser Alexander neben ihm und diente ihm als Schutz. Die Männer entfernten sich bald wieder und wir atmeten freier. Jetzt trennten wir uns und ein jeder kehrte nach seiner Heimat zurück.

²⁾ Kanzler Friedrich von Müller. Erinnerungen aus den Kriegszeitern von 1806—1813, Braunschweig 1851. Seite 254 ff.

Hatte die Aufführung des franz. Trauerspiels *la mort de César* (am 7. Okt. 1808 in Weimar!) immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so mußte es auf diejenigen, die persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hatte, daß diese Aufführung wirklich zum größten Trauerspiel der neueren Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschließen. Sie hatten die Lokalität aufs genaueste erkundigt, Voranstalten zu ihrer eiligen Flucht nach vollbrachter Tat getroffen und sich zum größten Teil in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Moment einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die übrigen abschreckte, oder daß sie Reue empfanden: genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Greuel das Gelingen so graufiger Tat unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen.

Vielleicht bezieht sich die letzte Darstellung auf den zweiten Attentatsversuch.

Wenn ein gleicher Attentatsplan auch Studenten zugeschrieben wird, so liegt entweder ein Irrtum inbezug auf die Personen oder eine Doublette vor.

angeschlossen zu haben. Nach den Memoiren seines Bruders hat er vergeblich die Überrumpelung der Festung vorgeschlagen. Schill wollte anscheinend einen Mißerfolg vermeiden. Er zog bei Wittenberg über die Elbe nach Dessau. Dort ließ er seinen Aufruf an die Deutschen drucken und verbreiten.

Leo v. Lützow überrumpelte Koethen, Premierleutnant v. Brünnow Halle. Am ersteren Orte schloß sich der anhaltinische Leutnant Jaremba mit mehreren Soldaten ihnen an. Am 4. Mai vereinigte man sich wieder in Bernburg. Die dort eingetroffenen schlimmen Nachrichten veranlaßten Schill, seine sämtlichen Offiziere zu einer Beratung zusammenzurufen. Doernbergs Aufstand gegen die Westfälische Regierung war gescheitert, Erzherzog Karl wiederholt, zuletzt bei Regensburg, geschlagen und Schill selbst vom Gouverneur von Berlin dorthin zurückgerufen.

Man beschloß den Zug fortzusetzen, da die Ehre es verbiete, zurückzugehen. Ehe ein fester Beschluß über das weitere Ziel des Zuges gefaßt war, kam die Nachricht, daß die Besatzung von Magdeburg ausgerückt sei, um der kühnen Schar den weiteren Zug zu verlegen. Man beschloß, den Feind sofort anzugreifen, offenbar um durch einen Erfolg die zaudernden Landsleute mit sich fortzureißen.

Am 5. Mai zog Schill gegen Dodendorf, wo ihm der Oberst Bautier mit 800—1000 Mann Infanterie und 3 Geschützen in einer südwestlich vom Dorfe gewählten Stellung — mit der Reserve im Dorfe selbst — entgegentrat. Schill konnte ihm nur 400 Husaren, 60 reitende Jäger und etwa 60 Mann Infanterie entgegenstellen. Die letztere bestand aus den Leuten, die sich ihm angeschlossen hatten. Darunter waren auch gediente Soldaten. Sie waren aber schlecht bewaffnet und hatten teilweise nicht einmal Uniformen und Gewehre. Heinrich v. Wedell übernahm ihre Führung. Es gelang ihm, die feindlichen Bedetten gefangen zu nehmen. Die Schill'schen Husaren schlugen auch die südwestlich von Dodendorf im freien Felde aufgestellten 3 Infanterie-Abteilungen und erbeuteten ihre Fahnen, Geschütze und Waffen. Der Angriff auf das Dorf mißlang aber, da Wedell gegen den gut bewaffneten und gedeckt stehenden Feind nur seine kleine schlecht bewaffnete Schar ins Feld führen konnte. Dabei wurde er schwer verwundet und gefangen genommen.

Über die Einzelheiten dieser Affäre gehen die Berichte auseinander. Der der „Kreuzzeitung“ geht dahin: „H. v. Wedell mußte, mit einem Genossen voreilend, um den vor der Front einer feindlichen Kompagnie auf das unmenschlichste ermordeten Leutnant v. Stankar zu befreien, zurückweichen, da die Meuchelrotte schnell wieder in ihre Glieder eilte, deren Feuer sie deckte. Sein Genosse fiel. Er selber, an einer Mauer entlang eilend, wurde von unzähligen Stein- und Bleisplintern der gegen die Mauer schlagenden

Kugeln überschüttet und mehrfach verwundet, bis er endlich infolge eines Schusses in die linke Hüfte zusammenbrach und nach mutiger Verteidigung wehrlos gemacht in Gefangenschaft geriet.“

Carl v. Wedell schreibt, daß sein Bruder versucht habe, die Westfalen zum Übergehen zu bewegen. Er sei dabei durch Gewehrjahren abgewiesen, blessiert und gefangen genommen. Baerisch berichtet dagegen, daß Wedell auf den Kirchhof einen Angriff gemacht habe, der wegen der geringen Zahl seiner Leute und ihrer schlechten Bewaffnung abgewiesen sei. Dabei sei Stankar I. getötet und der verwundete Wedell sowie Leutnant Zarembo gefangen worden.

Schill soll ohne Erfolg die Auswechslung der sämtlichen gefangenen feindlichen Offiziere gegen Wedell angeboten haben.

Das Gefecht bei Dodendorf endete damit, daß die Franzosen sich im Dorfe und auf dem Stadtberge hielten, aber in der Nacht mit den Gefangenen nach Magdeburg abzogen, während Schill seinen Zug fortsetzte, bis er in Stralsund überwältigt wurde.

Der schwer verwundete Wedell wurde später von Magdeburg über Cassel und Mainz nach Montmédy gebracht. Dort traf er die elf in Stralsund gefangenen Schill'schen Offiziere wieder, die auf Napoleons Befehl zu ihrer Aburteilung nach Wesel zurücktransportiert wurden. Sie sollen damals gehofft haben, in Deutschland freigelassen zu werden, und die Gelegenheit zur Flucht nicht benutzt haben, obwohl Heinrich v. Wedell aufgrund der Mitteilungen des Sohnes des Kommandanten von Montmédy sie ihnen anriet. In Wesel ist diesen elf Offizieren der bei Dodendorf mitgefangene Leutnant Zarembo gegenübergestellt worden. Er hatte behauptet, er habe nur gezwungen sich dem Schill'schen Zuge angeschlossen. Die Schill'schen Offiziere gaben an, daß er ihnen vorher nicht bekannt gewesen sei. Er wurde daraufhin nicht zum Tode verurteilt, erkrankte schwer in Wesel, wo er in Gefangenschaft blieb, bis er 1811 bei einem Besuche Napoleons entlassen wurde.

Er hat durch seine unwahren Behauptungen sich zwar das Leben gerettet und bessere Bedingungen für seine Gefangenschaft erlangt, ist aber von der patriotischen Geschichtschreibung aus der Schar der Schill'schen Helden gestrichen worden.

Ein schlimmes Los traf aber in Wesel die elf in Stralsund gefangenen Schill'schen Offiziere. Als Napoleon ihre Gefangennahme erfahren hatte, hatte er gleich befohlen, sie „mit Eklat zu füsillieren“. Das wurde am 16. September 1809 in Wesel ausgeführt, indem die schon beschlossene Hinrichtung wie bei der Ermordung des Herzogs von Enghien mit dem Schein eines kriegsgerichtlichen Urteils umkleidet wurde.

Sie wurden wegen Straßentaubes angeklagt, weil sie westfälische Rassen aufgehoben hatten. Vergeblich wies ihr wackerer

Bertheidiger Perwez darauf hin, daß nach der ganzen Tendenz des Schill'schen Zuges und nach der Stellung der Angeklagten als der Untergebenen von Schill, dessen Befehle sie ausführen mußten, von brigandage nicht die Rede sein könne und daß doch nach dem Gesechte in Stralsund einem Teil der Schill'schen Truppen vom General Gratien ein ehrenvoller Abzug bewilligt worden sei. Das Kriegsgericht kannte den Willen Napoleons. Um $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags wurde den Angeklagten das Todesurteil verlesen, und um 1 Uhr wurden sie, zu zwei und zwei aneinander gefesselt, zum Richtplatz auf eine Wiese an der Lippe geführt.

Sie verbatnen sich das nochmalige Verlesen des Urteilspruchs und das Verbinden der Augen. Mit dem Rufe: „Es lebe unser König! Preußen hoch!“ warfen sie ihre Mützen in die Luft. Es frachten 66 französische Gewehre, und zehn der Helden lagen tot am Boden. Nur Albert v. Wedell — nach einem noch vorhandenen Bilde ein besonders schöner Jüngling — stand noch aufrecht. Ihm war nur ein Arm zerschmettert. „Zielt besser!“ rief er, „hier schlägt das preußische Herz!“ — Eine neue Salve, — auch er lag



Albert v. Wedell.

tot am Boden und drei mit Wasser gefüllte Gruben nahmen die Leichen der elf Offiziere auf.

Viel schlimmer noch sollte es dem zwölften überlebenden Schill'schen Offizier Heinrich v. Wedell ergehen. Er wurde zunächst von Montmédy nach Sedan transportiert und dann in das Bagno nach Cherbourg geschafft. Er ist dort mit den bei Stralsund gefangenen Schill'schen Soldaten als Gaseeren-Sträfling behandelt, aber — nach den Angaben seiner Angehörigen — nicht mit dem Stempel T. F. (Abkürzung für Travaux forcés = Zwangsarbeit) gebrandmarkt worden. Weshalb er nicht wie die elf bei Stralsund gefangenen Schill'schen Offiziere erschossen und nicht wie Jaremba als kriegsgefangener Offizier, sondern gleich den Schill'schen Mannschaften wie ein Sträfling behandelt ist, wird ohne Einsicht der französischen Akten nicht klarzustellen sein. Der

Bericht der Kreuzzeitung nimmt an, daß er ursprünglich auch erschossen werden sollte, wegen Verschlimmerung seiner Wunden in Montmédy aber nicht nach Wesel transportiert werden konnte. Die durch die Erschießung der anderen 11 Schill'schen Offiziere hervorgerufene Erregung habe aber Napoleon abgehalten, ihn erschießen zu lassen. — Er scheint dann den sonstigen Schill'schen Mannschaften gleichgestellt und zur Bagnostrafe verurteilt zu sein. Nach dem Berichte in der Kreuzzeitung war er 3 Jahre Bagno-Gefangener in Cherbourg, mußte 9 Monate zuerst mit einem französischen Mörder, später mit einem früheren Schill'schen Unteroffizier, an einer Kette zusammengeschlossen, im Steinbruche arbeiten und dann schwere Karren ziehen, bis ihn der menschenfreundliche Platzkommandant unter eigener Verantwortung von der Kette befreite und ihn als Schreiber und Dolmetsch für die übrigen Gefangenen verwandte: Die Memoiren seines Bruders enthalten darüber keine näheren Angaben, bestätigen aber, daß Heinrich v. Wedell nicht an die Ruderbank angeschlossen wurde, weil die Engländer das Auslaufen von Schiffen unmöglich machten. Ob die übrigen Angaben der Kreuzzeitung richtig sind, läßt sich nicht klarstellen; jedenfalls ist Heinrich v. Wedell nicht 3 Jahre, sondern kürzere Zeit in Cherbourg Bagno-Gefangener gewesen, da ihn sein Bruder Carl schon 1811 in Soissons fand. Letzterer teilt in seinen Memoiren noch mit: Infolge der Fürbitte einiger französischer Damen interessierte sich der französische Marineminister für Heinrich v. Wedell. Er berichtete, daß seine Internierung in Cherbourg nicht unbedenklich sei, da die dort gefangenen Schill'schen Soldaten ihn als ihren Führer ansähen; deshalb war er nach Soissons überführt worden.

Carl v. Wedell war 1810 mit Zustimmung und Unterstützung Friedrich Wilhelms III. als Begleiter eines Kuriers nach Paris gereist, um für die Befreiung seines Bruders zu wirken. Er war an die preußische Gesandtschaft gewiesen, wohnte aber außerhalb derselben bei einem Polizeispion. Seine Eingabe an Napoleon hatte — offenbar wegen ihrer nicht geschickten Abfassung — keinen Erfolg. Carl v. Wedell ersuchte Napoleon darin, den Wunsch seines Bruders zu erfüllen und diesen erschießen zu lassen, wenn es recht wäre, gefangene Offiziere zu erschießen, ihn aber nicht als Galeerensträfling zu behandeln. Napoleon war über diese Anklage natürlich entrüstet und äußerte wütend: „Wenn Ihr Wedell so zu mir redet, werde ich ihn zu seinem Bruder stecken lassen.“ —

So konnte Carl v. Wedell nur versuchen, seinen Bruder zu sehen und sein Los zu mildern. Es gelang ihm, seinen Hauswirt zu bestechen. Mit einem falschen Passe fuhr er nach Soissons. Der bekannte, in Paris als Sonderling lebende Graf Schlabrendorf unterstützte ihn dabei mit Geld. Carl v. Wedell reiste in einer Journaliere zu seinem Bruder. Dessen Gefängniswärter, ein



Heinrich v. Wedell
als Major der Gardehusaren-Eskadron 1815.

sehr humaner Mann, ging mit diesem dem Wagen entgegen. Die Sehnsucht Heinrichs, seinen Bruder zu sehen, war so groß, daß er, als die Journaliere nicht hielt, sich an sie anhängte und von ihr mit fortschleifen ließ. In Soissons eingetroffen, durften sie sich oft besuchen, und der Gefängniswärter gestattete ihnen sogar, ohne Aufsicht auszugehen, nachdem er ihnen seine Frau und seine 6 Kinder gezeigt und ihnen bedeutet hatte, daß sie ihn und die Seinen unglücklich machen würden, wenn sie entfliehen würden. Die Brüder mißbrauchten das ihnen geschenkte Vertrauen natürlich nicht. Es gelang Carl v. Wedell, die Lage seines Bruders durch seine Fürsprache und Geldspenden erheblich zu verbessern, und er durfte leichteren Herzens zurückreisen. Heinrich v. Wedell wurde später nach Sedan gebracht und dort als Staatsgefangener menschlich behandelt, bis es im Frühjahr 1812 Napoleon als angezeigt erschien, ihn ganz frei zu lassen, um mit Rücksicht auf die politische Lage den König von Preußen durch diese Gefälligkeit noch fester an sich zu fetten.¹⁾

In das Vaterland zurückgekehrt, konnte Heinrich v. Wedell noch seinen totkranken Vater, der bald darauf von seinem Siechtum erlöst wurde, in Burg sehen.

Der König stellte ihn am 17. Juni 1812 als aggregierten Premier-Leutnant im Schlesiſchen Schützenbataillon und am 24. Juni 1812 in die Garde-Normal-Ulanen-Eskadron ein.²⁾ Wedell bat im März 1813 dringend um die Erlaubnis, die von Rußland nach Frankreich zurückeilenden französischen Generale mit einem Freikorps aufheben zu dürfen, aber ohne Erfolg. Es wurde ihm dagegen gestattet in Breslau 2 Schwadronen der Gardejäger zu Pferde zu errichten. Er wurde am 27. Februar 1813 Stabsrittmeister der 1. Garde-Volontär-Eskadron und demnächst Kommandeur der Gardesofaken-Eskadron. Als solchen zeigt ihn unser Bild, dessen Original sich im Besitze der Frau v. Naßmer befindet. Mit den Gardesofaken kämpfte er als Rittmeister bei Groß-Görschen und Bautzen.

Seinen 28. Geburtstag konnte er in einer für ihn gewiß besonders erfreulichen Weise feiern. — Blücher ließ bekanntlich am 26. Mai 1813 die aus Haynau ausrückenden Franzosen zwischen Michelsdorf und Baudmannsdorf durch mehrere Kavallerie-Regimenter überfallen. Heinrich v. Wedell ritt die Attacke mit und war gerade beschäftigt, fünf erbeutete Geschütze in Sicherheit zu bringen, als ihn sein Bruder Carl traf, der als Adjutant Blüchers

¹⁾ Mit dem Schicksal H. v. Wedells in der Gefangenschaft beschäftigt sich die Erzählung: „Der Zwölfte“ von Georg Hefekiel in der Gartenlaube, Jahrgang 1861 Nr. 20 ff. und die Kindergeschichte: „Der Galeerenklave“ von Gustav Kierig.

²⁾ Diese militärischen Details werden auf Grund einer Mitteilung des Kriegsministeriums im Interesse der Vollständigkeit wieder gegeben.

vorgeschickt war, um Nachrichten einzuholen, und sich an der Attacke selbst beteiligt hatte. Carl gratulierte seinem Bruder zum Geburtstage und zu dessen schöner Feier auf dem Felde der Ehre. Beiden mag das Herz voll Freude gewesen sein. Endlich war ein Erfolg gegen Napoleon errungen, und beide Brüder hatten dabei mitwirken dürfen. Das von seinem Bruder Carl vorhergesagte Geburtstagsgeschenk, das damals noch sparsam vergebene Eisernes Kreuz, ließ als Lohn für diese Waffenthat auch nicht lange auf sich warten.

Nach dem Gefechte bei Haynau wurde Heinrich v. Wedell mit seiner Kavallerie dazu bestimmt, Napoleon über den Rückzug der Verbündeten nach Reichenbach zu täuschen und ihn auf die Straße nach Breslau zu locken.

Er hat dann mit der sonstigen Gardekavallerie den Feldzug der Böhmisches Armee mitgemacht. In wie weit er bei den Schlachten von Dresden und Kulm ins Feuer gekommen ist, wird nicht mitgeteilt. Nachdem er an der Schlacht bei Leipzig teilgenommen hatte, erhielt er mit den Gardekosaken den Auftrag zur selbstständigen Verfolgung des fliehenden Feindes. Zu seinem Korps zurückgekehrt, war er überall dabei, wo in den weiteren Feldzügen die Gardekavallerie in Schlachten und Gefechte eingriff. Er zog zweimal mit in Paris ein, das letzte Mal als Major (mit Patent vom 7. Januar 1815). Neben dem Eisernen Kreuze erhielt er damals den russischen St. Wladimir-Orden 4. Klasse und den St. Annen-Orden 2. Klasse. Den Aufenthalt in Frankreich benutzte er besonders, die ehemaligen Schillschen Soldaten, welche zerstreut in den französischen Kertern schmachteten, zu befreien. Er zog 1815 an der Spitze seines Regiments in Soissons ein, in dem er so viele schwere Tage verlebt hatte, und belohnte seinen früheren milden Kerkermeister reichlich.

Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde Heinrich v. Wedell am 5. August 1815 als etatsmäßiger Stabsoffizier vom Garde-Ulanenregiment, dem die Gardekosakeneskadron einverleibt war, zu dem 7. Ulanen-Regiment versetzt. Er verheiratete sich 1825 mit der Gräfin Charlotte Büdler aus dem Hause Schedlau in Schlesien. 1827 wurde er beim großen Avancement zum Oberstleutnant und bald darauf zum Oberst befördert. Er erhielt 1829 das 5. Ulanenregiment in Düsseldorf. Hier besuchte ihn der spätere Kaiser Wilhelm, der ihm sehr zugetan war, wiederholt. 1832 stürzte er im Manöver bei Breslau und verletzte sein Knie. 1835 wohnte er der Revue bei Liegnitz¹⁾ und bei Kalisch bei. In Schlesien besuchte er seinen Bruder Carl in Ludwigsdorf. 1837 wurde er zum Kommandeur der 10. Kavallerie-

¹⁾ Er wird in dem Verzeichnisse der Wohnungen der damals in Liegnitz versammelten Fürstlichkeiten und ihrer Gefolge eben so wie v. Hellwig mit aufgeführt. Siehe Heft 1 unserer Mitteilungen S. 110 und 111.

Brigade in Posen, 1838 zum Generalmajor, 1844 zum Kommandeur der 4. Division in Stargard, 1845 zum Generalleutnant befördert. In Stargard hatte er mit alten Waffengefährten und Freunden einen besonders angenehmen Verkehr, so mit seinem Schwager, dem Grafen Pückler, und den Generalen v. Hirschfeldt, v. Wiersbitzky und drei Brüdern v. Sohr. In der Umgegend waren zahlreiche Namensvettern anständig. 1846 wurde er mit seiner Division nach Bromberg versetzt, und seiner Energie war es vor allem zu danken, daß 1848 der polnische Aufstand in Posen schnell niedergeschlagen wurde. Er hielt die Gegend von Breschen von Insurgenten frei, hinderte sie am Übertritt auf russisches Gebiet und sprengte ihre Scharen auseinander.



Heinrich v. Wedell in höherem Lebensalter.

Bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum im Jahre 1846 erhielt er den Roten Adler-Orden I. Klasse mit Eichenlaub und Stern. Als Abgeordneter von Bromberg trat er in die erste Kammer ein und wirkte dort in konservativem Sinne, bis 1852 sein Mandat erlosch und ihn der König zum Generaladjutanten und Gouverneur von Luxemburg ernannte. Es war das eine hohe Auszeichnung, da bisher nur Prinzen aus fürstlichen Häusern die Stelle innegehabt hatten. Von hier ging er vielfach als militärischer Abgesandter nach Paris, Brüssel und dem Haag und begleitete Napoleon III. in das Lager von Boulogne. Dabei wurden ihm die üblichen Ordensdekorationen zuteil. Napoleon III. schenkte ihm ein Paar wertvolle Pistolen, gab ihm aber nicht das Kreuz der Ehrenlegion, was vielfach fälschlich behauptet ist. Er wurde 1855 zum General der Kavallerie ernannt. Als er 1856 sein 60jähriges Dienstjubiläum feierte, bereiteten ihm auch die Einwohner von Luxemburg große Ovationen. Eine Luxemburger Zeitung schrieb damals: „Unser Militär-Gouverneur hat seine hohe Stellung nicht benutzt, um sich gefürchtet zu machen. Er hat es vorgezogen, sich geachtet zu machen. Große und Kleine, Reiche

und Arme, alle lieben und verehren ihn.“ — 1858 erhielt v. Wedell vom König den Schwarzen Adlerorden.

Am 1. Juli 1860 wurde er zur Disposition gestellt. Er zog darauf, wie viele pensionierte Offiziere, nach Schlessien, vermutlich, weil es unter den alten preussischen Provinzen am meisten durch Naturschönheiten ausgezeichnet war. Er nahm seinen Wohnsitz in Liegnitz, welches in jener Zeit noch eine schöne, nicht durch intensive Kultur ihrer natürlichen Reize beraubte Umgebung hatte. Er wurde Mitglied der Ressource. Männlich schön und trotz seines Alters frisch und ehrfurchtgebietend, ist er hier eine bekannte Persönlichkeit gewesen.

Am 26. September 1860 verlor er seine Frau, mit der er in glücklichster Ehe gelebt hatte. Da ihnen Kinder versagt blieben, hatten sie Marie Wettstein, eine Tochter des Rittmeisters Wettstein und seiner Frau, einer geb. Freiin v. Hoverbeck-Schoenaich, adoptiert. Die Adoptivtochter verheiratete sich mit Carl v. Nazmer, welcher am 28. Juni 1866 bei Skalkitz fiel. Heinrichs Bruder Carl v. Wedell war 1858 und beider einzige Schwester Emilie schon 1840 gestorben.

Als Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861 von seinen Leiden erlöst wurde, ließ Heinrich v. Wedell es sich nicht nehmen, seinem Sarge zu folgen. Dabei zog er sich eine schwere Erkältung zu, die einen tödtlichen Ausgang nahm. Im Liegnitzer Stadtblatt vom 25. Januar 1861 war zu lesen:

Am 22. Januar 1861 verschied sanft infolge von Lungenlähmung der General der Kavallerie und Generaladjutant Leopold Heinrich v. Wedell.

Das zeigen an

Marie v. Wedell.

Carl v. Nazmer, Premierlieutenant im Brandenburgischen Füsilier-Regiment (Nr. 35).

Die Leiche wurde von Berlin nach Liegnitz gebracht und hier beigelegt. Das genannte Blatt gibt eine eingehende Schilderung der Leichenseier.

Daß Heinrich v. Wedell ein tüchtiger Offizier war, ergibt sich aus seinem Avancement bis zum General der Kavallerie. Wie hoch er vom Kaiser Wilhelm I. geehrt wurde, erhellt auch daraus, daß dieser der vorgenannten Adoptivtochter Fr. v. Nazmer 1867 in deren Wohnung am Friedrichsplatz Nr. 2 zu Liegnitz einen Besuch machte.

Was ihn aber aus der Reihe seiner Standesgenossen heraushebt und für weitere Kreise interessant macht, ist das von ihm

gegen Napoleon I. versuchte Attentat, seine Teilnahme an dem Schill'schen Zuge und sein Märtyrertum nach der Gefangennahme bei Dodendorf.

Bei der Beurteilung des Attentats-Versuches muß man sich in die schlimme Zeit der französischen Revolution und der Napoleonischen Schreckensherrschaft versetzen. Wenn Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen schreibt: „Harmodius und Aristogiton sowohl wie Brutus waren für mein kindliches Rechtsgefühl Verbrecher und Tell ein Rebelle und Mörder,“ so zeigt Schillers Tell, daß am Ende des 18. Jahrhunderts über das Recht der Selbsthülfe gegenüber einem Tyrannen, der bewußt das Recht mit Füßen tritt, auch den Besten der deutschen Nation andere Meinungen geläufig waren. Bezeichnend ist, daß Wedell vor dem Attentatsversuche fortgesetzt Schillers Tell citierte. Man darf auch nicht vergessen, daß Napoleon die Erbschaft der französischen Königsmörder angetreten und sich nicht entblödet hatte, den Buchhändler Palm und den Herzog von Enghien, einen friedlich in Deutschland lebenden Bourbonen, ohne jeden Rechtsgrund erschießen zu lassen. Angesichts dieser und anderer Gewalttaten Napoleons ist es zu verstehen, daß der Mord des Tyrannen und Menschen schlächters dem ebenso energischen wie patriotischen Wedell als eine rettende Tat erschien. Später hat er, auch nachdem er am eigenen Leibe schwer genug die Brutalität Napoleons verspürt hatte, doch Gott gedankt, daß sein Anschlag gegen dessen Leben fehlgeschlagen ist.

Der Aufstandsversuch der Schill'schen Schar ist nicht nur vom Feinde, sondern auch von weiten Kreisen der eigenen Landsleute verurteilt worden. Nachträglich ist gegenüber dem Mißerfolge des tollkühnen Unternehmens eine absprechende Kritik leicht auszusprechen und zu begründen. Wie aber wenn der Ausgang des Unternehmens ein anderer gewesen wäre? Es stützte sich auf die Hoffnung, daß die Streicher gegen Napoleon Erfolge erzielen würden. Wäre das auch nur zeitweise geschehen, so hätte Schill sicher eine ganz andere Unterstützung bei der Bevölkerung des Königreichs Westfalen gefunden. Man hat das hinterher bestritten und gemeint, die Niedersachsen und Friesen hätten bei ihrer Bedächtigkeit keine Veranlagung zu einem Aufstande. Hat aber nicht gerade Hermann der Cherusker die römischen Legionen des Varus überfallen und vernichtet? Haben sich nicht die Holländer und Schleswig-Holsteiner in einem Volksaufstande der fremden Bedrücker erwehrt? —

Für die Lage vor dem Mißerfolge der Streicher ist das nach dem Gefechte bei Dodendorf von Schill ausgefangene Schreiben des Kommandanten von Magdeburg charakteristisch, in dem es heißt: *Le téméraire Schill envahit nos pays. J'avais pris avec*

la plus grande partie de ma garnison une position forte pour mettre fin à ses progrès et pour observer le grand chemin de Magdebourg. Ses hussards ne se battant pas comme des soldats ordinaires mais comme des enragés, ayant rompu et sabré mes carrés, firent le reste prisonnier. Venez à mon secours le plutôt que possible.

Michaud.

Diese Depesche zeigt deutlich die Wirkung der Schill'schen Waffentat. Hätten die Östreicher nur zwei Wochen das Feld behauptet, so wäre vielleicht im ganzen nordwestlichen Deutschland der Aufstand gegen die Fremdherrschaft aufgelodert und hätte Preußen mit sich fortgerissen. — Wenn aber die Hoffnungen, welche Schill und die Seinen auf den Patriotismus der Deutschen setzten, trügerische waren, so gereicht ihnen das sicher nicht zur Schande. Setzten sie doch für sich alles auf das Spiel, indem sie bei andern den gleichen Heldennut und die gleiche Vaterlandsliebe erwarteten, die sie erfüllte.

Als nach dem Tode Schills der schwedische Rittmeister v. Tarsenow in Stralsund sich beim General Gratien bedankte, weil er Stralsund von dem „brigand Schill“ befreit habe, sprang Gratien auf und rief entrüstet: Schill ne fut pas brigand, il fut héros!

Das war die richtige Antwort eines ehrliebenden Feindes. Schill und die Seinen waren keine Briganten, sondern Helden. Und in dieser Heldenschar nimmt Heinrich v. Wedell einen der ersten Plätze ein, zumal ihn nicht, wie die anderen, der Vorwurf trifft, die militärische Disziplin durch Eröffnung des Krieges auf eigene Faust schwer verletzt zu haben. Der Tod, den die elf Schill'schen Offiziere in Wesel erlitten hatten, würde ihm, dem „Zwölften“, wie man ihn genannt hat, in der Not und in dem Schimpfe seiner Gefangenschaft sicher als glückbringender Befreier erschienen sein. Es war anders mit ihm beschlossen. Er sollte nach schwerem Märtyrertum wieder frei werden, die Befreiung des Vaterlandes mit erkämpfen und zu hohen militärischen Ehren emporsteigen.

Er hätte es wohl verdient, daß man sein Andenken in Liegnitz anders in Ehren gehalten hätte, als es geschehen ist. Wenn er seinen Platz im Grabe dem Destillateur Flögel hat räumen müssen und wenn sein Grabstein vernichtet ist, so könnte man sich ja mit dem Gedanken trösten, der den Schluß des Arndtschen Liedes von Schill bildet:

„Doch hat er gleich keinen Leichenstein, —
Sein Name wird nimmer vergessen sein.“

Aber Schills Grab ist jetzt mit einem würdigen Denkmal geschmückt, und, so meinen wir auch, es müßte für Liegnitz und für alle, die von Heinrich v. Wedell gelesen oder gehört haben, eine Ehrensache sein, nachdem sein Grab — wir wissen nicht durch wessen Verschulden — zerstört ist, die Erinnerung an diesen hervorragenden Patrioten in unserer Stadt durch einen würdigen Denkstein auch für die künftigen Geschlechter festzuhalten.



Die Kirchenbibliothek von St. Peter und Paul in Liegnitz.

Von Dr. Ferdinand Bahlow.

Nachrichten über eine wissenschaftliche Bibliothek mögen zunächst weniger allgemeines Interesse zu haben scheinen. Aber Bibliotheken sind Denkmäler der geistigen Kultur; in ihrer Gründung und Pflege oder in ihrer Vernachlässigung zeigt sich der Hoch- oder Tiefstand des Interesses für geistiges Leben. In der Geschichte einer Büchersammlung spiegeln sich die literarischen Wandlungen vergangener Zeiten ab und macht sich der Einfluß der Zeitereignisse bemerkbar; auch manche bedeutende Persönlichkeit tritt da vor unser Auge.

Über die Geschichte der Kirchenbibliothek von St. Peter und Paul in Liegnitz ist bisher noch keine zusammenfassende Darstellung weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden, auch nicht im 18. Jahrhundert, das zahlreiche Veröffentlichungen von historischen Nachrichten über Bibliotheken brachte. Unsere Bibliothek ist zwar wiederholt in gedruckten wie ungedruckten Schriften erwähnt worden; aber es sind entweder nur zerstreute oder doch unvollkommene Nachrichten. Sie zeigen immerhin, daß man nicht ohne Interesse an der Bibliothek gewesen ist und ihren Wert wohl gekannt hat.

Lucae erwähnt in seinen Denkwürdigkeiten von Ober- und Nieder-Schlesien (1689) S. 652 die Bibliothek mit einigen kurzen, nicht völlig zutreffenden Angaben über Alter, Aufstellung, Verwaltung und Vermehrung. Ausführlicher berichtet schon der Breslauer Arzt Dr. Joh. Chr. Kundmann,¹⁾ beginnend: „Liegnitz ist zwar nicht mit großen Bibliotheken versehen, doch befindet sich bey der Pfarrkirche zu St. Petri und Pauli ein ziemlicher Vorrath von guten Büchern . . .“. — Ehrhardt nennt in seiner „Kirchen- und Prediger-Geschichte der Stadt und des Fürstentums Liegnitz“,

¹⁾ Academiae et scholae Germaniae praecipue ducatus Silesiae cum Bibliothecis, in nummis. Breslau, 1741, S. 378–380.

S. 262, die Bibliothek eine alte Kirchenbibliothek, „die näher untersucht und beschrieben zu werden verdiente“. Vgl. auch S. 287. — Pfingsten¹⁾ berichtet auf S. 52—54 über die Bibliothek, doch mit mancherlei Irrthümern. — Auf Pfingsten beruhen die Angaben im Adreßbuch der Bibliotheken Deutschlands von Pechholdt (1875), S. 255. — Kraffert gibt in der Chronik von Liegnitz, II., 2, S. 7, 139 und 237, Nachricht von der Bibliothek, ohne indeß wesentlich Neues zu bringen. Schließlich behandelt H. Ziegler in seiner Geschichte der Peter-Paul-Kirche (1878) an verschiedenen Stellen die Bibliothek mehr oder weniger ausführlich, meist auf Grund der vorgenannten Literatur.

Auf die Anführung sonstiger zerstreuter Hinweise verzichte ich hier. Nicht unerwähnt bleiben sollen aber die ungedruckten Versuche, die Angaben über die Bibliothek in Kürze zusammenzufassen. Der erste dieser Versuche ist von dem auch sonst um die Bibliothek hochverdienten Bürgermeister Dr. iur. Joh. Friedrich († 1629) in seinem leider unvollendet gebliebenen Repertorium curiae Liegnicensis (1604)²⁾ gemacht worden. Einen kurzen Abriß der Geschichte der Bibliothek (auf 4 Folienseiten) hat ferner im Jahre 1824 der damalige Bibliothekar, Oberdiakonus Matthaei, seinem Katalog angefügt. Für die folgende Darstellung sind außer den genannten Nachrichten vor allem die Akten des hiesigen Stadt- und des Pfarrarchivs von St. Peter und Paul, sowie der Befund der Bibliothek selbst verwertet worden. Ich habe mich bemüht, möglichst alle vorhandenen Nachrichten zu ermitteln. Wenn dabei etwa doch noch diese oder jene Notiz übersehen sein sollte, so möge das mit der Schwierigkeit, sie aufzufinden, entschuldigt werden.

I.

Das Liegnitzer Bibliothekwesen im Mittelalter.

Schon vor der Reformation hat es bei der Peter-Paul-Kirche eine kleine Büchersammlung gegeben. Wir besitzen darüber freilich nur spärliche Notizen. In einer Urkunde werden um das Jahr 1340 unter den Proventus *Sti Petri* auch 26 Bücher aufgeführt.³⁾ Es sind aber nur solche, die für den unmittelbaren Kirchendienst notwendig waren, wie 2 *Matutinalia*, 2 *Passionalia*, 3 *Psalteria*, 2 *Gradualia*, 3 *Missalia*, 3 *Agendae*, 2 *Legendae* und ähnliche. Doch finden sich auch Spuren, die auf ein später weiter gehendes

1) Die Stadt Liegnitz mit ihren Umgebungen, in einer geschichtlichen Übersicht und Beschreibungen der Kirchen, Schulen, Bibliotheken, Kunstsammlungen usw. Liegnitz, 1845.

2) Stadtdarchiv, Akten Nr. 235, Bl. 132—135a.

3) Stadtdarch., Urk. 36 b. Den Hinweis hierauf verdanke ich Herrn Prof. Zumwinkel.

wissenschaftliches und Bildungsinteresse deuten. So steht in Hs 34 der heutigen Kirchenbibliothek auf dem vorderen Deckel der Vermerk: „pro dothe sancti petri in legnicz“. In einem Bericht des Rats an Herzog Heinrich im Jahre 1565 wird von der petropaulinischen Kirchenbibliothek gesagt, „das solche bucher zum teil zuvor vor alters alhir bey den pfarrkirchen gewesen“. ¹⁾ Zwei Jahre später heißt es in einem erneuerten Bericht, es seien „ermelte bucher zum teil jhe und alzeit von alters bißanher bey gemeiner Stadt gewesen“, d. h. bei der Stadtpfarrkirche. ²⁾ Für eine größere Sammlung wissenschaftlicher Bücher lag aber bei der Peterskirche kaum eine Veranlassung vor. Denn die Pfarrer von St. Peter standen häufig, wenn nicht meist in unmittelbarer Beziehung zu dem hiesigen Dom- oder Kollegiatstift zum hl. Grabe; sie waren in der Regel Domherren, oft auch Präpöste jenes Stifts. Wenigstens ist uns das für das 15. Jahrhundert bekannt: Sigismund Ahe († 1482) war Pfarrer und Propst, ebenso Andreas Beler († 1518), und Dr. Bartholomäus Ruerstorf (1519—1524?), der letzte katholische Pfarrer an St. Peter und Paul, war gleichfalls Propst des Domstifts zum hl. Grabe.

Die Klöster und Domstifte waren aber im Mittelalter meist Werkstätten der Gelehrsamkeit. So dürfen wir auch im Liegnitzer Domstift eine Bibliothek voraussetzen. In der Tat sind uns Nachrichten darüber bekannt. Zahlreiche Besitzvermerke in den Handschriften und Druckwerken unsrer Peter-Paul-Kirchenbibliothek, sowie ein paar urkundliche Nachrichten über Geschenke und Vermächtnisse beweisen, daß jene Stiftsbibliothek, durch die Hinterlassenschaft der absterbenden Kanoniker stets vergrößert, mit der Zeit ganz ansehnlich geworden war.

Schon in der Urkunde vom 3. Juni 1363, worin Bischof Preczlaus von Breslau die vom Herzog Wenzel gegründete Stiftung der Kollegiatkirche des hl. Grabes auf dem Dome zu Liegnitz bestätigt, wird auf Bücher Bezug genommen: „... quod omnia et singula donata . . . aut imposterum . . . largienda, sive sint et fuerint . . . in libris, vasis aureis et argenteis . . . in ius . . . transeat (!) ecclesiastice libertatis“. ³⁾ — Der Bischof von Meissen, Johann IV. (Johannes Hoffmann aus Schweidnitz) bedachte auf seinem Sterbebette am 5. April 1451 auch die Stiftskirchenbibliothek zu Liegnitz mit einem Bücherlegat: „Volo . . . item quod quaestiones magistri Nicolai Tunckelspoyl⁴⁾ reponantur ad locum publicum librariae in ecclesia Lignicensi“. ⁵⁾ — Angaben über Schenkungen von Büchern an die Bibliothek des Domstifts

¹⁾ Stadtarchiv, Akten Nr. 9, Bl. 394a.

²⁾ Ebenda, Nr. 12, Bl. 208a.

³⁾ Schirmacher, Urk.-Buch d. Stadt Liegnitz, S. 162.

⁴⁾ Nic. Dinfelsspühel war i. Z. ein berühmter Theologe in Wien.

⁵⁾ Vergl. Zeitschr. d. B. f. Gesch. u. Alt. Schlef. XVII, 189 ff.

finden sich auch in einzelnen Werken unsrer Bibliothek. Nicolaus Marboth, doctor decretorum, wratisl. canonicus necnon collegiate legnicens. ecclesiarum archidiaconus, schenkte das Epistolare des Hieronymus „pro communi libraria legnizens. ecclie“. Von ihm stammen auch noch andere Werke. — In Hs 26 steht der Vermerk: „Testatus est iste liber per dominum doctorem Johannem Swoffheim Ecclesiae Collegiatae in legnicz“. Dieser Joh. Swoffheim, artium magister, doctor decretorum, war Domherr zu Merseburg, Bauzen und Liegnitz, als Canonicus ecclesiae collegiatae sancti sepulcri dominici wird er urkundlich 1434 erwähnt.¹⁾ — Die Hss 7 und 33 schenkte Paulus Przedwong, Vikar der Liegnitzer Kollegiatkirche (urkundlich erwähnt bei Schirmacher S. 248, 254, 274). — In Hs 29 steht auf dem ersten Blatt: „Ex testamento olim Venerabilis et scientifici viri domini magistri Johannis Rucker Canonici Legnicii“. — Der Eigentumsvermerk der „Ecclesie Collegiate sacri sepulcri dominici Legniczn“ findet sich u. a. in Hs 10 und 32 („uff den thum eyn dy sakristie“). — Sonst sind als Bücher besitzende Kanoniker in Liegnitz noch bekannt Nicolaus Grenewicz, dem ein Missale (Hs 6) gehörte, Sigismund Ake, Dr. Bartholomäus Kuerstorf und Valentin Krautwald. Die beiden letzten reichen schon in die Reformationszeit hinein. Von ihnen wird darum später die Rede sein.

Ake scheint ein hervorragendes wissenschaftliches Interesse besessen zu haben. Er war, wie schon erwähnt, Pfarrer an S. Peter und Propst des Kollegiatstifts, 1466—1482 (nicht, wie Ziegler a. a. D. S. 14 meint, Propst der Peter-Paul-Kirche und des Klosters zum hl. Leichnam). Sein vollständiger Titel war: „Decretorum Licentiatus, Archidiaconus et canonicus majoris S. Joh. Vratislav. ac collegiatae Legnicens. Ecclesiarum Praepositus etc. Plebanus S. Petri in Legnicz.“²⁾ Von ihm wissen wir, daß er nicht bloß selbst im Besitze von Büchern war — seinen Eigentumsvermerk tragen u. a. die Hss 25, 35, 48 unserer Bibliothek —, sondern daß er auch um die Bibliothek Sorge trug. „Libraria fit sibi cordi,“ stand auf einer alten Inschrift im früheren Pfarrhaus von St. Peter und Paul.³⁾ Es fragt sich nur, welche Libraria gemeint ist. Wenn jene Inschrift sich auf das Pfarrhaus oder den Pfarrhof von St. Peter bezog, so würden die Worte: „L. fit sibi cordi“ das Vorhandensein einer „Bibliothek“ bei St. Peter und Paul vor der Reformation bestätigen. Vielleicht ist die Inschrift aber erst später von anderswoher in das Pfarrhaus überführt worden; ob aus dem Benediktinerinnenkloster zum hl. Leichnam, wie Ziegler meint, ist zweifelhaft.

¹⁾ Schirmacher S. 381. Über ihn und die andern Swoffheim vgl. Zeitschr. d. V. f. Gesch. u. Alt. Schl. XVII, 220.

²⁾ Ehrhardt S. 263.

³⁾ Ebenda S. 262, Anm. c. — Ziegler a. a. D., S. 174.

Außer dem Domstift besaß auch das Karthäuserkloster eine stattliche Bibliothek. Dem Mönchsorden der Karthäuser war ja von seinem Stifter, Bruno von Köln, das Bücherabschreiben zur ausdrücklichen Aufgabe gemacht worden. Die Liegnitzer Karthäuser scheinen sich diesem Geschäft auch fleißig gewidmet zu haben. Wir wissen davon freilich nur aus den Eintragungen in den Handschriften unserer Bibliothek. Zwanzig von ihnen gehörten nachweisbar den Karthäusern, wahrscheinlich aber noch mehr. Als Schreiber werden die Mönche Andreas Eychholtz de Goltbergk (Hs 19), Jacobus (Hs 30) und Bernhard (Hs 12, 23, 43) genannt. — Auch von Bücherschenkungen an das Kloster wird uns berichtet: Nic. Grasse, altarista eccl. Sti Petri, schenkte die Hs 9 sowie mehrere Drucke; der schon genannte Domherr Joh. Swoffheim die Hs 57; Ambrosius Jenkwicz, Canonicus Ecclesiarum Wratisl. et Breg., vermachte dem Kloster die Hs 22; Bischof Johann IV v. Breslau stiftete Thomas v. Aquino, Super IV Evangelistas. Norimb.: Coburger. 1476. — Das sind einige Beispiele. Sie zeigen, daß das Interesse nicht bloß für die Liegnitzer Stiftskirchen-, sondern auch für die Karthäuserbibliothek über die Grenzen von Liegnitz hinaus ging.

Endlich haben wir noch eine Spur, die darauf deutet, daß auch das Dominikanerkloster zum hl. Kreuz vielleicht eine Büchersammlung besessen hat. Herzog Ludwig I. von Brieg vermachte in seinem Testament (von 1360?) den Dominikanern in Liegnitz ein Buch über die hl. Hedwig: „Item librum de vita ste Hedwigis damus ad predicatores in Legnicz.“¹⁾ Es ist dies wahrscheinlich die Hs 53 unserer Bibliothek.²⁾

II.

Gründung und Sicherstellung der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek im 16. Jahrh.

Mit der Einführung der Reformation hatte die Stunde der Klöster und Stifte geschlagen. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt und traten nun von dem Schauplatz der Geschichte ab. Die Klöster in Liegnitz wurden meist von ihren Bewohnern verlassen und daher von Herzog Friedrich II. eingezogen. Anders stand es mit dem Kollegiatstift. Noch 1523 berief der Herzog einen neuen Lektor an das Stift; es war Valentin Krautwald, einer der ersten Humanisten Ostdeutschlands. Er war bereits ein Anhänger der Wittenberger Bewegung, als er in Liegnitz eintraf. Hier soll er

¹⁾ Schirmacher, S. 151.

²⁾ Vgl. Gemoll, Die Handschriften der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek zu Liegnitz. Gymn.-Prog. Liegnitz. 1900. S. 52.

auch bald die meisten Domherren für die evangelische Lehre gewonnen haben. An eine Aufhebung des Stifts dachte damals Herzog Friedrich wohl noch nicht. Wahrscheinlich erlah er einige Jahre später, als er durch Gründung einer Universität Liegnitz zu einer besondern Pflögstätte von Bildung und Wissenschaft zu machen strebte, gerade das Kollegiatstift zur Akademie aus. Die Hochschule ging aber, nachdem sie ein paar Jahre in bescheidenem Umfange bestanden hatte, wieder ein, hauptsächlich wegen Geldmangels am herzoglichen Hofe.¹⁾ Krassert meint: „Es läßt sich mit Gewißheit voraussetzen, daß der hochherzige Fürst zum Zwecke seiner neuen Stiftung eine bedeutende Bibliothek anschaffte, und es sind die vielfachen Incunabeln in der Peter-Paul-Kirche die beredtesten Zeugen dafür.“²⁾ Hier irrt Krassert. Daß die Beschaffung einer solchen Bibliothek der Wunsch des Herzogs gewesen ist, läßt sich glauben; denn zu einer Universität gehörte auch eine Bibliothek. Aber bei dem Mangel an Geld hat Friedrich schwerlich eine nennenswerte Zahl von Büchern angeschafft. Das war zunächst auch garnicht nötig; denn im Domstift und in den Klöstern fand sich eine ansehnliche Sammlung vor, die für den Anfang ausreichen konnte.

Nach dem Scheitern des Planes einer Universität blieb das Domkapitel als solches bestehen, so lange noch Domherren da waren. Bis 1545 lebten ihrer noch drei: Valentin Krautwald als Großschaffer († 5. September 1545), Paul Lehmann als Kleinschaffer († 24. August 1545) und Dr. Bartholomäus Ruerstorf, der letzte Propst des Stifts, zugleich Kanonikus in Breslau und Dechant in Brieg († 17. Dezember 1547). Nach Krautwalds und Lehmanns Tode wurde das Domstift aufgehoben; seine Güter (mit Ausnahme der einen geistlichen Stelle Ruerstorfs) wurden eingezogen und zum Teil für andere kirchliche Zwecke verwandt.³⁾

Was sollte nun mit der durch die Büchersammlungen der Klöster vermehrten Stiftsbibliothek geschehen? Daß Herzog Friedrich II. darauf bedacht war, ihren Fortbestand zu sichern, kann von einem Fürsten, der für Bildung und Wissenschaft so hervorragendes Interesse gezeigt hatte, nicht anders erwartet werden. Er hätte nun freilich aus den Beständen der Stiftsbibliothek eine fürstliche Bibliothek gründen können. Es lag ihm jedoch daran, sie der Kirche zu erhalten. Die evangelische Kirche bedurfte ja zu ihrem eigenen Bestand der Pflege der Wissenschaft durchaus. In dieser Erkenntnis hatte auch Luther den Ratsherren aller Städte deutschen Landes geraten: „Am letzten ist auch wohl zu bedenken, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Librarian oder Bücher-

1) Koffmane, Eine schles. Univ. in der Reformationszeit. (Korrespondenzbl. d. B. f. Geschichte d. ev. K. Schles., II, 34—38.)

2) Chronik von Liegnitz II, 1. S. 169.

3) Vgl. die Urkunde vom 24. August 1547 bei Krassert II, 1. S. 516 f.

häuser . . . zu verschaffen“. Nun hatte der Herzog bereits 1535 dem Rat das Aufsichtsrecht über die Kirchen, Pfarrhöfe, Schulen und Hospitäler der Stadt übertragen. Es lag nahe, daß er jetzt dies Verwaltungsrecht auch auf die Bibliothek ausdehnte. In der Tat verordnete der Herzog, wie aus einem Bericht des Rats vom Jahre 1565 hervorgeht, daß dieser „eine stadliche librei dem gantzen fürstenthumb zu gutt“ errichte, und überwies zu diesem Zwecke die Bücher „aus den clostern“ wie auch die, „welche Herrn Balten Krautwaldes gewesen“. Zugleich stiftete Dr. Ruerstorf ein Legat von 200 schles. Talern, „damit solche librei auffgericht, auch jerlich allerhandt neue bucher daren gefaufft, dieselbige zu bessern, damit geleerte leutt aus allen faculteten dahin im fahl der notturfft ein zuflucht haben, dasjenige was einem jeden zu seinem vorhaben dienstlich, daraus suchen und studien mache“.¹) Aus Berichten des Rates an Herzog Georg von Liegnitz und Brieg in den Jahren 1552 und 1555 geht hervor, daß Ruerstorf sein Legat besonders zur Anschaffung von „buchern Lutheri“ bestimmt hat.²) Der Herzog wie auch Ruerstorf dachten also an eine allgemeine wissenschaftliche Bibliothek. Sie sahen es aber wohl als selbstverständlich an, daß diese Bibliothek mit der Kirche verbunden sein sollte; stammte doch die Sammlung aus kirchlichem Besitz. Der Rat hat des Herzogs Befehl auch nie anders verstanden.

Die wirkliche Errichtung der neuen Bibliothek erlebte Friedrich II. jedoch nicht mehr. Am 17. September 1547 starb er, aufrichtig und tief von seinen Untertanen betrauert. Nun kamen schlimme Zeiten für Liegnitz. Von Friedrichs ältestem Sohne, Friedrich III., der ihm in der Liegnitzer Regierung folgte, war nicht viel Gutes zu erwarten. Er hatte schon seinem Vater Kummer gemacht und begann nun eine Willkürherrschaft schlimmster Art, so daß er einer der „übelberufensten des Pfaffenhauses“ wurde. Auch die Bibliothek blieb von der Gewaltherrschaft dieses Fürsten nicht unberührt. Zunächst war ihre Errichtung überhaupt unsicher geworden. Der Rat brachte daher, als er im Frühjahr 1548 den neuen Fürsten um Bestätigung der Privilegien und um Genehmigung verschiedener anderer Angelegenheiten bat, auch die Sache der Bibliothek vor. In dem Abschied, den der Liegnitzer Stadtschreiber Nitius erhielt, d. d. Warmbrunn, Sonntag Quasimodogeniti (8. April) 1548, heißt es: „So viell der Bibliothecen, so die Stadt Legenitz mit Ihrer f. g. gnedigem willen und zutadt aufzurichten bedocht, antrieft, nehmen S. f. g. des Rats zur Legenitz christlichs und loblichs vorhaben zu sondern gnaden an und wollen zu ihrer

¹) Stadtarchiv. Akten Nr. 9, Bl. 394a.

²) Stadtarch. Akt. Nr. 5, Bl. 101a u. 6, Bl. 210a.

glückselhigen ankunft legen Legniß sich dieser handlung halben auff eines Rats ferner ansuchen gnediglich wissen zuertzaigen.⁽¹⁾

Doch der Herzog zog nach seiner „glückseligen Ankunft“ die Antwort auf die vorgebrachten Artikel, auch wegen „der bibliothecen bestellung“ hin. So mußte der Rat auf dem Landtag zu Goldberg (23. April 1548) alle diese Dinge nochmals vorbringen. Dabei fragte er zugleich wegen des Standortes an, ob „die bibliotheca in S. peterskirchen uffm chor angefelt solle werden.“⁽²⁾ Am Sonnabend nach Graudi (19. Mai) 1548 erfolgte endlich die Antwort: „Die bibliothecen solde uff S. peters thur angericht werden, dortzu Ihre f. g. des tags verschafft des probsts bucher einzufhuren, die andern auß dem gestieft solden auch folgen.“⁽³⁾ Mit dem Propst ist Barth. Ruerstorf gemeint. Wir erfahren hier also, daß auch er eine Anzahl Bücher besessen hat. Ihre Überweisung an die neugegründete Peter-Paul-Kirchenbibliothek wird deshalb besonders erwähnt, weil Ruerstorf erst wenige Monate vorher gestorben war und seine hinterlassenen Bücher nicht mehr ausdrücklich der Stiftsbibliothek einverleibt worden waren.

Damit war nun die Gründung der neuen Bibliothek gesichert. Ihr Grundstock bestand also aus den Sammlungen, die bei der Pfarrkirche „von alters her“, im Domstift einschließlich der Bibliotheken Krautwalds und Ruerstorfs, sowie in den Klöstern, besonders im Karthäuserkloster, gewesen waren. Krautwalds wertvolle Sammlung wäre jedoch zum großen Teil beinahe verloren gegangen; denn bevor die Überführung in die Peter-Paul-Kirche stattfinden konnte, wurden „durch eynen jungen gesellen von Briegk etlich und 70 bucher auß der libereien zu S. Johans von Balten Krautwalds buchern entwandt“. Der Stadtschreiber, Val. Nitius, aber, der ihm nachgesandt wurde, konnte den Dieb dem Gericht des Herzogs Georg von Brieg übergeben und die Bücher am „Dinstage nach Chiliani“ (10. Juli) 1548 wieder zurückbringen.⁽⁴⁾

Diese Notiz ist noch insofern interessant, als sie uns sagt einerseits, wo die Bücher bis dahin aufbewahrt worden waren, und andererseits, daß die Überführung an den neuen Standort Anfang Juli noch nicht stattgefunden hatte. Dies ist verständlich; denn es mußten bei St. Peter-Paul erst die nötigen Vorkehrungen getroffen werden. Der Rat hatte zwar damit nicht gezögert. Bereits am Mittwoch nach Pfingsten (23. Mai) hatte er beschlossen, daß „die pulpit ehstem tag fertigt gemacht werden, mit vorwissen des pfarhers.“⁽⁵⁾ Aber es mußten auch noch eiserne Stangen und

1) Stadtarch. Akten Nr. 4, Bl. 170f.

2) Ebenda, Bl. 180.

3) Ebenda, Bl. 185 a.

4) Ebenda, Bl. 198 b.

5) Ebenda, B. 186 a.

Ketten angefertigt werden, an die man wertvolle Bücher damals anzuschließen pflegte, um sie vor Verlust zu bewahren.

Der für die Bibliothek gewählte Standort, das große Chor über der Sakristei, hatte bis dahin der Kantorei gedient. Diese wurde nun auf das Orgelchor verlegt. Lange aber blieb die Bibliothek nicht an ihrer Stelle. Das Orgelchor erwies sich für die Chorknaben als ungeeignet. Auf Bitte des Schulmeisters wurde 1555 dem Sängerkhor wieder die frühere Stelle eingeräumt; die Bücher wurden in die Sakristei gebracht.¹⁾

Wie schon oben bemerkt wurde, blieb auch die Bibliothek von der Willkürherrschaft Herzog Friedrichs III. nicht verschont. Dieser war zwar wegen seiner Mißregierung bereits 1551 auf Befehl des Kaisers abgesetzt worden, fand aber wieder Gnade und erhielt 1557 seine Herrschaft zurück. Die freie Verfügung über Stadt und Schloß Liegnitz wurde ihm jedoch vorenthalten; über beide erhielt der Hauptmann von Gersdorf die Aufsicht. Das hinderte jedoch Friedrich nicht, zu befehlen, daß die neue fürstliche Bühne in der Niederkirche geschlossen würde, damit der Hauptmann sie nicht benutzen könnte.²⁾ Der Rat führte aber „aus sonderem bedenken“ den Befehl nicht aus. Da erging an ihn am 30. August 1558 ein neuer Befehl, die Bühne nicht allein zu schließen, sondern auch niederzureißen. Diese Gefahr suchte der Pfarrer der Niederkirche, Superintendent Mag. Georg Seiler, von der Bühne abzuwenden. Noch am selben Tage begab er sich nach Haynau, wo der Herzog Hof hielt. Das Ergebnis der Unterredung war merkwürdig genug. Es kam in einem herzoglichen Schreiben zum Ausdruck, das noch am 30. August von Haynau aus an den Rat erging und worin der Herzog anordnete, die Bibliothek in zwei Hälften zu teilen, die eine der Oberkirche zu lassen, die andere aber in das Gestühl der Herzogin, d. i. jene Fürstenbühne in der Niederkirche, zu schaffen und dort wohlverschlossen zu halten.³⁾

Diese Maßnahme scheint Seilers Verdienst gewesen zu sein. Er erreichte damit die Erhaltung der Bühne, und der Herzog hatte einen scheinbaren Grund⁴⁾, sie schließen zu können. Seiler erhielt zugleich den Auftrag, mit Hilfe des gelehrten Goldberger Rektors Mag. Martin Thabor⁵⁾ die Teilung der Bibliothek durchzuführen. Da aber der Rat wie der Pfarrer von St. Peter und Paul, Mag. Dietherich, Einspruch erhoben, so begab sich Thabor am 1. September unverrichteter Sache wieder nach Goldberg

1) Ebenda, Nr. 9, Bl. 394 a.

2) Kraffert II, 2. S. 36.

3) Stadtarchiv. Akten Nr. 287.

4) Ebenda Nr. 8, Bl. 133 a.

5) Vgl. über ihn Ehrhardt, S. 467 ff.

zurück.¹⁾ Am späten Abend des folgenden Tages sandte der Herzog seinen Prädikanten mit gemessenem Befehl an den Rat. Dieser glaubte nun nicht länger zögern zu dürfen und ließ am nächsten Morgen (3. September) die halbe Bibliothek in die Niederkirche überführen. Der Prädikant aber versiegelte die Fürstentbüchne sogleich mit dem fürstlichen Pestschaft.²⁾ Nicht richtig ist also Krafferts Angabe,³⁾ daß die Zersplitterung der Bibliothek durch die Bemühung des Rats und des Pfarrers von St. Peter und Paul glücklich abgewandt worden sei.

Einen noch größeren Gewaltstreich verübte Friedrichs Sohn, Heinrich XI., der seit 1559 Herzog war, gegen die Bibliothek. Krenzheim, seit 1560 Hosprediger des Herzogs, sagt,⁴⁾ Heinrich sei „eine publicam Bibliothecam aufzurichten gnädiges Vorhabens“ gewesen. Hierzu ersah er sich die Kirchenbibliothek aus. Die Akten berichten darüber: Im Jahre 1565 „die mitwoch nach Ostern den 25. aprilis nachmittage ist f. g. Herzog Heinrich unvorsehens in Sanct Peters pfarkirchen kommen, in Sacristi gewolt, zu Hans Daerffern dem kirchvater geschickt, das er auffschliessen solte; weil aber derselbig im garten gewesen, hat sein f. g. baldt nach einem schlosser geschickt, auffbrechen lassen, hinein gangen, alles besichtigt, darnach wider sich gegen hoff verfuget, einige renwagen mit zwien pferden hinunter geschickt und alle die bucher, so darin gewesen und zur liberen geherig, hin auff teggen hoff furen lassen diesen und des andern tages sampt den kisten, darin sie gewesen, zum teil auch bloß, bey acht fudern, daroben aus den kisten genohmen und in die groÿe hoffstuben legen lassen, haben die schencken, koche und ander gesind die abgetragen und greulich zuworffen. Ist nuhr herr Leonhard Crenz,⁵⁾ hoffprediger, in der hoffstuben dabey gewesen, welcher herr Georg Laiske⁶⁾ und dem stadtschreiber, da sie ungefehr hinein kommen, nichts gesagt, dan der herzog het im befohlen die bucher zubesichtigen; solchs ist gescheen alles an vorwissen des burgermaisters und Raths so wol der pfarhern.“⁷⁾

Acht Tage darauf richtete der Rat eine „demütige Bitte“ an den Herzog. Er berichtete über Entstehung und bisherige Verwaltung der Bibliothek und bat, die Bücher wieder „unverrückt und unbeschädigt“ zurückzustellen, weil der Rat sonst bei „dem gemeinen man“ wie bei fremden Leuten in Verdacht käme, den Verlust der Bücherei verschuldet zu haben. Gleichzeitig versprach der Rat, die Bücher sobald als möglich an „einen bequemen Ort“,

1) Stadtarchiv. Akten Nr. 8, Bl. 133a.

2) Ebenda Bl. 134b.

3) Chronik II, 2. S. 36.

4) Stadtarch. Akten Nr. 253.

5) Krenzheim.

6) Georg Laiske war 1557 Schöppe.

7) Stadtarch.: Akten Nr. 9, Bl. 393a.

der auch dem Herzog gefallen würde, und in rechte Ordnung bringen zu lassen, die überflüssigen oder unbrauchbaren zu verkaufen und den Erlös neben den Zinsen des Ruerstorffschen Legats zur Vermehrung der Sammlung jährlich zu verwenden.¹⁾

Der Herzog beachtete den Einspruch des Rats aber nicht, sondern ließ die Bücher aus dem Schloß in die Sakristei der St. Johanniskirche bringen und beauftragte den Silberkämmerer, Junfer Albrecht, mit der Verwahrung. Nach Krenzheims Bericht wurden auch die Bücher aus der Niederkirche, die wahrscheinlich schon einige Jahre früher — bald nach Heinrichs Regierungsantritt — ins Schloß gebracht worden waren, nun wieder mit denen aus der Oberkirche vereinigt. Eine erneute Bitte des Rats am 23. August 1567 um Rückgabe der Bücher ließ der Herzog auch unberücksichtigt.²⁾

Als Krenzheim 1572 Pfarrer an St. Peter und Paul geworden war, scheint sich der Rat an ihn gewandt zu haben, seinen bedeutenden Einfluß bei Hofe dahin geltend zu machen, daß die Bibliothek wieder zurückgegeben werde. Krenzheim tat dies auch, wie er selbst berichtet,³⁾ und zwar mit Erfolg. Die Bücher wurden zurückgegeben, aber — wie der spätere Bürgermeister Friedrich in seinem Repertorium⁴⁾ sagt — nicht ohne bedeutenden Verlust. Aus acht Judern sollen kaum zwei geworden sein. Woher Friedrich diese Nachricht hat, habe ich nicht ermitteln können. Sie erscheint zunächst ungläublich, zumal man annehmen darf, daß damals auch die früher in die Niederkirche entführte Hälfte wieder mit zurückgekommen ist. Mag nun die Nachricht von dem Verlust auch stark übertrieben sein, etwas Wahres scheint doch daran zu sein. Wenigstens läßt eine Bemerkung Krenzheims in dem genannten Briefe darauf schließen.

Als nämlich Krenzheim durch die Intriguen seiner Gegner des Amtes entsetzt worden war, wurde er auch beschuldigt, dem Herzog Heinrich „aus der Carthausen ettliche vil bücher“ entwendet und unter seine eigenen gemengt zu haben. Krenzheim weist in dem Briefe vom 1. August 1593 diesen Vorwurf mit Entrüstung zurück. Dabei berichtet er zugleich von jenem Gewalttakte des Herzogs, wie auch von der Rückgabe der Bücher. Er selbst habe dazu beigetragen, daß „sie an iren gebürlichen ort, ohne verkleinerung, so vil an meiner person gelegen, widerumb eingestelt würden“. Die von mir gesperrten Worte scheinen doch wohl darauf zu deuten, daß tatsächlich eine Verkleinerung stattgefunden hat. Einige Bücher sind wirklich in Krenzheims Besitz

¹⁾ Ebenda, Bl. 393 b u. 394 a.

²⁾ Ebenda, Nr. 12, Bl. 208 a.

³⁾ In einem Briefe vom 1. August 1593. Akten Nr. 253.

⁴⁾ S. 132 b.

übergegangen, und zwar durch Geschenk des Herzogs. Krenzheim sagt das mit den Worten: „Sonderlich aber haben J. F. G. herzog Heinrich, mein gnediger fürst und herr, mir das Corpus iuris canonici gar alter edition, welcher in die funff und mehr mal vorhanden, daraus ich das geringste, wie zusehen, gewehlet, item Bonaventuram, magistrum Sententiarum und etliche andere gar alte postillen etc., welche zu zwey, auch dreymalen vorhanden waren, aus genaden geschendet. Dabei es auch ein Erbar Rath, als sie durch meinen getreuen vleiß die bücher wider in ire gewalt bekommen, ganz günstig haben verbleiben lassen“. — Vielleicht hat der Herzog auch noch an andere Personen dies oder jenes Buch verschenkt. Aber wo ist die große Mehrzahl der nicht zurückgegebenen Bücher geblieben? Vermuthlich in der Johanniskirche. Sollten sie etwa den Grundstock der späteren, von Herzog Georg Rudolf gegründeten Bibliothek bei der fürstlichen Stiftskirche St. Johannis gebildet haben? Eine nähere Untersuchung dieser Frage würde möglicherweise ergeben, ob jene Nachricht von dem großen Verlust begründet ist.

Der Zeitpunkt der Rückgabe der zwei Fuder läßt sich nur ungefähr bestimmen. Friedrich berichtet, daß für die zurückgenommenen Bücher wieder das Chor über der Sakristei, jetzt aber nur zur Hälfte, eingerichtet und verschlagen worden sei, und zwar sei das geschehen „ungefährlich für acht oder neun und zwanzig Jahren“. Von 1604 zurückgerechnet, würde es etwa das Jahr 1575 ergeben. Die Bibliothek wäre dann also gegen 10 Jahre bei St. Johannis gewesen. Diese Angabe wird gestützt durch das Verzeichniß der Bücher, das nach ihrer Rückgabe im Auftrage des Rats von Krenzheim, wie er selbst berichtet, angefertigt wurde. Es ist noch erhalten¹⁾ und besteht aus 15 Blatt Schmalsfolio, wovon die beiden ersten und die Rückseite des letzten Blattes leer sind. Die Überschrift lautet: „Catalogus Librorum qui adhuc reliqui sunt in Bibliotheca Lignicensi ad D. D. Petri et Pauli“. Dies ist der älteste Katalog der Bibliothek. Nur Kraffert erwähnt ihn kurz in seinen „Ergänzungen und Bemerkungen zur Chronik von Liegnitz“,²⁾ weiß aber nicht, daß Krenzheim der Verfasser ist, sondern setzt die Abfassungszeit in das Jahr 1557. Er hat sich dazu verleiten lassen durch die Fundstelle und die auf der ersten Seite mit Rotstift von dem Ordner der Akten geschriebene Zahl 1557. Das Bücherverzeichnis findet sich nämlich mitten in einem umfangreichen Aktenstück unmittelbar vor dem die Teilung der Bibliothek anordnenden Schreiben Herzog Friedrich III. vom 30. August 1558. Auch hier ist fälschlich 1557 mit Rotstift bemerkt, und Kraffert

¹⁾ Akten Nr. 287.

²⁾ Zeitschr. d. B. f. Gesch. u. Alt. Schles. XI, 501.

folgt a. a. O. dieser Angabe; während er in seiner Chronik selbst die Angelegenheit richtig bei dem Jahre 1558 erwähnt.

Wann Krenzheim das Verzeichnis angefertigt hat, läßt sich nicht genau sagen. Nur die untere Zeitgrenze ist durch den Inhalt gegeben. Unter den vorhandenen Büchern wird nämlich auch die „Chronologia Leonh. Krentzhemii. Deutsch“ aufgeführt, und zwar mitten im Kontext, nicht etwa als Nachtrag. Jene berühmte Chronologie ist aber in den Jahren 1565—1576 entstanden und 1576 in Görliß gedruckt. Vor 1576 kann also auch unser Bücherverzeichnis nicht angefertigt worden sein, wahrscheinlich aber auch nicht viel später. Leider läßt sich aber nach diesem Verzeichnis der damalige Bestand der Büchersammlung nicht genau angeben. Denn es finden sich häufig summarische Angaben wie: „et alii quidam libelli“, „etliche Zwinglische Tractetlein“ u. a. Ich verzichte darum auf den Versuch, den damaligen Umfang der Bibliothek festzustellen. —

Von einer geordneten Verwaltung der Bibliothek war auch nach ihrer Rückgabe trotz des Versprechens des Rats dem Herzog Heinrich gegenüber noch keine Rede. Nach Krenzheims Bericht war „einem ieden diener göttliches wort, beide pfarern und caplanen, ein schlüssel zur bibliotheca, deren sich nach gelegenheit zugebrauchen, ubergeben“ worden. Eine Aufsicht über die Bücher bestand nicht. Krenzheim sagt ausdrücklich, daß er niemals irgend eine fremde Bibliothek in seiner Verwaltung gehabt habe.

Auch für die Vermehrung der Sammlung war nur wenig getan worden. Das Ruerstorfsche Legat war nicht ausgezahlt, sondern in die fürstliche Rentkammer, in der damals immer Geldmangel war, genommen worden. Der Rat hatte zwar wiederholt um Auszahlung der 200 Tlr. gebeten, aber immer vergeblich.¹⁾ Als schließlich wegen des fürstlich Liegnitzischen Schuldwesens am 17. Juli 1592 ein Vertrag mit der Stadt geschlossen wurde, stellte der Rat auch das Legat in seine Forderung mit ein. Die Schuld wurde auch anerkannt, kam jedoch wie die andern Schulden nur mit zwei Dritteln, also 133 Tlrn. und 12 Gr. „aus der bewilligten vierzehnjährigen contribution“ zur Auszahlung.²⁾ Nun finden wir zwar in den Kirchenrechnungen des 16. Jahrh. hin und wieder Eintragungen über Ausgaben für Bücher. So heißt es i. J. 1557: „Für ein Buch ins chor 48 gr.“; 1579: „Für die Kirchenordnung und die kleinen Summarien 1 M.“; 1583: „Die Summaria über das alte Testament in braun leder gebunden 12 gr.“; 1585: „Ein buch von 14 büchern . . . einzubinden, dafür gegeben 30 gr.“; 1587: „Für 8 partes einzubinden gegeben 20 gr.“; 1588: „Für

¹⁾ Akten Nr. 5, Bl. 39b, 101a, Nr. 6, Bl. 210a und an andern Stellen.

²⁾ Friedrichs Repertorium, Bl. 133.

1 Testament in die kirchen gegeben 1 M. 4 gr.; 1590: „ihn die kirchen 3 bücher gefaußt, die biblia, das neutestament, die profeten samt den summarien auf alle capitel; dafür gegeben 5 M. 20 gr.“ 1594, März 15: „auf besel i. f. g. vier bücher gefaußt, weiß eingebunden, dem pfarhern 1, jedem caplan 1 und in die kirchen 1; 2 M. 23 gr.“ 1594, April 23: „Hern M. Grunen (Grunäus) ein weißbuchlein in octavo: hern Lenhards (Krenzheim) summarien auf die passion, 10^{1/2} gr.“¹⁾ — Wie man sieht, waren alle diese Bücher für den unmittelbaren kirchlichen Gebrauch bestimmt. Ob sie zugleich einen Bestandteil der Bibliothek bilden sollten, ist zweifelhaft. Mehrere dieser Bücher befinden sich freilich heute auf der Bibliothek. — So sehen wir am Ende des 16. Jahrh. die Bibliothek durch wiederholte Schwierigkeiten und ihren Bestand bedrohende Gefahren glücklich, wenn auch mit Verlust hindurchgerettet. Den unge störten und stetigen Ausbau sollten erst die folgenden Jahrhunderte bringen.

III.

Die weitere Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert.

Noch mehr als im 16. Jahrhundert standen in den beiden folgenden überall, wo geistiges Leben herrschte, die Büchersammlungen im Mittelpunkt des Interesses. Damals sind zahlreiche Bibliotheken, fürstliche, städtische, kirchliche und private, entstanden. Man setzte einen Stolz darein, einen Schatz von Büchern zu erwerben und ihre Zahl möglichst zu erhöhen. Auch Liegnitz verdankt diesem Streben die Gründung einer neuen wissenschaftlichen Bibliothek. Herzog Georg Rudolf, ein Liebhaber schöner und seltener Bücher, kaufte solche auf seinen Reisen in Italien und anderen Orten und legte damit in Liegnitz um 1617 und 1618 eine wissenschaftliche Bibliothek an, die er in der fürstlichen Stiftskirche St. Johannis aufstellen ließ. Diese Sammlung bildet heute die sog. Bibliotheca Rudolphina in der Bibliothek der Ritterakademie.²⁾ Ebenso stammt die heutige, allerdings weniger umfangreiche Bibliothek der Liebfrauenkirche in Liegnitz wohl aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Mehr als früher war man damals auch bemüht, die Bibliotheken vor Verlusten zu schützen; andererseits sind aber gerade in jener Zeit zahlreiche Verluste entstanden, besonders im 30jährigen Kriege. Die Schweden stehen da vor allem in dem Rufe von Bibliotheksplünderern. Auch die fürstliche

¹⁾ Alten Nr. 287.

²⁾ Vgl. Fr. Schulze, Histor. Bericht über d. Bibl. der Ritterakad. Progr. 1822 u. 1824. — Pfudel, Mitteilungen über d. Bibl. Rudolphina. Progr. 1876, 1877, 1878. — Den Katalog hat H. Mau zu veröffentlichen begonnen in Progr. 1905, 1907 und 1908.

Stiftsbibliothek in Liegnitz erlitt im Jahre 1636 bedeutende Verluste, aber nicht durch die Schweden, sondern wahrscheinlich durch die Kaiserlichen.¹⁾ Die Peter-Paul-Kirchenbibliothek hat dagegen in diesen Jahrhunderten, so viel wir wissen, keine nennenswerten Verluste erlitten. Im Gegentheil fällt in jene Zeit ihr größtes Wachstum.

Zunächst fand sich in dem wiederholt genannten Dr. Johs Friedrich ein Mann, der großes Interesse und Verständnis für die Bibliothek besaß. Als er 1603 Bürgermeister geworden war, nahm er sich ihrer sogleich an, da er sie in großer Unordnung fand, die Bücher dick mit Staub bedeckt und an keine Ketten und Stangen gelegt. Der Bibliothekraum wurde renoviert, die Buchbänke (pulpita) erneuert, die Bücher ausgebessert, zumteil auch neu eingebunden, an Ketten gelegt und mit Schlössern versehen. Die Ordnung der Bücher auf den Bänken besorgte Friedrich selbst. Wir glauben ihm gern, wenn er sagt: „Welches alles mit mehrer Bemühung, als vielleicht die nachkommen glauben werden, von mir allererst mit diesem ausgehendts 1604. Jahr vorbracht worden“.

Die Kosten für die Renovation in Höhe von 57 Tlr. 7 Sgr. wurden von dem bereits gezahlten Teil des Kuerstorffschen Legats bestritten. Friedrich fand, daß in der Bibliothek die alten Kirchenväter fast ganz fehlten. Um diesem Mangel etwas abhelfen zu können, beantragte er, daß einige Pergamentbücher, die noch auf der Bibliothek vorhanden waren, an die Buchbinder für 70 Tlr. verkauft würden. Pergamentblätter wurden damals gern zum Einbinden gebraucht. Leider erfahren wir nicht, was das für alte Bücher gewesen sind, so daß wir nicht beurteilen können, ob sie wirklich alle wertlos waren. Von dem Erlös kaufte Friedrich für 60 Tlr. Bücher, meist Kirchenväter, aus der Bibliothek des Dr. Johs Baptistes Reimann, der früher Professor am Brieger Gymnasium gewesen, dann Prokonsul in Liegnitz und schließlich fürstlicher Rat wurde. Der Rest von 10 Tln. wurde teils ebenfalls für Neuerwerbungen, teils für Buchbinderarbeiten ausgegeben. Im Jahre 1607 wurden aus den Mitteln der Kirchkasse 21 Tlr. und aus dem Kuerstorffschen Legat 27 Tlr. für Bücherankäufe und Buchbinderarbeiten verwendet. Friedrich fertigte schließlich auch noch ein Verzeichnis der Bücher an, die er auf den Bänken neu geordnet hatte. Ein vollständiger Katalog war dies indessen nicht.

Um jene Zeit wurde auch, wohl auf Friedrichs Veranlassung, ein Bibliothekar bestellt. Der erste war, wie es scheint, M. Grun (Grunäus), der im Jahre 1610 die Verwaltung der Bibliothek übernahm. Er war damals Archidiaconus an St. Peter und Paul und einer der gelehrtesten Theologen, die Liegnitz gehabt hat. Als er 1612 Pastor an der Niederkirche wurde, blieb er dennoch

¹⁾ Vgl. Fiedel a. a. O.

Bibliothekar, legte aber am 26. September 1614 nach 4 $\frac{1}{2}$ jähriger Verwaltung diese nieder. Zum Danke für seine Tätigkeit gab ihm der Rat „einen Hauffen Holz“, der ihm mit des Rats Pferden vor die Tür gefahren wurde.¹⁾ Zwei Jahre lang scheint das Amt erledigt geblieben zu sein. Am 19. November 1616 wurde M. Johannes Scultetus, von 1611—1619 Rektor der Stadtschule, zum Bibliothekar ernannt. Als Entschädigung für dieses Nebenamt wurde auch ihm von Anfang an 1 Haufen Holz und $\frac{1}{2}$ Schober Reiflicht nebst freier Anfuhr zugesagt.²⁾ Scultetus war ein ausgezeichnete Gelehrter, der sich auch als Schriftsteller betätigte.³⁾ Von seiner Verwaltung der Bibliothek sind jedoch keine Spuren erkennbar. Im Jahre 1619 ging er als Professor an das berühmte akademische Gymnasium zu Beuthen a/D. Wer an seiner Stelle zum Bibliothekar ernannt worden, oder ob das Amt wieder eine Zeit lang erledigt geblieben ist, kann ich nicht sagen. Der nächste bekannte Bibliothekar war Georg Thebesius, der von 1634—39 Diakon, von 1639—53 Archidiacon und von 1653—58 Pastor an der Peter-Paul-Kirche war. Seit wann er die Verwaltung der Bibliothek gehabt hat, ist nicht bekannt. Nach seinem Tode (1658) wurde wieder ein Schulmann zum Bibliothekar ernannt, M. Theophilus Pitiscus, Prorektor der Stadtschule. Auf Verordnung des Rats nahm er sogleich eine Revision der Bibliothek vor und legte einen neuen Katalog an, der noch erhalten ist (eingehftet in Friedrichs Repertorium). Nach Pitiscus Tode (1662) hat, wie Kraffert angibt,⁴⁾ sein Nachfolger M. Augustin Uberus⁵⁾ das Bibliothekariat erhalten. Nach seinem Tode (1682) sind dann ununterbrochen Geistliche, meist die Archidiaconen an St. Peter-Paul, die Verwalter der Bibliothek gewesen. Archidiaconus Laurentius Baudis verfaßte im Jahre 1709 den 3. Katalog, der sich noch auf der Bibliothek befindet, ein Folioband von 70 Seiten, wovon 8 Seiten unbeschrieben sind. Ein Vergleich dieses Katalogs mit dem von Pitiscus zeigt deutlich das Wachstum der Bibliothek in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hatte Pitiscus 558 Bände zu verzeichnen, so enthält der Baudis'sche Katalog bereits 929 Werke in 850 Bänden. Es hatte also in 50 Jahren eine Vermehrung um rund 300 Bände stattgefunden. Der größte Teil davon waren Geschenke. Der Katalog vermerkt gewissenhaft bei den einzelnen Werken, von wem und meist auch wann sie geschenkt worden sind.

1) Stadtarchiv. Akten Nr. 362, Bl. 170b.

2) Ebenda Nr. 24, Bl. 22a.

3) Vgl. über ihn Ehrhardt S. 308 f. und Kraffert, Geschichte des Gymnasiums zu Liegnitz, S. 60 ff.

4) Gesch. d. Gymn. zu L., S. 103, Anm. 3.

5) Vgl. über ihn Ehrhardt S. 312.

An der Spitze derer, die ein Interesse für das Gedeihen der Bibliothek gezeigt haben, steht Herzog Georg Rudolf, der, wie schon bemerkt, selbst eine Bibliothek in der Johannis-Kirche schuf. Es werden 13 Werke — die Bändezahl ist aber viel größer — als Geschenke von ihm in den Jahren 1610 und besonders 1612 aufgeführt. Sein Interesse für unsere Bibliothek liegt also zeitlich vor der Gründung der Johannis-Stiftkirchenbibliothek.

Ferner hat der Rat mehrfach Schenkungen gemacht. So wurden zur Zeit des Bürgermeisters Friedrich im Jahre 1604 drei unsrer Pergament-Handschriften, nämlich (Nr. 1, 2 und 56) der Sachsenpiegel in 2 Bänden und des Egidius Romanus de regime principum, die bis dahin auf dem Rathhaus gelegen hatten, der Bibliothek überwiesen; im Jahre 1668 das Stadtrechtbuch von Nic. Wurm (Hs 4), sowie an Inkunabeln 4 lateinische Bibeldrucke aus den Jahren 1477—1480, ebenso im Jahre 1659 die sog. Weimariſche Bibel und 1671 die Hs 3, das sächsische Lehnrecht und den Schwabenspiegel enthaltend.

Von Ratspersonen, die Bücher geschenkt haben, werden genannt zunächst Bürgermeister Friedrich (1606), der Stadtschreiber Crispin Ritter, der, wie er selbst in den Akten¹⁾ angibt, im Jahre 1605 „ad honorem Dei et ad publicum atque communem usum . . . scholae et civium reipublicae huius . . . das Theatrum vitae humanae Zwingleri vorehret, in weiß Lehdor gebunden“. Auch vermachte er testamentarisch (er starb 1607) ein Legat von 100 Tln. für die Bibliothek. Zum Danke und zum Andenken daran befand sich früher sein Bild in der Bibliothek. Weiter werden genannt die Prätores Johs Rosenacker (1660) und Samuel Alberti (um 1678), der Notar Johs Thilo (1664), die Ratsherren Heinrich Bachmann (um 1650) und Heinrich Hübner (1674). Auch zwei herzogliche Räte werden aufgeführt: Christoph Hedwiger (1609) und Gottfried Schulz (1658).

Aus der Bürgerschaft bedachten die Bibliothek der Oberarzt Dr. med. Joh. Ehrenfr. Thebesius († 1732) und der Kaufmann Tobias Tillich († 1672). Dieser schenkte Merians Theatrum Europaeum in 8 Bänden, sodaß eine Aemer in der Bibliothek mit den Anfangsbuchstaben seines Namens T. T. bezeichnet wurde. Er hat sich auch sonst um die Oberkirche verdient gemacht, indem er die Schützenkapelle in der Kirche mit gutgemeinten Darstellungen des Wormser Reichstages und der Übergabe der Augsbürgischen Konfession schmücken ließ. Auch war er der Stifter des silbernen Kreuzes, das der Schule bei feierlichen Begräbnissen bis zum Jahre 1850 vorangetragen wurde. — Als mir sonst unbekannt werden noch genannt Martin Ulrich (1659), Johs Wolf, Hildebrand (1668), Wagner (1662). Aus der Bibliothek eines gewissen

1) Nr. 21, Bl. 24.

Peter Roth überreichten Syndikus Dr. Georg Thebesius und Schöppenmeister Christian Weyrach eine Anzahl Bücher.

Von Liegnitzer Geistlichen werden genannt: Sup. Andreas Baudis (1608), Diakonus an Peter und Paul Mag. Andreas Baudis (1685), Pastor Laurentius Baudis und sein Sohn, Oberdiakonus Laurentius B., der Verfasser genannten Katalogs; ferner Diakonus Adam Thebesius (1668), Archidiakonus Adam Ludwig Thebesius (1707), Diakonus Gottfried Richter (1666), die Erben des Diakonus Melchior Boldmann (1659) und die des Diakonus Gottfr. Bartsch, der Sup. Jonathan Krause und sein Sohn, stud. Gottlieb Benj. Krause, der fürstliche Hofprediger an St. Johannis, Friedrich Luca, Verfasser der curieusen Denkwürdigkeiten, (1675) und der Katechet an Peter und Paul, Joh. Sigismund Girschner, der auch nach Görlitz (Kirchenbibliothek) viele Bücher geschenkt hat. Selbst von auswärts kamen Büchergeschenke. So von dem Waldauer Pastor Melchior Frank, dem Probsthainer Diakonus Mag. Flemming, dem Haynauer Diakonus Daniel Thebesius, sowie von dem Glogauer Syndikus Joachim Gobius und dem Breslauer Arzt Wirbitius.

Das größte Verdienst um das Wachstum der Bibliothek haben sich aber im 18. Jahrhundert zwei Pastoren an unserer Kirche erworben. Zunächst der gelehrte H. S. Reimann, der 1739 starb und seine aus etwa 20.000 Nummern in 50 Folio- und rund 450 Quartbänden bestehende Sammlung von Dissertationen, Abhandlungen, Schulprogrammen, Leichenpredigten und andern Schriften der Bibliothek hinterließ. Es wird von dieser Sammlung nachher noch zu reden sein.

Vielleicht noch wertvoller war das Vermächtnis, das der Superintendent und Pastor an St. Peter und Paul, Christian Sigismund Lange, seit 1754 an unsrer Kirche, machte. In seinem Testamente hatte er bestimmt, daß „der Kirche zu Peter und Paul seine ganze Büchersammlung“ zufallen solle.¹⁾ Nach seinem Tode im Jahre 1794 fochten seine Erben (Geschwisterkinder — er selbst war kinderlos) das Vermächtnis an, weil es den gesetzlichen Höchstwert von 500 Tln. überstiege. Sie stützten sich dabei auf die Abschätzung des Liegnitzer Buchhändlers Siegert, der an der Hand des Katalogs ohne Besichtigung der Bücher, unter Zugrundelegung des ursprünglichen Ladenpreises den Wert auf 2129 Tlr. geschätzt hatte. Der Magistrat als Kirchenpatron erhob Einspruch gegen diese Schätzung, indem er mit Recht geltend machte, daß es „bei Büchern sehr auf den Einband, Beschaffenheit und Vollständigkeit derselben überhaupt“ ankomme, keineswegs aber auf ihren Einkaufspreis, sondern auf ihren gegenwärtigen Wert. Der Erblasser habe jedenfalls seine Bücher nicht höher als auf 500 Tlr. geschätzt.

1) Registratur-Akten des Magistrats, Nr. 288, Sect. XVI, vol. 1.

Den Vorschlag der Erben, in deren Namen der Miterbe Bürgermeister Dickow in Parchwitz die Verhandlungen führte, die Hälfte der Bibliothek der Kirche zu überlassen, lehnte der Magistrat ab, weil er gegen den Willen des Erblassers wäre, und weil „zu der Kirche St. Peter-Paul auch unsere lateinischen Schulen gehören, deren Mitpräses der Erblasser war und welcher also unstrittig den künftigen und nützlichen Gebrauch seiner Schul-Bibliothek nicht bloß für die Geistlichkeit, welches er ansonst bestimmt verordnet haben würde, sondern auch für die Schulen und überhaupt für jeden beabsichtigt, welcher in Zukunft daraus Belehrung schöpfen wolle“.

Nach mehrjährigen Verhandlungen kam es endlich zu einer Einigung. Die Erben gaben ihre vermeintlichen Ansprüche an die Büchersammlung auf und erhielten dafür eine Entschädigung von 75 Tln. aus der Kirchenkasse, waren auch damit einverstanden, daß die „ganz alten und völlig unbrauchbaren“ Bücher öffentlich verkauft würden. Die königliche Bestätigung des Legats erfolgte am 27. Januar 1800, nachdem schon am 3. Dezember 1799 die königl. Kriegs- und Domänenkammer in Glogau die Zahlung der 75 Tlr. genehmigt hatte mit der Bestimmung, „über das zu treffende Arrangement wegen Konsevation der Bibliothek, deren Aufstellung zum Gebrauch des Publici und der nötigen Aufsicht darüber pflichtmäßig gutachtlich zu berichten.“

So kam die Kirche dank dem tatkräftigen und — wie die Verhandlungsakten zeigen — sehr geschickten Eingreifen des Magistrats als Patrons endlich in den Besitz des Vermächtnisses, wie es zweifellos dem Willen des Erblassers entsprach. Dieser 200 jährige Abschnitt der Entwicklung der Kirchenbibliothek schließt also mit einem hervorragenden Erwerb ab; denn durch die Langesche Sammlung hat die Bibliothek besonders die Literatur des 17. und 18. Jahrh. in bedeutendem Umfang erhalten. Die Zahl der Bände dieser Sammlung läßt sich leider nicht genau feststellen, da der Langesche Katalog z. Z. nicht bei den Magistratsakten zu finden ist, eine Kennzeichnung der Sammlung in dem Katalog der Kirchenbibliothek aber nicht erfolgt ist.

IV.

Das 19. Jahrhundert.

Die Vermehrung der Bibliothek im vorigen Jahrhundert ist hauptsächlich durch Ankauf geschehen. Allerdings waren die dafür im Kirchenkasten-Etat ausgeworfenen Mittel äußerst gering: 60 M. jährlich! An Schenkungen hat es zwar nicht ganz gefehlt; aber sie waren seltener und kleineren Umfanges. Der Magistrat überwies je ein Exemplar von Schirmachers Urkundenbuch der Stadt

Liegnitz und von Sammt-Krafferts Chronik der Stadt Liegnitz. Der Kultusminister schenkte die Gesamtausgabe der Werke von Joh. Sebastian Bach, sowie die musikalischen Werke von Heinr. Schütz, und die kgl. Regierung einige Bände der »musica sacra« von Rebling. Pastor Kerretur überließ, als er 1876 in den Ruhestand trat, der Bibliothek 54 Bände der Erlanger Ausgabe der Werke Luthers in der Voraussetzung, daß die weiter erscheinenden Bände dazu gekauft werden würden.¹⁾ Das ist dann leider nicht geschehen. Die 54 Bände sind vielmehr vor 9 Jahren der neugegründeten Kaiser-Wilhelms-Bibliothek in Posen überlassen worden. Es ist sehr bedauerlich, daß auf diese Weise die Bibliothek nicht in den Besitz einer vollständigen Ausgabe von Luthers Werken gekommen ist.

Außer jenen 54 Bänden wurden noch folgende Werke an die Posener Bibliothek abgegeben: Biblia latina ex versione Hieronymi. Norimb.: Coburger. 1477. Fol. — Augustinus, De civitate dei cum commentario. Friburgae. 1494. — Augustinus, De Trinitate. 1494. Fol. — Vincent. Bellocensis, Speculum morale. Argent.: Mentelin. 1476. Fol. — Nic. de Lyra, Postillae perpetuae seu commentatio in universa Biblia. Tom. I u. II. Norimb.: Coburger. 1481. 2 Bde. Fol. — Joh. Calvinus, Institutio christ. relig. Genf. 1592. Fol. — Desselben Tractatus theologici omnes et in libros Senecae de clementia commentarii. Genf. 1576. Folio. — Eusebius, Historia ecclesiastica. S. l., a. et typ. — Beda Venerabilis, Historia ecclesiastica gentis Anglorum. S. l. a. et typ. Fol. — Irenaeus, Adversus Valentini et simul Gnosticorum haereses libri V, studio et opera Francisci Fevardent. Col. Agripp. 1625. Fol. — Arnobius Catholicus, De deo trino et uno etc. S. l., a. et typ. Fol. — Theodoretus, Ecclesiastica historia graece. Basil. 1535. Fol. — Dasselbe, latine interprete Camerario. Basil. 1536. Fol. — Strabo, De situ orbis. S. l. 1494. Fol. — Rhenanus Beatus, Rerum germanicarum libri III. Basil. 1531. Fol. — Riehm, Handwörterbuch des bibl. Altertums. Bielefeld u. Leipzig: Velhagen u. Klasing. 1884. 2 Bde. 8°. Insgesamt 66 Bde. Der Wert war auf 50—60 M. abgeschätzt worden, ist in Wirklichkeit aber viel höher; denn schon die sechs Infunabeln sind bedeutend mehr wert, da sie seltene Ausgaben und noch dazu nur zum kleinern Teil Dubletten der Bibliothek waren. —

Im übrigen zeigt uns die Geschichte der Bibliothek im 19. Jahrhundert hauptsächlich das Bemühen, den vorhandenen Bestand zu ordnen und nutzbar zu machen, sowie Klarheit über das Amt des Bibliothekars zu gewinnen. Dies Amt wurde wiederholt zu einer Streitfrage. Den ersten Anlaß dazu gab die Erwerbung der Lange'schen Bibliothek und die Forderung der

¹⁾ Pfarrarchiv, Sect. I A. Nr. 18, Vol. I, Blatt 36.

Regierung, über die Unterbringung und Verwaltung dieser Sammlung zu berichten. Es war selbstverständlich Aufgabe des damaligen Bibliothekars, jenen neuen Büchererwerb zu ordnen und der alten Bibliothek einzuverleiben. Der Magistrat als Patron dachte anders. Er benutzte die Gelegenheit, das Gehalt des zwei Jahre vorher zum Rektor des Gymnasiums berufenen Prof. Dr. Werdermann auf Kosten der Kirchenkasse aufzubessern. Werdermann wurde gegen eine kirchliche Entschädigung von 10 Talern jährlich „ad dies vitae“ mit der Sichtung der Langeschen Sammlung, ihrer Aufstellung und dauernden Mitaufsicht beauftragt. Zugleich wurde er zum Bibliothekar der Bibliothek von Unser Lieben Frauen ernannt.¹⁾ Seine erste Aufgabe bestand darin, aus der Langeschen Sammlung die unbrauchbaren oder überflüssigen Bücher auszusondern. Er wählte als solche alle geringen Schulausgaben der römischen und griechischen Klassiker, alle Dubletten und alle nicht klassischen deutschen Erbauungsschriften, im ganzen 90 Bücher, zum Verkauf aus.²⁾ Die übrigen Werke wurden in dem Raum der Kirchenbibliothek über der Sakristei untergebracht. Ein Verzeichnis scheint Werdermann jedoch nicht angefertigt zu haben.

Die eigenartige Stellung Werdermanns zur Bibliothek mußte aber schließlich zu einem Streitfall führen. Werdermann hielt sich für den eigentlichen Bibliothekar der gesamten Kirchenbibliothek. Die vokationsmäßig zum Bibliothekar berufenen Oberdiakonen Arnold (1800—1808) und Müller (1809—1814) bekümmerten sich wenig um dies Nebenamt. Müller gesteht dies später in einem Bericht vom Jahre 1841 selbst zu: „Nach der hiesigen uralten kirchlichen Verfassung wurde dem jedesmaligen ersten Diakonus der Kirche zugleich die Bibliothek überwiesen und bei seiner Anstellung ganz und gar nicht darnach gefragt, ob er verstehe, was zu einem solchen Geschäft gehöre, oder nicht. Ich selbst bekleidete vom Jahre 1809—1814 die Oberdiakonatsstelle bei der Peter-Paul-Kirche und muß leider gestehen, daß ich mich bei sehr überhäuftem Amtsgeschäften und in jenen unruhigen kriegerischen Zeiten wenig um die Bibliothek bekümmerte, wie dies meine unmittelbaren Vorgänger ebenfalls gehalten hatten.“³⁾

Unter diesen Umständen konnte das Verhältnis zu Werdermann ungetrübt bestehen. Anders aber wurde es, als 1816 Matthaei Oberdiakonus und Bibliothekar wurde. Er war ein Mann, der die nötigen Kenntnisse und auch ein ganz besonderes Interesse für die Verwaltung einer wissenschaftlichen und vor allem älteren Bibliothek hatte. Da konnte denn zwischen ihm und Werdermann ein Konflikt nicht ausbleiben. „Herr Archidiakonus Matthaei

¹⁾ Registratur-Akten Nr. 288, S. 16, vol. 1.

²⁾ Das Verzeichnis s. ebenda Bl. 48—49.

³⁾ Pfarrarchiv von St. Peter-Paul, a. a. O. Bl. 12.

betrachtet sich als Bibliothekar der alten Rats- und Kirchen-Bibliothek, ich betrachte mich als Aufseher der gesamten Bibliothek, beide haben wir die Schlüssel“, berichtete W. in einem Schreiben an den Magistrat vom 27. Januar 1819. Für seine Auffassung machte er geltend, daß ihm bei seiner Anstellung als Aufseher der Langeschen Büchersammlung von dem damaligen Stadtpräsidenten Streit und von dem Kirchenkurator Preller versprochen worden wäre, ihm später (nach eintretender Erledigung des Oberdiakonats) die Aufsicht der gesamten Kirchenbibliothek zu übertragen. Infolge der Krieginnruhen und der Veränderungen im Magistrat wäre dies unterblieben. Er bat nun, das bestehende unnatürliche Verhältnis zu beseitigen und festzusetzen, ob er und Matthaei gemeinschaftlich die Gesamtbibliothek beaufsichtigen und welche Obliegenheiten dann jeder von ihnen haben oder ob ihm die Aufsicht bloß über die Langesche Bibliothek zustehen sollte. Für den letzteren Fall beantragte er, die Langesche Sammlung zu einer eigentlichen Schulbibliothek zu bestimmen, noch einige unbrauchbare Bücher zu verkaufen und die andern in einem abgesonderten Lokal unterzubringen, etwa in dem Gebäude über dem Goldberger Tor, „wo sonst die Seidenwürmer waren.“¹⁾

Gegen Werdermanns „Anmaßung“ erhob der Superintendent und Pastor an St. Peter-Paul, Müller, entschiedenen Widerspruch und bedauerte lebhaft, daß die Geistlichen nicht im Jahre 1800 gegen die Anstellung Werdermanns überhaupt protestiert hätten. Der Magistrat klärte nun W. in einem Schreiben vom 12. Februar 1819 über seinen Irrtum auf: „Niemand hat der damalige Magistrat die Absicht gehabt noch haben können, dem eigentlichen Kirchenbibliothekar, welches jederzeit der erste Diakonus an der Peter-Paul-Kirche gewesen, die Oberaufsicht entziehen zu wollen.“ Zur Kirchenbibliothek von St. Peter-Paul gehöre auch die Langesche Sammlung. Er, W., habe nur die Mitaufsicht über die letztere erhalten.²⁾ Es ist also nicht richtig, wenn Ziegler³⁾ Werdermann als Bibliothekar der Peter-Paul-Kirchenbibliothek bezeichnet. Das ist er nie gewesen. Doch scheint ihm damals für die Enttäuschung das Gehalt erhöht worden zu sein. Wenigstens wird im Jahre 1825 von 24 Talern gesprochen, die W. als Bibliothekar beziehe, und die nach seinem Tode an das Kirchen-Ararium zurückfallen sollen.⁴⁾

Als Matthaei die Bibliothek übernahm, befand sie sich „in der allergrößten, kaum denkbaren Unordnung“, wie Sup. Müller später bezeugte. Matthaei erkannte aber bald den Wert der Sammlung und begann „den Stall des Augias zu reinigen.“ Er

1) Registr.-Blt. a. a. D., Bl. 53.

2) Ebenda, Blatt 54.

3) Die Peter-Paul-Kirche, S. 136.

4) Pfarrarchiv a. a. D., Bl. 9.

Regierung, über die Unterbringung und Verwaltung dieser Sammlung zu berichten. Es war selbstverständlich Aufgabe des damaligen Bibliothekars, jenen neuen Büchererwerb zu ordnen und der alten Bibliothek einzuverleiben. Der Magistrat als Patron dachte anders. Er benutzte die Gelegenheit, das Gehalt des zwei Jahre vorher zum Rektor des Gymnasiums berufenen Prof. Dr. Werdermann auf Kosten der Kirchenkasse aufzubessern. Werdermann wurde gegen eine kirchliche Entschädigung von 10 Talern jährlich „ad dies vitae“ mit der Sichtung der Langeschen Sammlung, ihrer Aufstellung und dauernden Mitaufsicht beauftragt. Zugleich wurde er zum Bibliothekar der Bibliothek von Unser Lieben Frauen ernannt.¹⁾ Seine erste Aufgabe bestand darin, aus der Langeschen Sammlung die unbrauchbaren oder überflüssigen Bücher auszusondern. Er wählte als solche alle geringen Schulausgaben der römischen und griechischen Klassiker, alle Dubletten und alle nicht klassischen deutschen Erbauungsschriften, im ganzen 90 Bücher, zum Verkauf aus.²⁾ Die übrigen Werke wurden in dem Raum der Kirchenbibliothek über der Sakristei untergebracht. Ein Verzeichnis scheint Werdermann jedoch nicht angefertigt zu haben.

Die eigenartige Stellung Werdermanns zur Bibliothek mußte aber schließlich zu einem Streitfall führen. Werdermann hielt sich für den eigentlichen Bibliothekar der gesamten Kirchenbibliothek. Die vokationsmäßig zum Bibliothekar berufenen Oberdiakonen Arnold (1800—1808) und Müller (1809—1814) bekümmerten sich wenig um dies Nebenamt. Müller gesteht dies später in einem Bericht vom Jahre 1841 selbst zu: „Nach der hiesigen uralten kirchlichen Verfassung wurde dem jedesmaligen ersten Diakonus der Kirche zugleich die Bibliothek überwiesen und bei seiner Anstellung ganz und gar nicht darnach gefragt, ob er verstehe, was zu einem solchen Geschäft gehöre, oder nicht. Ich selbst bekleidete vom Jahre 1809—1814 die Oberdiakonatsstelle bei der Peter-Paul-Kirche und muß leider gestehen, daß ich mich bei sehr überhäuftem Amtsgeschäften und in jenen unruhigen kriegerischen Zeiten wenig um die Bibliothek bekümmerte, wie dies meine unmittelbaren Vorgänger ebenfalls gehalten hatten.“³⁾

Unter diesen Umständen konnte das Verhältnis zu Werdermann ungetrübt bestehen. Anders aber wurde es, als 1816 Matthaei Oberdiakonus und Bibliothekar wurde. Er war ein Mann, der die nötigen Kenntnisse und auch ein ganz besonderes Interesse für die Verwaltung einer wissenschaftlichen und vor allem älteren Bibliothek hatte. Da konnte denn zwischen ihm und Werdermann ein Konflikt nicht ausbleiben. „Herr Archidiaconus Matthaei

¹⁾ Registratur-Akten Nr. 288, S. 16, vol. 1.

²⁾ Das Verzeichnis s. ebenda Bl. 48—49.

³⁾ Pfarrarchiv von St. Peter-Paul, a. a. O. Bl. 12.

betrachtet sich als Bibliothekar der alten Rats- und Kirchen-Bibliothek, ich betrachte mich als Aufseher der gesamten Bibliothek, beide haben wir die Schlüssel“, berichtete W. in einem Schreiben an den Magistrat vom 27. Januar 1819. Für seine Auffassung machte er geltend, daß ihm bei seiner Anstellung als Aufseher der Langeschen Büchersammlung von dem damaligen Stadt-dirigenten Streit und von dem Kirchenkurator Preller versprochen worden wäre, ihm später (nach eintretender Erledigung des Oberdiakonats) die Aufsicht der gesamten Kirchenbibliothek zu übertragen. Infolge der Kriegsunruhen und der Veränderungen im Magistrat wäre dies unterblieben. Er bat nun, das bestehende unnatürliche Verhältnis zu beseitigen und festzusetzen, ob er und Matthaei gemeinschaftlich die Gesamtbibliothek beaufsichtigen und welche Obliegenheiten dann jeder von ihnen haben oder ob ihm die Aufsicht bloß über die Langesche Bibliothek zuzustehen sollte. Für den letzteren Fall beantragte er, die Langesche Sammlung zu einer eigentlichen Schulbibliothek zu bestimmen, noch einige unbrauchbare Bücher zu verkaufen und die andern in einem abgesonderten Lokal unterzubringen, etwa in dem Gebäude über dem Goldberger Thor, „wosonst die Seidenwürmer waren.“¹⁾

Gegen Werdermanns „Anmaßung“ erhob der Superintendent und Pastor an St. Peter-Paul, Müller, entschiedenen Widerspruch und bedauerte lebhaft, daß die Geistlichen nicht im Jahre 1800 gegen die Anstellung Werdermanns überhaupt protestiert hätten. Der Magistratklärte nun W. in einem Schreiben vom 12. Februar 1819 über seinen Irrtum auf: „Niemand hat der damalige Magistrat die Absicht gehabt noch haben können, dem eigentlichen Kirchenbibliothekar, welches jederzeit der erste Diakonus an der Peter-Paul-Kirche gewesen, die Oberaufsicht entziehen zu wollen.“ Zur Kirchenbibliothek von St. Peter-Paul gehöre auch die Langesche Sammlung. Er, W., habe nur die Mitaufsicht über die letztere erhalten.²⁾ Es ist also nicht richtig, wenn Ziegler³⁾ Werdermann als Bibliothekar der Peter-Paul-Kirchenbibliothek bezeichnet. Das ist er nie gewesen. Doch scheint ihm damals für die Enttäuschung das Gehalt erhöht worden zu sein. Wenigstens wird im Jahre 1825 von 24 Talern gesprochen, die W. als Bibliothekar beziehe, und die nach seinem Tode an das Kirchen-Ararium zurückfallen sollen.⁴⁾

Als Matthaei die Bibliothek übernahm, befand sie sich „in der allergrößten, kaum denkbaren Unordnung,“ wie Sup. Müller später bezeugte. Matthaei erkannte aber bald den Wert der Sammlung und begann „den Stall des Augias zu reinigen.“ Er

¹⁾ Registr.-Akt. a. a. D., Bl. 53.

²⁾ Ebenda, Blatt 54.

³⁾ Die Peter-Paul-Kirche, S. 136.

⁴⁾ Pfarrarchiv a. a. D., Bl. 9.

richtete seine Tätigkeit in erster Linie auf den älteren Teil, weil der am meisten vernachlässigt war. Die alten wertvollen Handschriften, Wiegendrucke usw. waren fast ganz in Vergessenheit geraten. M. hat sie gleichsam erst wieder aufgefunden und zugänglich gemacht. Am 16. August 1826 konnte er dem Kirchenkollegium berichten, daß er den ältern Teil der Bibliothek bereits in Ordnung gebracht habe und dies nun auch mit dem neueren Teil vorhabe.¹⁾ Der Katalog, den er über den ältern Teil angelegt hat, zeugt von großer Sachkenntnis und Sorgfalt. Am schwierigsten war die Aufzeichnung der Inkunabeln, die M. mit Hilfe des 1821 erschienenen Allg. bibliograph. Lexikons von Ebert ausführte. Seine nächste und zugleich mühsamste Arbeit war, den reichen Inhalt der Reimannschen Sammlung von Dissertationen, Abhandlungen, Schulprogrammen, Leichen- und andern Gelegenheitspredigten aufzuzeichnen, im ganzen etwa 20000 Nummern in mehr als 500 Folio- und Quartbänden. Im Jahre 1833 hatte er den ersten Teil des Katalogs, die Bände 1—200 der Sammlung umfassend, drei Jahre später auch den zweiten und letzten Teil fertig gestellt. Leider ist dieser zweite Teil nicht so gründlich wie der erste gearbeitet, insofern er nur die bedeutenden Schriften mit Titel, von den andern bloß die Namen der Verfasser aufführt. Da der Katalog überdies systematisch und nicht alphabetisch angeordnet ist, so erschwert er die Auffindung gewünschter Schriften ungemein.

Zur Katalogisierung der Langejchen Bibliothek, die nach dem Tode Werdermanns (1833) der alleinigen Aufsicht Matthaeis unterstand, kam er nicht mehr, da er i. J. 1836 zum Pastor an der Liebfrauenkirche berufen wurde. Er blieb zwar auch in dieser Stellung Bibliothekar an Peter-Paul. Der Grund für diese aufjällige Tatsache lag in einer Bestimmung über seine Besoldung. Früher hatte der Bibliothekar „1 Haufen Holz, 3 Schock hart Reifig und einige Taler bares Geld“ erhalten.²⁾ Auf Veranlassung des späteren Generalsuperintendenten Bobertag erhielt Matthaei außer dem Holz aus dem Stadtforst vom 1. Juli 1825 ab »ad dies vitae« ein bares Gehalt von 36 Talern jährlich in Quartalsraten aus der Kirchenkasse gezahlt. „Die Einnahme der Kirchenkasse gestattete keine größere Zulage“, fügt der Magistrat hinzu.³⁾ Wegen der Bestimmung „auf Lebenszeit“ mußten die 36 Tlr. an Matthaei gezahlt werden, auch als er nicht mehr an der Peter-Paul-Kirche wirkte. Darum wurde ihm auch die Verwaltung der Bibliothek belassen. In dem Bericht des Magistrats hierüber an die Regierung vom 6. April 1836 wurde aber zugleich erklärt:

1) Ebenda Bl. 11.

2) Nach Sup. Müllers Bericht v. J. 1819, Registr.-Akt. a. a. D.

3) Ebenda Bl. 92 und Pfarrarch. a. a. D., Bl. 9.

„Nach dem Absterben des Pastors Matthaei soll das Bibliothekariat jedenfalls wieder an einen der Herren Geistlichen der Oberkirche fallen.“ Da jedoch Matthaeis Nachfolger im Oberdiakonat, Ansforg, in der Vokation die Einkünfte des Bibliothekariats zugesagt waren, so wurde ihm ohne Gegenleistung seinerseits das Deputatholz — die Menge wird bei dieser Gelegenheit genau angegeben: $2\frac{1}{3}$ Klafter $7\frac{1}{4}$ langes kiefern Scheitholz und 3 Schock $7\frac{1}{4}$ langes hartes Reifsig — überlassen, dabei aber in eine Geldzahlung von 15 Tln. verwandelt.¹⁾

In der Verwaltung der Bibliothek erhielt M. eine Hülfe in dem neuen Diakonus an St. Peter-Paul, Peters, der sich freiwillig dazu erbot. M. nahm dies Anerbieten gerne an, nicht ahnend, daß ihm daraus bald Widerwärtigkeiten entstehen sollten. Peters ging „mit ganz besonderer Lust und jugendlichem Eifer“ an die Arbeit. Jedoch nicht selbstlos. Er begnügte sich nicht damit, die noch nicht verzeichnete Langeische Sammlung zu katalogisieren, sondern legte ungeachtet der Arbeiten Matthaeis einen vollständig neuen Katalog auch von der ältern Sammlung an. Eine saubere, fleißige Arbeit mit zahlreichen bibliographischen Bemerkungen zu der ältern Literatur, aber doch im wesentlichen nur die Ernte der Saat Matthaeis. Daher konnte der Katalog auch bereits nach etwa 5 jähriger Arbeit 1842 vollendet werden.

Peters, der spätere Konsistorialrat, glaubte nun auch die Kgl. Regierung auf die Bibliothek und seine Arbeit aufmerksam machen zu müssen. Darauf erging am 7. Mai 1841 folgende Verfügung an das Kirchenkollegium: „Die St. Peter- und Paulskirche besitzt in ihrer Bibliothek durch die vielen darin befindlichen wertvollen Bücher und Manuskripte, namentlich durch den ungewöhnlich großen Reichtum von Inkunabeln einen Schatz von außerordentlichem Werte. Um so weniger ist es zu rechtfertigen, daß nicht nur für die Möglichkeit einer Benutzung der Sammlung so äußerst wenig geschehen ist, sondern daß dieselbe auch auf eine Weise aufbewahrt wird, welche früher oder später unfehlbar den Untergang oder doch die Beschädigung eines großen Teils der Bücher herbeiführen muß.“ Im einzelnen wurde dann gerügt 1. der mangelhafte Fensterverschluß, sodaß bei Schneetreiben die Bücher mit Schnee bedeckt würden und jedem Einfluß der Feuchtigkeit ausgesetzt wären, 2. die Aufstellung der Bücher unmittelbar unter den Fenstern und der nicht hinreichende Schutz gegen Staub, 3. der Mangel an guten und zweckmäßigen Repositorien. Zum Schluß aber hieß es: Die Benutzung der Bibliothek werde wenigstens sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, weil der größte Teil der Bücher, besonders die reiche Sammlung der

1) Registr.-Akten a. a. D., Bl. 99.

Dissertationen und der aus dem Langeschen Vermächtnis herstammende Teil noch gar nicht einmal katalogisiert sei.¹⁾

Es ist begreiflich, daß Matthaei sich durch diese merkwürdige Verfügung „überaus schmerzlich berührt“ fühlte. Seine großen Verdienste um die Bibliothek wurden in der Verfügung völlig unbeachtet gelassen. Im Gegenteil, da er seit Jahrzehnten die Bibliothek verwaltet hatte, so konnte es scheinen, als sollte ihm die Schuld an den Übelständen beigemessen werden. Und doch hatte er nicht allein drei Bände eines Katalogs mit größtem Fleiß und ungeheurer Mühe angefertigt, sondern auch wiederholt versucht, Mängel des Bibliothektraumes zu beseitigen.²⁾ Sup. Müller wies in seinem Bericht vom 7. Juni 1841 an die Regierung den Vorwurf, der in der Verfügung für Matthaei lag, entschieden zurück. Auch der Magistrat sprach Matthaei seine volle Anerkennung aus und lehnte die von ihm beantragte Niederlegung des Bibliothekariats ab. Peters und Matthaei gaben sich gegenseitig befriedigende Erklärungen.

So schien der Konflikt beigelegt. Peters aber erreichte seinen Zweck: Die von der Regierung gerügten Mängel des Lokals wurden beseitigt, und Peters erhielt noch dazu auf Veranlassung der Regierung für die aufgewandte Mühe eine Remuneration von 100 Tln. aus der Kirchenkasse gezahlt. Vor allem aber hatte er den Blick der Aufsichtsbehörde auf sich gelenkt. Matthaei scheint von da ab nur noch dem Namen nach Bibliothekar gewesen zu sein. Peters führt fortan das Wort in den Akten. Recht bezeichnend ist ein Bericht aus Liegnitz, der 1850 in der Beilage zu Nr. 246 der Schlesiſchen Zeitung vom 18. September, S. 2043, erschien und sich mit unserer Bibliothek beschäftigte. Es hieß dort: „. . . Einer anderen Bibliothek wollen wir hierbei Erwähnung tun, von deren Existenz sicher mancher Mann keine Kunde hat. Es ist dies die der Kirche zu St. Peter und Paul gehörige, 1095 Nummern starke, jetzt in einem geräumigen und trockenen Lokale genannter Kirche aufgestellte. Sie ist durch die Mühewaltung des Herrn Diakonus Peters aus einer trübseligen Vergangenheit zu einer besseren Gegenwart emporgezogen und katalogisiert worden . . .“ Acht Tage später brachte dieselbe Zeitung in der Nr. 253, S. 2101 folgende Entgegnung: „Liegnitz, den 23. September. (Die Bibliothek der St. Peter- und Paulskirche.) Die © Correspondenz aus Liegnitz vom 13. September in der Beilage zu Nr. 246 der Schlesiſchen Zeitung enthält einen die Amtsehre eines würdigen Mannes beeinträchtigenden und deshalb zu berichtenden Irrthum. Die Bibliothek der Kirche zu St. Peter und Paul ist nicht durch die Mühewaltung des jetzigen Bibliothekars, Herrn Diakonus Peters, aus einer trübseligen Ver-

¹⁾ Registratur-Akten a. a. D., Bl. 77.

²⁾ Vgl. Pfarrarchiv a. a. D., Bl. 7 u. 11.

gangenheit emporgezogen und katalogisiert worden. Dieses Verdienst um die allerdings wertvolle Bibliothek gehört lediglich dem Vorgänger desselben, Herrn Pastor Matthaei, 3. St. an der Frauenkirche zu Liegnitz, welcher mit unsäglich Mühe und vieljährigem Fleiße, ohne alle anderweitige Unterstützung, die buchstäblich in Staub und Schmutz vergrabenen und in gänzliche Vergessenheit gerathenen Bücherschätze wieder aufgefunden, zu Tage gefördert, gereinigt, geordnet, vollständig katalogisiert und dem gelehrten Publikum zugänglich gemacht hat. Der Anspruchslosigkeit desselben gebührt diese öffentliche Anerkennung, wie sie ihm zu seiner Zeit durch die zahlreichen Benutzer der Bibliothek, unter denen ich nur die schlesischen Gelehrten Büsching, Hoffmann von Fallersleben, Geider namhaft mache, privatim zu Teil geworden ist. Des Herrn Diaconus Peters Verdienst ist es, mit Benutzung dieser mühsamen Vorarbeiten die Restauration der Bibliothek durch eigene tüchtige Arbeit weiter geführt und beziehungsweise vollendet, namentlich auch durch Erlangung der früher verweigerten nötigen Zuschüsse eine elegantere Ausstattung des Lokals und Aufstellung der Bücher bewirkt zu haben. Dem Verdienste seine Krone. Bibliophilos.“

Eines Kommentars bedarf diese kleine Zeitungskorrespondenz nicht. Der Charakter beider Männer wird hier deutlich beleuchtet. Bemerkenswert ist noch, daß hier Peters Bibliothekar und Matthaei sein Vorgänger genannt wird. Daraus geht hervor, daß Peters — wohl seit dem Jahre 1841, wie schon vorhin bemerkt — die Bibliothekarsgeschäfte geführt hat, während Matthaei offiziell die Verwaltung bis an sein Lebensende behielt. Denn als er 1851 starb, erhob Oberdiaconus Ansjorge Anspruch auf die Verwaltung der Bibliothek. Er berief sich darauf, daß „von jeher der Oberdiaconus zu St. Peter und Paul Bibliothekar gewesen“ wäre. Doch nicht so sehr das Interesse für dieses Amt als vielmehr die Mißbilligung des bisherigen Verhaltens seines Amtsgenossen Peters leitete ihn bei seinem Anspruche. Das geht deutlich aus seinem Schreiben vom 3. Juli 1851 an den Magistrat hervor. Dieser sah sich nun veranlaßt, die Frage des Bibliothekariats eingehender zu untersuchen. Er kam dabei zu dem Ergebnis, daß dem jedesmaligen Oberdiaconus keineswegs ein Recht auf die Verwaltung dieses Amtes zustehe; denn im Jahre 1836 sei nur zugesagt worden, daß nach dem Tode Matthaeis das Bibliothekariat jedenfalls wieder an einen der Geistlichen der Oberkirche fallen solle.¹⁾ Da nun Peters die Geschäfte bereits seit Jahren

¹⁾ Der Magistrat hätte auch darauf hinweisen können, daß — abgesehen von der Tatsache, daß auch Simon Grunäus noch als Pastor von U. L. Fr., ferner wiederholt Schulmänner im 17. Jahrhundert die Verwaltung der Bibliothek innegehabt hatten — noch im Jahre 1775 Mag. Gebauer als Pastor prim. „Bibliothecarius bei der Stadtbibliothek“, d. i. P.-P.-Kirchenbibl., gewesen war. Vgl. L. K.-Chr., Druckblatt, eingestekt zwischen S. 186 u. 189.

beforgt und sich um die Ordnung der Bibliothek verdient gemacht habe, so sehe der Magistrat sich nicht veranlaßt, ihm die Geschäfte nunmehr zu entziehen.

Peters begann nun die Katalogisierung auch der großen Sammlung von Dissertationen, Leichenpredigten usw. Es ist zu bedauern, daß er dabei die Vorarbeiten Matthaeis wieder völlig unberücksichtigt ließ. Hätte er die 300 letzten Sammelbände so bearbeitet, wie Matthaei die ersten 200, so besäßen wir wenigstens einen vollständigen und genauen systematischen Katalog dieser Sammlung. Anstatt dessen begann Peters von vorne und verzeichnete den Inhalt der einzelnen Bände der Reihe nach. Er kam damit aber nur bis zu Band 216, so daß wir nun zwei verschiedenen angelegte Kataloge dieser Sammlung haben, beide aber unvollständig. Als Peters 1864 Konsistorialrat wurde und aus dem Amte bei der Peter-Paul-Kirche schied, wurde seinem Nachfolger, Oberdiakonus Penzig, zwar ausdrücklich zur Aufgabe gemacht, den Katalog zu vervollständigen; aber geschehen ist es nicht. Auch die späteren Bibliothekare sind vor der von einer Kraft, und zwar im Nebenamt, allerdings nur im Laufe vieler Jahre zu leistenden, „unsäglich mühsamen und langwierigen Arbeit“ zurückgeschreckt.

Nach Peters' Abgang kam das Verhältnis des Oberdiakonus zum Amte des Bibliothekars wieder zur Erörterung. Sup. Stiller in Koischwitz rief im Jahre 1865 das Konsistorium um eine Entscheidung an. Dieses erwiderte: ob die Festsetzung der mit dem Amte des Bibliothekars an St. Peter und Paul in Liegnitz verbundenen Pflichten und Rechte in die Vakation des Oberdiakonus aufzunehmen sei, hänge ganz von der Entscheidung ab, ob beide Ämter als fest und stetig verbunden zu erachten seien oder nicht.¹⁾ Der Magistrat verneinte diese Frage und erklärte, er „müsse vielmehr den städtischen Behörden das Recht wahren, das Amte des Bibliothekars demjenigen zu übertragen, welcher hierzu am geeignetsten erscheine“. Das Konsistorium beruhigte sich dabei, indem es erklärte, diese Frage jetzt nicht weiter verfolgen zu wollen.²⁾ Am 18. September 1872 starb Penzig. Seinem Nachfolger im Oberdiakonat, Niepach, wurde auch das Bibliothekariat übertragen, wobei der Magistrat jedoch wieder ausdrücklich sich das Recht vorbehielt, für künftige Fälle einen andern Geistlichen der Kirche mit der Verwaltung dieses Amtes zu beauftragen.³⁾ Nach Niepachs Abgang wurde denn auch im Jahre 1877 Pastor prim. Ziegler und nach dessen Emeritierung 1902 Verfasser vom Gemeindefirchrenrat zum Bibliothekar gewählt. Jene grundsätzliche Ent-

¹⁾ Registr.-Akten a. a. O., Bl. 116.

²⁾ Pfarrarchiv. Sect. I, B 5, vol. I, Bl. 75.

³⁾ Ebenda Bl. 115b, auch Registr.-Akt., Bl. 129.

scheidung des Patrons war sicherlich ein Fortschritt gegenüber der früheren Praxis mit ihrem von Müller im Jahre 1819 geschilderten Übelstande. Dieser Fortschritt wurde auch notwendig, je mehr die Bibliothek an Umfang und ihre Benutzung besonders von auswärtigen Forschern zunahm.

Über die Benutzung der Bibliothek muß zum Schluß dieses Abschnittes noch ein Wort gesagt werden. Die Bibliothek war von Anfang an als eine öffentliche gedacht, die jedem wissenschaftlich Interessierten, besonders im ganzen Fürstentum Liegnitz, zugänglich sein sollte. Im 16. Jahrhundert konnte, wie wir sahen, dieser Charakter der Bibliothek noch nicht zur Geltung kommen. Im Jahre 1603 klagte Dr. Friedrich darüber, „das die Bibliothec (welche doch bei einer jeden Stad ein sondere Zier ist) in wenige acht biß dahero genommen worden, und das dan nachero die bücher ohne alle ordnung, darauf mit staube gleich bedeckt gelegen, also das sich derselben bequemlichen niemand zugebrauchen“. Eine Benutzung scheint trotzdem stattgefunden zu haben; denn Friedrich berichtet zugleich, „daß viel abgeborgete bücher, wie gesagt werden wil, aussenblieben“, weil sie nicht angeschlossen gewesen wären. Eine Ausleiherung fand damals auch bei öffentlichen Bibliotheken noch selten statt; die Benutzung geschah vielmehr im Bibliothekraum selbst, wobei die Befestigung der Bücher an Ketten eine peinliche Aufsicht unnötig machte.

Der Wunsch, unsre Bibliothek mehr als bisher zugänglich zu machen, wurde schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts rege. Am 27. Februar 1603 baten die Schöppen, Ältesten und Geschworenen den Rat, es möge „bisweilen in der Kirchen die Liberei eröffnet“ werden.¹⁾ Wie weit diesem Wunsche stattgegeben worden ist, wird nicht berichtet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts klagt ein Ungenannter im Schlesischen Allerlei, Stück 35, S. 553, darüber, daß diese Kirchenbibliothek nie oder doch sehr selten geöffnet werde, und wünscht, daß sie nützlich für die Stadt oder doch wenigstens für die studierende Jugend gemacht werden möchte. Ehrhardt erwidert²⁾ darauf, der Bibliothekar habe dazu weder Zeit noch Bestallung, und die Altertümer, die hier aufbewahrt würden, schafften der Stadt keinen Nutzen, am wenigsten aber der Schullugend, wenn sie auch noch so oft den der alten Mönchschreibart Unkundigen vorgezeigt würden. Es genüge, daß sie den Gelehrten auf Wunsch zugänglich seien. — Für den alten Teil der Bibliothek traf dies Urteil gewiß zu. Anders aber konnte es erscheinen, als die Lange'sche Sammlung dazu gekommen war; denn sie enthielt manches Buch, das für den allgemein Gebildeten Interesse haben konnte. Darum forderte, wie wir oben sahen, die Kgl. Kriegs-

¹⁾ Stadtarhiv, Akten Nr. 14, Blatt 336b.

²⁾ A. a. O. S. 287.

und Domänenkammer in Glogau die „Aufstellung zum Gebrauch des Publici“, und Werdermann erhielt den Auftrag, einige Bibliothekstunden wöchentlich zu halten. Das tat er auch die ersten Jahre; Sonnabend nachmittag war er auf der Bibliothek der Oberkirche, Mittwoch nachmittag auf der der Niederkirche. Er hat aber, wie er 1819 berichtet,¹⁾ „niemals Besuch erhalten“, — eine Erscheinung, die übrigens auch bei Universitätsbibliotheken in früheren Zeiten nicht selten war: „staubige, öde und unbesuchte Säle, in denen sich der Bibliothekar wöchentlich einige Stunden von Amts wegen aufhalten muß, um diese Zeit über — allein zu sein.“²⁾

Der Magistrat hielt aber an dem Wunsche fest, „die lange Zeit unbenußt gebliebene Bibliothek gemeinnütziger zu machen“ und kam wiederholt bei Gelegenheit darauf zurück. Im Jahre 1875 forderte er den Gemeindefkirchenrat auf, geeignete Maßregeln zu treffen, daß die Bibliothek „in passender Weise der öffentlichen Benutzung übergeben werde“. Zugleich wandte er sich an den Kgl. Staatsarchivar Professor Dr. Grünhagen in Breslau um Ratschläge und um Grundzüge eines Statuts für den Besuch und die Benutzung der Bibliothek.³⁾ Grünhagen übersandte außer dem gedruckten Reglement der Breslauer Universitätsbibliothek ausführliche „Gesichtspunkte, welche bei Einrichtung eines geordneten Geschäftsverkehrs für eine städtische resp. Kirchenbibliothek in Frage kommen dürften.“ Dabei ging er von der Voraussetzung aus, daß die Peter-Paul-Bibliothek zu einer Stadtbibliothek werden solle, ganz ähnlich wie dies in Breslau geschehen ist. Zu diesem Zwecke forderte er in erster Linie außer den Aufbewahrungsräumen der Bibliothek ein vollkommen getrenntes, wohl heizbares, hinreichend liches und geräumiges Lese- resp. Arbeitszimmer. Dazu für die Handschriften und Inkunabeln ein besonderes Zimmer oder wenigstens einen eigenen Schrank. — Das von Grünhagen gesteckte Ziel erschien aber damals noch unerreichbar. Daher begnügte man sich damit, ein Statut für Verwaltung und Benutzung der Bibliothek zu entwerfen. Von diesem Statut mögen hier wenigstens die wichtigsten Sätze über die Benutzung der Bibliothek angeführt werden: „§ 4. Die Bibliothek ist während des Sommerhalbjahres an jedem ersten Montag jeden Monats von 2—4 Uhr nachmittags geöffnet. Während des Winters haben sich etwaige Besucher zu derselben Zeit beim Bibliothekar in dessen Wohnung zu melden. In gleicher Weise findet die Ausleiherung von Büchern statt. § 5. Die Benutzung der Bibliothek ist gestattet allen königlichen und städtischen Beamten in Liegnitz, den Mitgliedern

¹⁾ Registr.-Mtt. a. a. D., Bl. 57 b.

²⁾ Vgl. Rohfeldt, über Bibliotheksbenutzungen im 17. Jahrh., Centralbl. f. B., 18 [1901], S. 54 ff.

³⁾ Pfarrarchiv, Sect. I A. Nr. 18, vol. I, Bl. 18 ff.

des Gemeindefkirchenrats und der Gemeindevertretung beider evangelischen Kirchen, allen Geistlichen und Lehrern und allen Einwohnern hiesiger Stadt, welche . . . als zuverlässig bekannt sind. Unter der letzteren Voraussetzung können auch Bücher an Auswärtige verliehen werden.“

Dieses Statut ist zwar nicht offiziell in Kraft getreten, hat aber im wesentlichen tatsächlich bisher zur Richtschnur bei der Verwaltung und Ausleihung der Bücher gedient. Die Bibliothek trägt heute insofern einen öffentlichen Charakter, als sie von jedem, der durch seine Stellung oder durch Bürgerschaft als zuverlässig gilt, benutzt werden kann. Bestimmte Bibliothekstunden können allerdings z. B. nicht gehalten werden, da das jetzige Lokal zu schwer erreichbar und die Benutzung durch Einheimische zu gering ist. Die Ausleihung geschieht gewöhnlich derart, daß die gewünschten Bücher schriftlich oder mündlich bestellt und dann im Kirchenbureau abgeholt werden. Handschriften und besonders wertvolle Bücher können in einem besonderen Zimmer benutzt werden. Nach auswärts findet die Verleihung unter den gleichen Bedingungen, wie bei allen öffentlichen wissenschaftlichen Bibliotheken statt.

V.

Gegenwärtiger Zustand der Bibliothek.

Die Bibliothek umfaßt z. B. rund fünftausend Werke, wozu noch etwa zwanzigtausend größere und kleinere Schriften, Abhandlungen, Programme und Predigten kommen. Die Vermehrung geschieht dauernd, wenn auch nur in sehr geringem Umfange. Es stehen jährlich nur 120 M. für die Unterhaltung der Bibliothek zur Verfügung; bis vor wenigen Jahren waren es gar nur 60 M. Die Bedeutung der Bibliothek liegt also nicht in ihrer Größe, sondern in ihrem Werte. Am wertvollsten ist der ältere und mittlere Teil, die Literatur bis Ende des 18. Jh. umfassend.

Da sind zunächst die mittelalterlichen Handschriften. Gemoll hat sie im Gynn.-Progr. Liegnitz 1900 beschrieben. Von den dort aufgeführten 68 Bänden sind aber drei Drucke, früher versehentlich unter die Handschriften gestellt. Einige der wertvollsten und bisher am meisten benutzten Handschriften mögen hier genannt sein. Band 1 und 2 enthalten den Sachsenpiegel mit einem großen Reichtum an Bildern, vom Magistrat im Jahre 1851 auf 1800 Tlr. abgeschätzt. Die Handschrift ist wiederholt von Gelehrten benutzt worden, z. B. i. J. 1851 von Dr. Homeyer zur Herausgabe des „Richtsteig“ und zuletzt i. J. 1901 von Hofrat Prof. Dr. R. v. Amira in München zur Herausgabe der Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenpiegels. — Hs 3 enthält das sächsische

Lehnrecht und den Schwabenspiegel. Der Text ist nach dem Urteil des Breslauer Rechtsgelehrten Dr. Geyder (1820) vorzüglich. — Von großem Werte ist auch die Hs 4. Sie enthält ein Stadtrechtbuch für den Gerichtshof des Fürstentums Liegnitz aus dem Jahre 1399. Es gibt hiervon nur noch eine Handschrift auf der Kgl. Bibliothek in Berlin, die von Böhme in seinen diplomatischen Beiträgen (1770—74; vgl. Teil III, S. 62 ff., Teil VI, S. 75) benutzt worden ist und von unsrer Handschrift an mehreren Stellen abzuweichen scheint. Beide Handschriften geben uns über mancherlei Verhältnisse, besonders des Fürstentums Liegnitz, im 14. Jahrhundert allein genügenden Aufschluß, z. B. was Gerichtsverfassung in den Städten, Rechte und Freiheiten der Handwerker usw. anlangt. So urteilt Geyder über diese Handschrift. — Am meisten ist in neuerer Zeit Hs 12, das Leben des hl. Franziskus von Assisi, benutzt worden. Der neueste Biograph des hl. Franziskus, Paul Sabatier, hat sie in den Opuscles de critique historique, Tome I (Paris 1903), S. 33—63 sehr eingehend beschrieben. — Weiter ist hervorzuheben Hs 53, das Leben der hl. Hedwig, aus dem Jahre 1300. Eine deutsche Übersetzung hat der Tentscheler Pastor J. G. Zeige herausgegeben (Liegnitz 1836), die aber äußerst selten geworden ist. — In Bd. 51 findet sich u. a. eine „Historia alexandri magni compendiose“, über die Oberlehrer Dr. A. Hilka in dem Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur 1907 handelt.¹⁾ Wie er am Schluß ankündigt, soll auch der Abdruck des Liegnitzer Alexandertextes erfolgen. — Hs 47 enthält einen Liviuskodex, über den wiederholt geschrieben worden ist. Vgl. Gemoll a. a. D., S. 45. —

Zwei große Meßbücher mit schönen Initialen und bronzenen Beschlägen aus dem 14. Jahrhundert — wahrscheinlich uralter Bestand der Peter-Paul-Kirche — hat Gemoll nicht mit aufgenommen. Eins von ihnen war im vorigen Jahrhundert in Gefahr, der Bibliothek verloren zu gehen. Im Jahre 1820 entlieh es der damalige, bald darauf wegen „Schwachsinnigkeit und Krankheit“ in den Ruhestand versetzte Bürgermeister und schenkte es einem General, der es an die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz weiter verschenkte. Erst nach vieler Mühe wurde es im Jahre 1829, besonders durch das Eingreifen des Bürgermeisters Jochmann zurückgewonnen.²⁾

Von dem nicht mittelalterlichen Handschriftenmaterial ist am wertvollsten, was von Val. Krautwalds Hand stammt. Einiges hat G. Bauch in den Darstellungen und Quellen zur schles. Geschichte, Bd. III (1907) veröffentlicht. Sonst ist noch zu nennen

¹⁾ „Eine bisher unbekannte lateinische Version des Alexanderromans aus einem Codex der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek in Liegnitz.“

²⁾ Vgl. Registr.-Akt. a. a. D.

Chr. Runges „Collegium Silesiacum“, 660 Seiten in 4^o, nach Krafferts Meinung „vielleicht die vollständigste schlesische Literaturgeschichte, die wir besitzen, und die bis zur Gegenwart fortgeführt eine Herausgabe wohl verdiente.“ — Gottfr. Buckischs Religionsakten, 6 Teile in 3 Bdn., sowie Gottfr. Hoppes „Evangelium Silesiae“ sind wohl auf den meisten bedeutenderen Bibliotheken Schlesiens handschriftlich zu finden. Für die Liegnitzer Schulgeschichte sind von Wert: „Allerhand Schulachen zum Schöhl-Präsidio (in Liegnitz) gehörig,“ von dem Liegnitzer Rektor Joppich, eine Fundgrube für die Geschichte des Liegnitzer Gymnasiums und von Kraffert auch reichlich benützt. — Noch wertvoller ist Chrph. Böhm's „Historia Scholarum Conjunctarum Lignicensium“, ein Foliant von 146 Bl., von Kraffert in seiner Geschichte des Gymnasiums zu Liegnitz (S. 2 ff.) ausführlich beschrieben. — Für die Lokalforschung von größtem Wert ist eine „Liegnitzische Chronik“ gewöhnlich als „Liegnitzer Kirchenchronik“ zitiert. Das Werk, ein Foliant von 484 S., besteht aus drei Teilen. Im 1. Teil wird von der alten Schlesier Religion und Ursprung und von den polnischen wie schlesischen Fürsten gehandelt. Der mittlere Teil gibt die eigentliche Chronik der Stadt Liegnitz, und der letzte Teil berichtet über die Weichbildstädte Goldberg, Hannau, Parchwitz, Nikollstadt, sowie über Wahlstatt, den Grödißberg, das Kloster Leubus und im Anhang über Schloß Fürstenstein. Die Nachrichten sind meist aus guten, zum Teil nicht mehr erhaltenen Quellen geschöpft. Sie reichen bis zum Jahre 1689 und sind dann von anderer Hand bis 1730 fortgesetzt. Verfasser der Chronik ist Gottfr. Schwebel, Schöffe und Kirchenkurator in Liegnitz, † 1692.¹⁾

An Inkunabeln (bis 1500) besitzt die Bibliothek rund 380, darunter viele „sehr seltene“ und „äußerst seltene“. Von Joh. de Turrecrematas Super Psalterium sind 3. B. von unserer Ausgabe nur noch 3 oder 4 weitere Exemplare bekannt. Von mehreren Werken besitzen wir die erste Ausgabe. An Druckstätten sind vertreten: Augsburg (Günther Zainer, Joh. Schüssler, Anton Sorg, Erhard Ratdolt); Basel (Joh. Amerbach, Nik. Kesler, Bernh. Richel, Berth. Rodt); Bologna (Benedictus Hectoris); Köln (Heinr. Quentell, Joh. Koelhoff d. Ä.); Lübeck (Lukas Brandis); Mainz (Peter Schöffner); Memmingen (Albert Kunne de Duderstat); Nürnberg (Ant. Koberger, Joh. Senfenschmid, Friedr. Creußner, Kaspar Hochfeder); Speier (Peter Drach); Straßburg (Joh. Mentelin, Heinr. Eggesteyn, Georg Husner, Martin Flach und der Drucker von Henricus Ariminensis); Ulm (Joh. Zainer); Benedig (Joh. und Gregor de Gregoriis, Peter Löfflein, Leonh. Wild, Andr. Torejanus de Asula, Dionysius Bertochus Bononiensis,

¹⁾ „Scribendam Gottfried Schwebel Lignicensis manu mea, Juni 1689,“ steht auf S. 224.

Michael Manzolus de Parma, Georg Arrivabenus Mantuanus, Baptista de Tortis, Andreas Calabrensis de Papia) u. a. m. — Ein besonderer Inkunabel-Katalog, den heutigen Anforderungen entsprechend, ist noch nicht vorhanden. Die Wiegendrucke sind vielmehr — mit Zuhilfenahme der bibliographischen Werke von Ebert, Hain und Panzer — in den Fachkatalog eingereiht.

Auch aus dem 16. Jahrhundert sind viele bibliothekarisch wertvolle Werke vorhanden. So z. B. die erste, sehr seltene Pariser Ausgabe von Gregors d. Gr. sämtlichen Werken aus dem Jahre 1518. Besonders zahlreich sind die Schriften der Reformatoren und ihrer Mitarbeiter vertreten. Darunter die erste Ausgabe von Luthers Übersetzung des Alten Testaments aus den Jahren 1523—24. Von den Werken des Desiderius Erasmus von Rotterdam finden sich eine große Anzahl. Auch das seltene vollständige Exemplar der Werke von Joh. Hus und Hieronymus von Prag ist vorhanden. Das bekannte erste evangelische Kirchengeschichtswerk des 16. Jahrhunderts, die sogenannten Magdeburger Centurien, 13 Teile in 8 Bänden, besitzen wir in der ursprünglichen Ausgabe. Dagegen sucht man die Schriften der beiden Männer, die gerade in der Liegnitzer Reformationsgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt haben, Valentin Krautwald und Kaspar v. Schwendfeld, fast vergeblich. Nur je 2 bzw. 3 Schriften von ihnen sind vorhanden. Das befremdet zunächst, wird aber erklärlich dadurch, daß die Liegnitzer Herzöge die Schriften dieser Männer auszuliefern und zu vernichten befohlen. —

Im übrigen sind aus dem 16. bis 18. Jahrhundert Werke aus allen wissenschaftlichen Gebieten vorhanden, theologische, philosophische, philologische, geschichtliche, juristische, medizinische, mathematische, naturwissenschaftliche usw. Das 19. Jahrhundert weist dagegen meist nur theologische, philosophische und geschichtliche Werke auf. Vollständig wird sich der Inhalt der Bibliothek aber erst übersehen lassen, wenn der Katalog der Reimannschen Sammlung fertig gestellt ist. Neben manchen Schriften größeren Umfangs enthält diese Sammlung vor allem die Flugschriften- und Broschüren-Literatur zumteil aus dem 16. Jahrhundert, besonders aber aus dem 17. und dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, und zwar aus allen Gebieten des geistigen Lebens. Es spiegeln sich darin die Probleme, Sorgen, Nöte und Strebungen von damals deutlich wieder. Manches Unbrauchbare ist darunter, aber doch auch viele seltene Schriften von Wichtigkeit für die Literatur- und Kulturgeschichte. Besonders die geschichtlichen Stoffe enthalten manches, was noch heute für den Forscher wertvoll ist. Auch finden sich in der Sammlung etwa 3000 Leichen- und andere Gelegenheitspredigten. Der Wert der Leichenpredigten als geschichtliche Quelle und besondere Literaturgattung wird neuerdings mehr als früher erkannt. Für die aufblühende Personen- und

Familienforschung ist hier viel Stoff. Gerade die Leichenpredigten unserer Bibliothek sind darum in neuerer Zeit besonders häufig begehrt worden. Um so dringender wird die vollständige und zweckmäßige Inventarisierung dieser Sammlung. Diese mühsame und zeitraubende Arbeit wird aber noch manches Jahr in Anspruch nehmen, zumal der jetzige Bibliothekraum die Arbeit noch erheblich erschwert, im Winter aber einfach unmöglich macht.

Bei der Erneuerung der Kirche in den Jahren 1892—94 hat nämlich die Bibliothek ihren früheren Standort über der Sakristei, den sie seit der Rückgabe aus der Johanniskirche Jahrhunderte lang inne gehabt hat, verloren. Er wurde zur Gewinnung von 228 neuen Sitzplätzen in die Kirche hineingezogen. Für die Bibliothek wurden Räume in dem südlichen Kirchturm ausgebaut. Sie sind zwar trocken, und das Baumaterial besteht fast nur aus Stein und Eisen; aber es fehlt ein feuersicherer Abschluß nach dem obern Teile des Turmes, der viel Holz enthält. Bei einem Turmbrande würde die Bibliothek rettungslos verloren sein. Daß aber ein solcher Turmbrand trotz aller modernen technischen Fortschritte nicht ausgeschlossen ist, haben die Kirchenbrände der letzten Jahre in Hamburg und Berlin gezeigt.

Zu dieser Feuersgefahr kommen noch weitere Mißstände. Eine Bibliothek in den oberen Teil eines Kirchturmes verlegen, bedeutet nichts andres, als ihre Schätze der Vergessenheit und dem allmählichen Verderben weihen, wenn nicht zugleich 1. für einen bequemen Zugang gesorgt wird, der dem Bibliothekar das jederzeitige Arbeiten und dem Publikum eine unbeschwerliche Benutzung ermöglicht, und 2. Vorkehrungen getroffen werden, daß die Bücher wenigstens vor dem größten Staube bewahrt werden können. Beide Voraussetzungen treffen aber bei den jetzigen Bibliothekräumen nicht zu. Als bequemen Zugang wird man das Erklimmen von 84 Stufen auf einer schmalen Wendeltreppe nicht bezeichnen können. Und vor der Verstaubung sind auch die wertvollsten Bücher, die auf andern Bibliotheken in staubichern Schränken aufbewahrt werden, in unsern Räumen nicht zu schützen; denn die Aufstellung von Schränken ist wegen Raummangels unmöglich.

Diese Übelstände haben denn auch in den letzten Jahren wiederholt zu der dringenden Forderung geführt, bessere und bequemere Räume für die Bibliothek zu schaffen. Dabei ist der Gedanke angeregt worden, die Kirchenbibliothek von Unserer Lieben Frauen, die mit ihren etwa 2000 Bänden jetzt fast völlig der Vergessenheit anheimgefallen ist, mit unsrer Bibliothek in gemeinsamen Räumen unterzubringen, ohne daß die beiden Gemeinden ihr Eigentumsrecht aufgeben. Diesen Gedanken hat der verstorbene Direktor der Breslauer Stadtbibliothek, Professor Dr. Markgraf, auf das wärmste befürwortet, wenn er in einem Gutachten vom

19. Dezember 1905 sagt: „Die beiden genannten Bibliotheken enthalten, wie bekannt, zahlreiche seltene und besonders durch ihr Alter wertvolle Werke, Werke, die für die allgemeine Geschichte der Wissenschaften, sowie für die Kenntnis der geistigen und politischen Entwicklung Schlesiens von Bedeutung sind In Anbetracht des hohen Wertes der alten Bücher ist ihre dauernde Erhaltung und ihre bequeme Benutzbarkeit für die wissenschaftlichen Kreise auf das dringendste zu wünschen. Beides ist aber nur zu erreichen durch eine den heutigen Anforderungen genügende, bibliographisch genaue Verzeichnung der Bestände und durch eine zweckmäßige Anordnung und Aufstellung der Bücher in gemeinsamen, allgemein zugänglichen, für Bibliothekszwecke geeigneten Räumen. Ich kann daher den Plan einer Vereinigung der beiden Kirchenbibliotheken nur auf das allerwärmste befürworten und bin der festen Überzeugung, daß die Kirchengemeinden durch eine derartige Zusammenziehung ihrer Bücher- und Handschriftensätze sich den lebhaften Dank nicht nur aller Freunde der schlesischen Geschichte, sondern der gelehrten Welt überhaupt verdienen werden. Ich halte die Vereinigung und Erschließung der beiden Kirchenbibliotheken für eine Ehrenpflicht gegenüber der Wissenschaft, deren Erfüllung zwar gewisse Opfer fordert, aber durch wirkliche Nugbarmachung der sonst toten Schätze sich reichlich lohnen wird. — Aus meiner eigenen Berufserfahrung kann ich hinzufügen, daß die im Jahre 1866 erfolgte Vereinigung der beiden Breslauer Kirchenbibliotheken zu St. Maria-Magdalena und zu Bernhardin und die damit in Verbindung stehende gleichzeitige Schaffung einer Stadtbibliothek sich als eine außerordentlich segensreiche Maßnahme erwiesen hat, die für das geistige Leben unserer Stadt und Provinz von weittragender Bedeutung geworden ist. Es steht zu hoffen, daß auch in Plogitz die Zusammenziehung der jetzt getrennten und völlig brach liegenden Büchersammlungen und damit die Gründung einer größeren wissenschaftlichen Bibliothek einen Aufschwung des gesamten geistigen Lebens und wissenschaftlichen Arbeitens zur Folge haben werde“.

Zweifellos wäre die Vereinigung beider Bibliotheken ein bedeutsamer Fortschritt. Sehr wahrscheinlich würden auch noch andere kleinere wissenschaftliche Bücherbestände mancher Vereine unter Wahrung des Eigentumsrechtes zur Mitverwaltung übergeben werden. Dadurch würde zugleich das Interesse für die Bibliothek in weiteren Kreisen wieder geweckt werden und zu Schenkungen einzelner Werke oder ganzer Nachlässe, wie zu Stiftungen von Legaten führen, wie es die Erfahrung in anderen Orten und auch die Geschichte unserer Kirchen-Bibliothek zeigt. Die Ausführung dieses Planes ist aber in erster Linie von der Beschaffung geeigneter Räume abhängig. Die kirchlichen Körper-

schaften von St. Peter und Paul haben sich in den letzten Jahren auch wiederholt mit dieser Frage beschäftigt. Die Lösung der Lokalfrage ist aber für die Kirchengemeinde z. Z. äußerst schwierig. Man hat deshalb darauf hingewiesen, daß auch die Stadt ein Interesse an der Lösung dieser Aufgabe haben dürfte, nicht bloß wegen der historischen Beziehungen zu der Kirchenbibliothek von St. Peter und Paul, sondern auch aus der Erwägung heraus, daß einer Stadt von der Größe wie Liegnitz eine größere wissenschaftliche, den heutigen Anforderungen entsprechend eingerichtete Bibliothek unmöglich auf die Dauer fehlen darf. Das ist gewiß richtig und auch eine Kulturaufgabe, die natürlich einige Opfer erfordert, aber nicht vernachlässigt werden darf. Was vor 300 Jahren der damalige Bürgermeister Dr. Friedrich sagte, das trifft auch heute noch zu: daß eine Bibliothek bei einer jeden Stadt eine sondere Zier ist. Doch ob so oder anders, gelöst muß jedenfalls die Aufgabe der anderweitigen Unterbringung unserer Peter-Paul-Kirchenbibliothek auf irgend eine Weise in absehbarer Zeit werden. Denn mit Recht sagt die Redaktion der „Schlesischen Geschichtsblätter“ (1908, Nr. 2, S. 48) im Anschluß an einen Bericht über unsere Kirchenbibliothek: „Nur in gut gelegenen Räumen können die Schätze der Liegnitzer Bibliotheken in zweckentsprechender Weise für die Wissenschaft ausgebeutet werden.“

Die preußische Gesetzgebung zum Schutz des Stadt- und Landschaftsbildes und ihre praktische Anwendung für Niederschlesien.

Von Richard Bahn.

In dem Aufruf an unsere Heimatgenossen im Fürstentum Liegnitz (Heft 1, Seite 205 ff. unserer Mitteilungen) hatten wir den Heimatschutz in Niederschlesien als eine wichtige Aufgabe unseres Vereins hingestellt. In den Vereinsberichten ist dargetan, wie wir auf diesem Gebiete tätig gewesen sind. Die Aussichten für eine erfolgreiche Arbeit haben sich inzwischen durch das Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden vom 15. Juli 1907 etwas gebessert. Vom § 1 abgesehen ist darin aber die Anwendung des Gesetzes überall der Entschliebung der einzelnen Kommunen oder — für landschaftlich hervorragende Gegenden — des Regierungspräsidenten überlassen. Wenn wir nun hofften, die niederschlesischen Städte würden, namentlich nach der ihnen dazu vom Herrn Landeshauptmann von Schlesien unter dem 4. Mai 1908 zugegangenen Aufforderung, alsbald in edlem Wettstreit ihr hübsches Stadtbild durch ein Ortsstatut sichern, so haben wir uns sehr getäuscht. Freilich haben Görlitz und Neiße sich ein umfassendes Ortsstatut geschaffen. In Niederschlesien ist aber, von dem Gebirgsdorfe Saalberg u. d. Rynast abgesehen, u. W. bis jetzt nichts geschehen. In Liegnitz wurde trotz unserer Mühen infolge einer Agitation der Hausbesitzer nur ein Ortsstatut gegen Reklameunwesen angenommen, dem aber der Bezirksauschuß, als dem Gesetze nicht entsprechend, die Genehmigung versagt hat.

Um nun unseren Vereinsmitgliedern und sonstigen Interessenten die Möglichkeit zu geben, im Sinne eines wirksamen Heimatschutzes tätig zu werden, geben wir nachstehend die dafür bestehenden gesetzlichen Bestimmungen mit einigen Erläuterungen und als Muster zu einem ausreichenden Ortsstatut zum Schutz des Stadtbildes das der Stadt Görlitz nachstehend wieder.



Durch Reklameaufschriften verunstaltetes
 altes Renaissancehaus auf dem Ringe in Liegnitz.
 (Haus zum Wachtelkorbe.)

I. Die früheren, noch jetzt gültigen gesetzlichen Bestimmungen.

In der Freiheit, seinen Grund und Boden mit Gebäuden zu besetzen oder seine Gebäude zu verändern, wird vom ästhetischen Gesichtspunkte aus der Eigentümer im Gebiete des Landrechts durch die §§ 66, 71 I 8 A. L. R. (Einführungsgesetz zum B. G. B. Art. 109) beschränkt.

Sie lauten:

§ 66.

„Zum Schaden oder zur Unsicherheit des gemeinen Wesens, oder zur Verunstaltung der Städte und öffentlichen Plätze soll kein Bau und keine Veränderung vorgenommen werden.

§ 71.

In allen Fällen, wo sich findet, daß ein ohne vorhergegangene Anzeige unternommener Bau schädlich oder gefährlich für das Publikum sei oder zur groben Verunstaltung einer Straße oder eines Platzes gereiche, muß derselbe nach der Anweisung der Obrigkeit geändert werden.“

Die gerichtliche Praxis hat diese Vorschriften streng ausgelegt. Die Anwendung jener Vorschriften ist hiernach nur in den wenigen Fällen für zulässig erklärt, in denen es sich um die Verhütung eines positiv häßlichen Zustandes handelt, der jedes für ästhetische Gestaltung offene Auge verlezt. Bei dieser engen Begrenzung hat die gesetzliche Handhabe in vielen Fällen versagt, in denen weit über die Kreise der Kunstverständigen hinaus an dem geschaffenen Zustande Anstoß genommen und er als unvereinbar mit dem öffentlichen Interesse bemängelt wurde.

In den Gebieten des gemeinen Rechts und des Rheinischen Bürgerlichen Gesetzbuches haben die erwähnten landrechtlichen Sondervorschriften keine Geltung. Nur vereinzelt sind hier gesetzliche Bestimmungen getroffen, die einen gleichen ästhetischen Schutz erstreben, wie ihn das allgemeine Landrecht durch die §§ 66, 71 I 8 gewährt.

II. Gesetz gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden. Vom 2. Juni 1902.

Die Landespolizeibehörden sind befugt, zur Verhinderung der Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden solche Reklameschilder und sonstige Aufschriften und Abbildungen, welche das Landschaftsbild verunzieren, außerhalb der geschlossenen Ortschaften durch Polizeiverordnung auf Grund des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 zu verbieten und zwar auch für einzelne Kreise oder Teile derselben.

III. Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden.

Vom 15. Juli 1907.

§ 1.

Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen ist zu versagen, wenn dadurch Straßen oder Plätze der Ortschaft oder das Ortsbild gröblich verunstaltet werden würden.

§ 2.

Durch Ortsstatut kann für bestimmte Straßen und Plätze von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung vorgeschrieben werden, daß die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen zu versagen ist, wenn dadurch die Eigenart des Orts- oder Straßenbildes beeinträchtigt werden würde. Ferner kann durch Ortsstatut vorgeschrieben werden, daß die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung baulicher Änderungen an einzelnen Bauwerken von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung und zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen in der Umgebung solcher Bauwerke zu versagen ist, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde.

Wenn die Bauausführung nach dem Bauentwurfe dem Gepräge der Umgebung der Baustelle im wesentlichen entsprechen würde und die Kosten der trotzdem auf Grund des Ortsstatuts geforderten Änderungen in keinem angemessenen Verhältnisse zu den dem Bauherrn zur Last fallenden Kosten der Bauausführung stehen würden, so ist von der Anwendung des Ortsstatuts abzusehen.

§ 3.

Durch Ortsstatut kann vorgeschrieben werden, daß die Anbringung von Reklameschildern, Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen der Genehmigung der Baupolizeibehörde bedarf. Die Genehmigung ist unter den gleichen Voraussetzungen zu versagen, unter denen nach den §§ 1 und 2 die Genehmigung zu Bauausführungen zu versagen ist.

§ 4.

Durch Ortsstatut können für die Bebauung bestimmter Flächen wie Landhausviertel, Badeorte, Prachtstraßen besondere, über das sonst baupolizeilich zulässige Maß hinausgehende Anforderungen gestellt werden.

§ 5.

Der Beschlußfassung über das Ortsstatut hat in den Fällen der §§ 2 und 4 eine Anhörung Sachverständiger vorauszu gehen.

§ 6.

Sofern in dem auf Grund des § 2 erlassenen Ortsstatute keine anderen Bestimmungen getroffen werden, sind vor Erteilung oder Versagung der Genehmigung Sachverständige und der Gemeindevorstand zu hören. Will die Baupolizeibehörde die Genehmigung gegen den Antrag des Gemeindevorstandes erteilen, so hat sie ihm dieses durch Bescheid mitzuteilen. Gegen den Bescheid steht dem Gemeindevorstand innerhalb zwei Wochen die Beschwerde an die Aufsichtsbehörde zu.

In Gemeinden, in denen der Gemeindevorstand nicht aus einer Mehrheit von Personen besteht und der Gemeindevorsteher (Bürgermeister), zugleich Ortspolizeiverwalter ist, tritt an die Stelle des Gemeindevorstandes, sofern nicht in dem Ortsstatut etwas anderes bestimmt wird, der Gemeindebeamte, welcher den Gemeindevorsteher in Behinderungsfällen zu vertreten hat.

§ 7.

Für selbständige Gutsbezirke können die dem Ortsstatute vorbehaltenen Vorschriften nach Anhörung des Gutsvorstehers von dem Kreisauschuß erlassen werden. Der Beschluß des Kreisauschusses bedarf der Bestätigung des Bezirksauschusses. Die Bestimmungen des § 2 Abs. 2, § 5 und § 6 finden sinngemäß Anwendung.

§ 8.

Der Regierungspräsident ist befugt, mit Zustimmung des Bezirksauschusses für landschaftlich hervorragende Teile des Regierungsbezirkes vorzuschreiben, daß die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen außerhalb der Ortschaften versagt werden kann, wenn dadurch das Landschaftsbild gröblich verunstaltet werden würde und dies durch die Wahl eines anderen Bauplatzes oder eine andere Baugestaltung oder die Verwendung anderen Baumaterials vermieden werden kann.

Vor Versagung der Genehmigung sind Sachverständige und der Gemeindevorstand zu hören. In Gemeinden, in denen der Gemeindevorstand nicht aus einer Mehrheit von Personen besteht und der Gemeindevorsteher (Bürgermeister) zugleich Ortspolizeiverwalter ist, tritt an die Stelle des Gemeindevorstandes, sofern nicht durch Ortsstatut etwas anderes bestimmt wird, der Gemeindebeamte, welcher den Gemeindevorsteher in Behinderungsfällen zu vertreten hat.

V. Ortsstatut zum Schutze der Stadt Görlitz gegen Verunstaltung.

Auf Grund des § 11 der Städteordnung vom 30. Mai 1853 und des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden, vom 15. Juli 1907 (G. S. S. 260) wird mit Zustimmung der Stadtverordneten-Versammlung für den Stadtkreis Görlitz folgendes Ortsstatut festgesetzt:

§ 1.

Für folgende Straßen und Plätze von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung ist die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen zu versagen, wenn dadurch die Eigenart des Orts- oder Straßen- (Platz-) bildes beeinträchtigt werden würde:

Grüner Graben, Schanze, alter Nikolaisriedhof mit Kirche, Finsterthorstraße, Nothenburgerstraße, Hoherstraße, Uferstraße, Kahle, Struwestraße, an der Frauenkirche, Demianiplatz.

Töpferberg, Breslauerstraße, Wasserpforte, Pragerstraße und diejenigen Straßen und Plätze der Stadt, welche von den vorgenannten Straßen begrenzt in der Altstadt liegen.

§ 2.

Die baupolizeiliche Genehmigung ist ferner zu versagen:

- a) zur Ausführung baulicher Änderungen an folgenden einzelnen Bauwerken von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung: Heilige Grabkirche, Lutherkirche, Jakobikirche, Kirche der Alt-Lutheraner, Gedenkhalle,
- b) zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen in der Umgebung der zu a) genannten Bauwerke, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde.

§ 3.

Die Bestimmungen der §§ 1 und 2 finden auch Anwendung auf bauliche Änderungen in Form und Farbe und auf den Abbruch von Gebäudeteilen oder Einzelheiten an Gebäuden von geschichtlicher, künstlerischer oder kunsthistorischer Bedeutung.

§ 4.

Die Anbringung von Reklameschildern, Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen bedarf der Genehmigung der Baupolizeibehörde.

Die Genehmigung ist unter den gleichen Voraussetzungen zu versagen, unter denen nach § 1 des Gesetzes vom 15. Juli 1907 bzw. nach §§ 1 bis 3 dieser Satzung die Genehmigung zu Bauausführungen zu versagen ist.

§ 5.

Zur Beratung der Angelegenheiten dieser Satzung wird eine Verwaltungsdeputation nach § 59 der Städteordnung gebildet.

Diese wird zusammengesetzt aus:

- 2 Mitgliedern des Magistrats,
- 6 bürgerchaftlichen Mitgliedern, von denen 2 Stadtverordnete sein müssen.

Der jedesmalige Stadtbauinspektor ist stimmberechtigtes Mitglied. Zu den Beratungen sind ohne Stimmberechtigung hinzuzuziehen mindestens 2 Kunst- und Geschichtsgelehrte, 2 Architekten, welche von den stimmberechtigten Mitgliedern der Deputation gewählt werden.

Vor der Beschlußfassung der Baupolizei ist die Deputation und der Magistrat zu hören.

§ 6.

Das Ortsstatut tritt in Kraft mit dem ersten Tage nach seiner Veröffentlichung.

Görlitz, den $\frac{14. \text{November}}{6./18. \text{Dezember}}$ 1907.

Der Magistrat. Die Stadtverordneten-Versammlung.

Das Gesetz vom 15. Juli 1907 hat nirgends befriedigt. Die Regierung hat es anders gewollt. Die Hauseigentümer behaupten, daß es ihre Eigentumsrechte in unerhörter Weise schmälere, und die Freunde eines ausgiebigen Heimatschutzes fühlen sich dadurch stark enttäuscht.

Der § 1 des ursprünglichen Regierungsentwurfes hatte gelautet: „Die Ortspolizeibehörde ist befugt, Bauausführungen zu verbieten, welche die Straßen und Plätze oder das Gesamtbild einer Ortschaft oder in landschaftlich hervorragenden Gegenden das Landschaftsbild verunstalten.“

Der preußische Landtag hat dagegen im § 1 des cit. Gesetzes nur die unzureichenden Bestimmungen des preußischen Landrechtes — allerdings für ganz Preußen — wiederholt. Wenn einige Optimisten ihre Hoffnung darauf setzen, daß das Landrecht nur „grobe,“ das Gesetz „gröbliche,“ also — wegen der Anwendung des Diminutivs — auch etwas weniger grobe Verunstaltungen treffe, so dürfte die Unterscheidung, wenn sie berechtigt wäre, praktisch kaum von Bedeutung sein.

Alles übrige ist, wie schon erwähnt, in die Hände der Stadtvertretungen gelegt. Das gilt nach § 3 für die Beschränkung der Reklame schlechthin. Diese wird, selbst dann, wenn sie Straßen oder Plätze der Ortschaft oder des Ortsbildes gröblich verunstaltet, durch das Gesetz nicht direkt eingeschränkt. Hier ist alles der Regelung durch ein Ortsstatut überlassen und eine Verunstaltung durch Reklame, die nicht gerade gröblich ist, kann überhaupt nur für bestimmte Straßen und Plätze oder einzelne Gebäude verboten werden.

Ein absoluter Schutz zur Erhaltung historisch oder künstlerisch wichtiger Gebäude ist in dem Gesetze überhaupt nicht gegeben. Was von Heimatschutz darin noch übrig ist, beschränkt sich — richtig verstanden — darauf, daß den Hauseigentümern ein unentgeltlicher, künstlerischer Beirat für Veränderungen an ihren Grundstücken zur Seite gestellt wird.

Ein Hausbesitzer-Verein konnte das Gesetz nicht schlechter machen als der preußische Landtag, und doch gefällt es den Hausbesitzern nicht.

Zum größten Teil beruht diese Abneigung zweifellos auf einem Mißverstehen seiner Tragweite.

Zunächst handelt es sich gar nicht um die ganze Stadt, sondern regelmäßig um einen Platz und einige wenige Häuser. Wenn eine Stadt mehr tut, wie z. B. Görlitz und Schweidnitz, so ist das natürlich nur erfreulich.

Die Furcht vor einer Schädigung der Hauseigentümer ist aber überhaupt nicht begründet.

Es kann durch das Statut nicht verhindert werden, daß jemand sein Haus abreißt und Neubaut, einen Laden anlegt oder neue Etagen aufsetzt.

Der Hauseigentümer eines historisch oder künstlerisch wertvollen Gebäudes soll lediglich bei Veränderungen nicht durch grobe Stilwidrigkeiten den Eindruck des Hauses oder der Nachbargebäude stören. Die durch Ortsstatut einzusetzende Verwaltungs-Deputation würde also ihm beratend zur Seite stehen, um solche das allgemeine und sein eigenes Interesse schädigende Stilwidrigkeiten zu verhindern. Dabei ist ausdrücklich im Gesetze vorgesehen, daß die Beschränkungen der Grundstückseigentümer wegfallen, wenn die Bauausführung dem Gepräge der Umgebung im wesentlichen entsprechen würde und die Kosten der trotzdem geforderten Änderungen in keinem angemessenen Verhältnisse zu den dem Bauherrn zur Last fallenden Kosten der Bauausführung stehen würden.

Wenn aber auch einmal ein Opfer zu bringen wäre, so denke man daran, welche Opfer die Grundstückseigentümer in den neuen Stadtteilen z. B. durch die Festsetzung der Landhauszone, in den

alten durch Festlegung der Baufluchtlinie bringen müssen und wie ein Schutz der Mitbürger gegen lärmenden Gewerbebetrieb, gegen Rauch und üble Gerüche unter Beschränkung der Rechte des Grundstückseigentümers überall gewährt wird. Dann wird man sich auch zu solchen geringen Opfern im Interesse der Erhaltung eines schönen Stadtbildes gern entschließen.

Was nun im besonderen die Frage angeht, in welchem Umfange der Schutz durch das Ortsstatut normiert werden soll, so wird der durch § 2 und 3 des Gesetzes „für bestimmte Straßen und Plätze von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung“ ermöglichte Schutz in den niederschlesischen Städten für Straßen selten nötig werden. Für Plätze ist er aber u. E. fast in keiner Stadt zu entbehren. Die öffentlichen Plätze dienen von Alters her der Repräsentation. Sie bilden gewissermaßen städtische Empfangszimmer. Selbst die kleinsten Städte legten von jeher Wert darauf, wenigstens im Markt (oder Ring) einen Repräsentationsraum unter freiem Himmel zu besitzen, und so sind die schönen charakteristischen Marktplätze nicht blos in Florenz und Venedig, in Lübeck und Breslau, sondern auch in unseren kleineren Städten wie Hirschberg, Jauer, Löwenberg, Goldberg usw. entstanden.

Hat sich unser Empfinden so gewandelt, daß uns das Bedürfnis dafür jetzt abgeht? — Wir können es nicht glauben. Es entspräche das nicht dem Zuge unserer Zeit, in der selbst der kleine Bürger seine Freude an seiner „guten Stube“ innerhalb seiner vier Pfähle hat.

Wenn aber so das Verlangen nach einem vornehmen städtischen Repräsentationsplatze ein berechtigtes ist, dann schütze man in unseren niederschlesischen Städten vor allem die Ringe.

Im übrigen wird es sich regelmäßig immer um einzelne Bauten handeln, so in Liegnitz um das alte Rathaus, die Heringsbauden, die Ritterakademie, das ehemalige Jesuitenkollegium (Steinmarkt 1), das Jesuitenseminar (Steinmarkt 3), das Leubusser Haus (Kohlmarkt 1) und das in diesem Hefte abgebildete alte Renaissancehaus („Zum Wachtelkorbe“, Ring 40) und vielleicht auch noch um das Weiße Roß (Kohlmarkt Nr. 22). Nur die letzteren drei und eine Heringsbaude befinden sich im Privatbesitz. Bauliche Änderungen sind bei ihnen in den nächsten 50 Jahren nicht wahrscheinlich, und sie sollen durch das Ortsstatut, wie erwähnt, nur gegen stilwidrige Änderungen geschützt werden. Der Herr Möbelfabrikant E. Tritschler in Firma Gentner hier hat nicht nur aus freien Stücken die Erhaltung des Barockportals seines Hauses, Bäckerstraße Nr. 27, durch eine Vormerkung im Grundbuche zu Gunsten der Stadt sichern lassen, sondern sich auch damit einverstanden erklärt, daß sein ganzes Haus unter den Schutz des Ortsstatuts gestellt wird. So vermögen wir nicht einzusehen, wie

Stadtverordnete, die das Wohl der ganzen Stadt im Auge haben, einem Ortsstatut in obiger Beschränkung Widerstand leisten können.

Wenn eine Stadt jetzt, nachdem das Gesetz die Möglichkeit gegeben hat, das Stadtbild in gewissem Umfange vor den Verunstaltungen der modernen Kultur zu schützen, es unterläßt, diesen Schutz durch ein Ortsstatut auszusprechen, so gibt es dafür nur zwei Erklärungen.

Entweder sind in der Stadt keine Straßen, Plätze oder Gebäude von geschichtlichem oder künstlerischem Werte vorhanden. — Das wird aber nur für wenige niedererschlesische Städte zutreffen.

Oder es mangelt der Stadtvertretung an dem rechten Urtheil über den Wert einer Heimat, in der eine vornehme ästhetische Kultur das Leben nicht blos durch Schaffung gärtnerischer Anlagen, sondern ebenso durch die Erhaltung alter, historisch oder künstlerisch bedeutender Gebäude, Straßen und Plätze verschönt und lebenswert macht. — Das darf für keine niedererschlesische Stadt Geltung haben, am wenigsten für die Hauptstadt des Regierungsbezirktes, für unser Liegnitz.

Kleinere Mitteilungen.

Altertumsfunde in und bei Goldberg.

I. In der Stadt.

Die mündliche Überlieferung berichtet von mehreren Urnenfunden auf Goldberger Boden. So sind im Jahr 1881 auf dem Burgberge, wo sich jetzt die Schwabe-Priesemuth-Stiftung erhebt, mehrere Tongefäße ausgegraben worden. Es ist aber von ihnen ebensowenig etwas erhalten geblieben, wie von dem keramischen Funde, der einige Jahre später vor dem Niedertore im Hospitalgarten beim Ausroden eines Baumes gemacht wurde. Da auch von beiden weder eine Abbildung noch eine Beschreibung vorhanden ist, so sind wir nicht in der Lage festzustellen, aus welcher Zeit die Gegenstände stammen. Das ist sehr zu bedauern; vielleicht hätten sie die Frage beantworten helfen, ob sich an der Stelle, wo seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts die deutsche Stadt Goldberg steht, vorher schon eine slavische und vielleicht auch eine voroslavische Ansiedlung befunden hat. Für die Gegenwart und Zukunft ist die Sicherung und Beschreibung von solchen für die Lokalgeschichte wichtigen Gegenständen dringend zu wünschen und so soll hier ein Fund, der vor 2 Jahren bei Erarbeiten für das neue Volksschulgebäude auf der sogenannten „Commende“ gemacht wurde, kurz besprochen werden.

Als man 1905 die Mauern des Hauses, das seit dem Jahre 1841 zu städtischen Schulzwecken gedient hatte, niederriß, stieß man im November auf Reste von Grundmauern des alten Gebäudes, das einst von den Johanniter-Rittern erbaut und benutzt war. Bei der Beseitigung der Mauerreste zeigten sich 4 Erdgruben. Von ihnen konnte leider nur eine wissenschaftlich untersucht werden, da die anderen drei bereits vorher von den Arbeitern wieder zugeschüttet oder überbaut worden waren. Auch aus der vierten Grube war schon der unter Sand und Schutt aufgedeckte Inhalt ans Tageslicht befördert worden.

Die Gruben erstreckten sich nach der Aussage der Arbeiter 3—4 m tief unter die dortige Erdoberfläche. Die noch offene vierte Grube hatte oben einen Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ —2 m und verengte sich nach unten. Es soll hier nicht erörtert werden, zu

welchem Zwecke diese tiefen Löcher angefertigt worden sind. Ob es Zufluchtsstätten oder Erdgruben für Arbeiter, ob es Abfallgruben für angrenzende Wohnstätten oder vielleicht alte Schachtzugänge gemeinen sind, läßt sich nach dem vorliegenden unsicheren Fundbericht nicht genügend feststellen.

Der zu Tage geförderte Inhalt der einen Grube ergab folgendes Resultat. Außer Holzkohlenresten und verschiedenen Tierknochen, — darunter befand sich der Schädel eines Hundes und die Kinnlade eines Pferdes, — waren ein Wehstein aus Porphyr von 20 cm Durchmesser mit viereckiger Öffnung in der Mitte, ein Mahlstein und ein Kornquetscher aus Stein in Größe und Form eines großen Gänseei's sowie verschiedene keramische Gegenstände an das Tageslicht gezogen. Unter letzteren waren 2 leidlich erhaltene Gefäße von je 17 und 18 cm Höhe mit einer oberen Öffnung von je 12 und 13 cm Durchmesser besonders zu bemerken. Sie verraten, obwohl sie auf der Drehscheibe gearbeitet sind, keinen hohen Grad von technischem Geschick. Auf ihrer Oberfläche sind sie wenig eben und zeigen weder eine Glättung noch einen Überzug von Tonlösung. Löcher, wie man sie öfters nachträglich zum leichteren Anfassen einzubohren pflegte, fehlen. Die Gliederung ist verschieden. Teilweise haben sie an der Randumfassung eine Einbuchtung zur Aufnahme eines Deckels. Es fand sich auch ein Deckel, der eine nach oben zulaufende Form mit einem flachen Knopfe aufweist. Ein Gefäß — leider zerbrochen — hat rings um den Hals ein Band von dicht aneinander gereihten eigenartigen Kreuzornamenten, die durch einen Stempel dem nassen Ton eingepreßt worden sind. Einige tönernerne Scherben weisen eine dünnere Wandung mit glatter oder geriefelter schwärzlicher Oberfläche auf. Auch Scherben von Henkelgefäßen, deren Henkel entweder eine breite senkrecht verlaufende Auskehlung oder kleine vertikale Vertiefungen übereinander mit halbmondförmig ausgetieften Ansatzstellen zeigen, fanden sich vor. Die Gefäße und Gefäßreste, die mit den übrigen gefundenen Gegenständen jetzt im Rathause aufbewahrt werden, gleichen im wesentlichen den mittelalterlichen Gefäßen, die im Jahre 1903 im Hedwigsturm zu Liegnitz beim Grundgraben aufgefunden worden sind.*) Tongefäße mit derartigen Merkmalen sind schon mehrfach aus dem Bauschutt frühmittelalterlicher deutscher Städte ans Tageslicht gefördert worden, so daß wir auch für unseren Fund die Zeit ungefähr festsetzen können. Es ist frühestens das 13. Jahrhundert, die Zeit der Germanisation für unsere Gegend, anzunehmen. Wahrscheinlich kommt eine spätere Zeit in Betracht. Genaueres läßt sich aus dem Funde nicht bestimmen.

*) Vgl. Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins Heft I. Sahn: „Die keramische Bedeutung des Fundes im Hedwigsturm von 1903.“

Hoffen wir, daß noch andere Funde nachfolgen, damit die früheste Geschichte Goldbergs, die noch viele Lücken aufweist, immer mehr aufgehellert werden kann.

P. Reichert.

II. Vor der Stadt.

Im Winter 1907/08 wurde auf dem Grundstücke des Herrn Ziegeleibesitzers Schnoor, 250—300 m vor dem Obertor, im Süden von Goldberg bei den Ausschachtungsarbeiten für den Ziegeleibetrieb eine eigenartige Entdeckung gemacht. An der Grenze zwischen der etwa 30—40 cm starken Humusschicht und dem darunter liegenden fetten Tonboden stieß man in letzterem auf regelmäßig in Reihen angeordnete Nester schwarzer Erde etwa von dem Umfange eines großen Waschbeckens. In vielen derselben fanden sich vereinzelt Scherben von Töpfen verschiedener Größe mit und ohne Ornament, in manchen auch stark verrostete Eisenteile — meist in Nagel- und Messerform — sowie Reste von verkohltem Holz, seltener noch Knochenreste.

Die flachen Mulden, welche in dem unberührten Tonboden nach Aushebung der schwarzen Erde entstanden, hatten einen Durchmesser von etwa 50 cm und waren — im Zuge der Reihen — 25 cm von einander entfernt, so daß die Centren der Mulden unter einander einen Abstand von etwa 75 cm hatten. Die einzelnen Reihen waren wiederum 1—1,20 m von einander entfernt. Aus den beigegebenen Bildern ergibt sich die Anordnung. Die Nester waren vor der photographischen Aufnahme bereits aufgehoben, so daß an ihrer Stelle die Mulden sichtbar sind. Der dunkle Streif, welcher das erste Bild durchquert, zeigt den Querschnitt der noch nicht abgehobenen angrenzenden Humusschicht.

Vereinzelt dazwischen liegende größere und tiefere Gruben enthielten vielfach Kieselsteine, aber keine Fundstücke der oben bezeichneten Art. Sie sind vielleicht zu einer anderen Zeit zum Einlagern von Feldfrüchten angelegt worden.

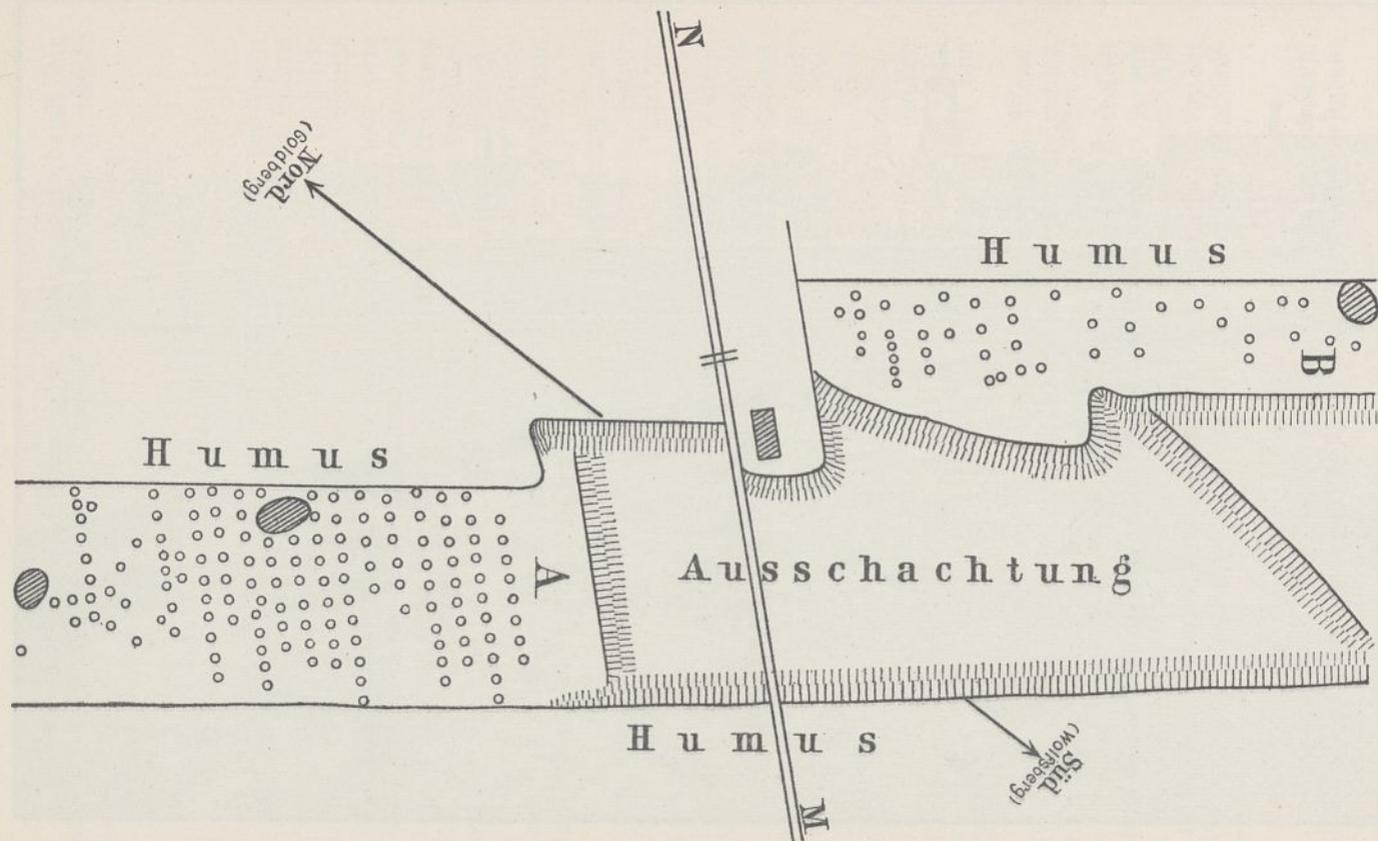
Die Gesamtanlage ergibt sich aus dem beigegebenen Plane. Eine flache, sich zu einem Graben M—N vertiefende Einsenkung zieht sich — durch die Ziegeleiaus-schachtung unterbrochen — vor der Südseite der Stadt ungefähr von Südwest nach Nordosten hin. Auf beiden Seiten dieser Einsenkung fanden sich bei A und B die Mulden-Reihen. Auf Seite A zählte ich im Januar 1908 143 Mulden. Wahrscheinlich ziehen sich auf beiden Seiten in der Richtung M und N die Muldenreihen auch unter den Nachbargrundstücken hin.

Wie ist nun der Fund zu deuten?

Bei der Beurteilung war zu berücksichtigen, daß die Scherben, Eisenteile usw. sich auf dem Boden von 35—45 cm tiefen Gruben befinden.



Skizze eines Teiles des Feldes des Ziegeleibesitzers Schnoor vor dem Obertore von Goldberg mit den nach Abhebung der Humusschicht sichtbaren Mulden.



Plan des Feldes des Biegeleibesethers Schnoor vor dem Overtore von Goldberg mit den nach Abhebung der Humusschicht bei A und B sichtbaren Mulden.

In Goldberg dachte man zunächst an ein Urnensfeld. Die Graburnen konnten in der langen Zeit der Bewirtschaftung jener Äcker zertrümmert sein.

Wir zogen den Geschichts- und Altertums-Verein zu Liegnitz zur Begutachtung heran. Herr Amtsgerichtsrat Hahn stellte bei einer Besichtigung der Örtlichkeit und der Fundstücke fest, daß die gefundenen Scherben nicht Urnenscherben, sondern Teile mittelalterlicher Gefäße sind. An eine Töpferei ist nach seiner Meinung und nach dem Urteile Sachverständiger — so des Direktors Putall von der keramischen Schule in Bunzlau und der Gebrüder Lehmann, Besitzer einer alten, großen Töpferei in Muskau — nicht zu denken. Vielleicht kommt ein Heerlager, z. B. das der Hussiten oder der Kaiserlichen unter Wallenstein, die Goldberg berannt und genommen haben, inbetracht.

Sonst bleibt die Anlage der zahlreichen Gruben schwer zu erklären. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, eine Lösung des Rätsels herbeizuführen.

Eine nach den Fundstellen geordnete Sammlung von Fundstücken wird in Goldberg verwahrt. Ein anderer Teil von ihnen ist dem Liegnitzer Museum zugeführt. An beiden Orten können sie von Interessenten in Augenschein genommen werden.

Otto Ahrens.

Der Münzenfund von Jakobsdorf.

Im September 1906 wurde von der Frau des Stellenbesizers Ernst Reich zu Jakobsdorf, Kreis Liegnitz, im Garten, nahe dem Wohnhause, etwa $\frac{1}{2}$ m tief, in der Erde ein Topf aufgefunden, welcher ungefähr 230 meist kleine Silbermünzen bezw. silberne Scheidemünzen enthielt. Diese Münzen wurden, mit Ausnahme von zwei Stück, welche die Finderin schon vorher verkauft hatte, durch freundliche Vermittelung des Fleischer-Obermeisters Teuchert dem Vorstände des Geschichts- und Altertums-Vereins vorgelegt.

Die eingehende Untersuchung des Fundes ergab:

daß die Münzen, soweit sie überhaupt Jahreszahlen aufwiesen, in der Zeit von 1526 bis 1636 geprägt waren und in der Mehrzahl aus Dreikreuzern und Kreuzern bestanden, welche aus dem dritten Jahrzehnt des siebenzehnten Jahrhunderts, also aus der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges, der Zeit der sogenannten Ripper stammten, und daß die meisten Stücke stark — einzelne bis zur Unkenntlichkeit — abgegriffen waren, also eine geraume Zeit im Umlauf gewesen sein mußten, bevor sie vergraben wurden.

Wenn hiernach dem Funde auch nur ein sehr geringer materieller Wert beizumessen war, so gewährte doch die Verschiedenheit der darin enthaltenen Stücke einen bemerkenswerten Einblick in die bezüglich des Münzrechtes und des Geldumlaufes vor und nach dem großen Kriege bestehenden Verhältnisse.

Die weitaus größte Zahl der in dem Funde enthaltenen Münzen bildeten Gepräge des römischen Kaisers Ferdinand II., welcher als König von Böhmen Oberlehnsherr von Schlesiens war. Eine verhältnismäßig geringe Anzahl rührte von schlesischen Fürsten her, darunter das einzige größere Stück, ein sogenannter Vier- undzwanziger des Herzogs Georg Rudolf von Liegnitz und Brieg aus dem Jahre 1622. Die evangelischen Stände Schlesiens waren mit drei Dreikreuzern vom Jahre 1634 vertreten, die Stadt Liegnitz mit einem und Schweidnitz mit drei Kreuzern. An Münzen, welche aus entlegeneren Gegenden stammten, enthielt der Fund solche österreichischer Erzherzöge von Tirol und von Kärnten, sowie je einen Kreuzer des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Güstrow, eines Fürsten von Anhalt, eines Grafen von Schwarzburg, des Grafen Heinrich Schlick von Passau (1628), des Bischofs von Chur (Beatus von Porta, 1565—1581) und der Stadt Augsburg. Endlich fanden sich auch noch einige durch ihr feines Silber sich auszeichnende, jedoch mit keiner Jahreszahl versehene ältere königlich polnische Münzen.

Der Topf mit den Münzen ist frühestens 1636 in der Erde verborgen. Wahrscheinlich ist er während der Kriegerunruhen gegen Ende des dreißigjährigen Krieges vergraben worden.

Der Verein hat aus dem Funde 35 Münzen, welche 29 verschiedenen Prägungen angehören, käuflich erworben.

L. Schuch.

Die Tränensäule in Waldau.

Der März 1664 brachte den Schaulustigen der damaligen Liegnitzer Bürgererschaft viel zu sehen. Am 12. des Monats war der Herzog Ludwig von Liegnitz, der mittlere der drei Brüder aus dem Pfaffenhause, mit großem Prunk in der Stiftskirche zu St. Johannis beigesetzt. Fünf Tage darauf fand der Auszug des einzigen Kindes seines Bruders und Nachfolgers, des Herzogs Georg III. von Brieg, der Prinzessin Dorothea Elisabeth aus Liegnitz statt. Sie hatte sich kurz vorher mit dem Fürsten Heinrich von Nassau-Dillenburg vermählt und zog nun nach Dillenburg in die Ferne. Der Herzog begleitete seine Tochter bis an die Stelle, wo der Weg von Waldau nach dem Südennde von Zellendorf auf die große Landstraße von Liegnitz nach Haynau trifft. Einen

Begriff von dem Prunk, der dabei entfaltet sein mag, bekommen wir durch das von uns in diesem Heft wiedergegebene Bild des Herzogs, dessen Original sich im hiesigen Rathause befindet.

Den Beteiligten war aber bei dem Auszuge das Herz schwer. Der Vater ließ sein einziges geliebtes Kind in die Ferne ziehen. Er mag sich schon leidend gefühlt haben, und die Beisetzungsfeierlichkeiten der vorhergehenden Tage mögen seine Stimmung verdüstert haben. Der Herzog, der schon nach einigen Monaten seinem Bruder in das Grab folgen sollte, mag geahnt haben, daß er sein Kind nicht wiedersehen werde.

Jedenfalls war er von dem Abschiede so tief ergriffen, daß er zur Erinnerung daran bei der betreffenden Wegstelle ein Denkmal errichten ließ, welches unser Bild wiedergibt. Originell ist daran die Verbindung einer Säule mit einem Tisch. Drei Seiten sind mit geschmackvollen Barockornamenten verziert. Die vierte trägt die Inschrift:

Hic siste, viator, | Gradum et adsta. | Volve animo | Revolve memoria | lacrumas, quibus glebam hanc | Rigavit illustrissimi parentis | filia | Dorothea Elisabetha | nata dux Lig. Breg. | Illustris. Princip. | Nassovio Henrico | feliciter elocata. | Admirare monumentum paterni affectus. | Observa locum | Sacrum domui illustri | Piastearum | Sacrum tibi transeunti. | Sacrum posteritati, | quo Georgius III dux Siles. Lign. Bregens. | S. C. Regiaeque Maj. Consiliarius intimus | Camerarius et per | Utramque Silesiam summus Praefectus | valedixit unicae | benedixit dilectissimae eamque | in comitatu Angelorum | propitiorum vialium | e patria Dilleburgum | inter mutuos amplexus | mille suspiria, vota mille | feliciter dimisit | Die Mart. Anno MDCLXIV. | Venerare testem | et solemnem aestima mensam | solemnia haec dictantem. | Vade et Vale!*)

Nach Lucae (Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten S. 1225) ließ der Herzog „auff demselben Stein die Inscription mit guldenen

*) Hier hemme den Schritt, o Wanderer, und bleibe stehen! Erwäge im Geiste und wieder im Herzen die Tränen, mit welchen diese Scholle benetzte die Tochter des durchlauchtigsten Vaters, Dorothea Elisabeth, geborene Herzogin von Liegnitz und Brieg, dem durchlauchtigsten Fürsten von Nassau, Heinrich, glücklich vermählt. Bewundere das Denkmal väterlicher Liebe, achte den Ort, der heilig ist dem erlauchten Hause der Piasten, heilig dir, dem Vorübergehenden, heilig der Nachwelt, an welchem Georg III., Herzog in Schlesien zu Liegnitz und Brieg, seiner Kaiserl. Königl. Maj. Geheimer Rat, Kämmerer und oberster Landeshauptmann durch beide Schlesien, Lebewohl sagte der Einzigen, segnete die Geliebteste und sie im Geleite gütiger Engel, Schützer der Reisenden, aus dem Vaterlande nach Dilleburg unter gegenseitigen Umarmungen, tausend Seufzern und tausend Wünschen glücklich entließ am 17. März des Jahres 1664. Verehere als Zeugen und schätze ihn hoch, den Tisch, der so Erhabenes dir meldet. Fahre wohl und lebe glücklich!“

Buchstaben einzeln, auch die Pyramide mit einem gemahlten Stacket umgeben“.

Ob das Denkmal nicht noch einen jetzt fehlenden Fuß gehabt hat und wie dieser ausgesehen hat, ist jetzt nicht mehr festzustellen, denn auch Denkmäler haben ihr Schicksal, und das dieses originalen Denkmals aus der schlesischen Piastenzeit war nicht erfreulich.

Anfangs mag die „Tränen säule“, wie man es — offenbar nach den Eingangsworten der Inschrift — nannte, beachtet und gehütet worden sein. Eine alte Homannsche Landkarte von 1736 bezeichnet sogar seine Stelle, den spitzen Winkel zwischen dem kleinen Bach, der später durch Waldau fließt, und der gedachten Landstraße, als Tränental. Schon 1794 wird aber geklagt, „daß das merkwürdige Denkmal um- und übereinandergefallen und in Schutt vor Waldau auf Tzellendorf zu liege, daß man kaum die Stücke wird finden“.

Seit 1859 steht es in Waldau an der Stelle, die es jetzt inne hat. Seitdem war es aber wieder derartig vernachlässigt und, weil es nicht umgittert war, stark beschädigt, so daß es nach Äußerung des mit der Reparatur betrauten Bildhauers in kurzer Zeit zusammengebrochen wäre, wenn nicht unser Verein es im Jahre 1905 hätte reparieren lassen. Das nähere darüber ist in unserem Vereinsbericht wiedergegeben. Es ist jetzt von einer freundlichen Anlage umgeben und ein starkes Gitter schützt es vor mutwilliger Zerstörung.

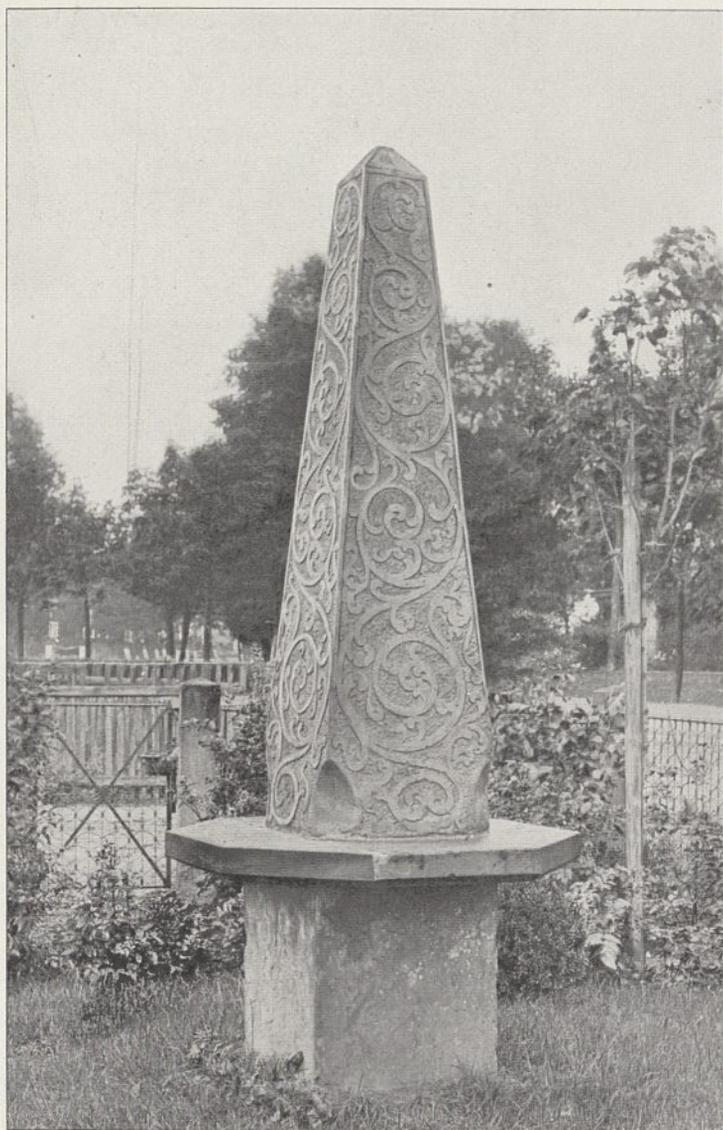
Zum Schluß noch ein Wort über die Schicksale der Prinzessin Dorothea Elisabeth.

Wenn bei den Piasten die Frauen erberechtigt gewesen wären, so wären vielleicht jetzt noch ihre Nachkommen Herren von Schlesien. Während nämlich die Piasten im Mannesstamm schon 1675 ausstarben, war die Ehe der Prinzessin mit 16 Kindern gesegnet, von welchem bei ihrem Tode (im Jahre 1691) allerdings nur 8 — immer noch eine stattliche Zahl — lebten. Ihr Mann starb 1701. Sein Mannesstamm erlosch 1739.

In den Kindern ihrer Tochter Charlotte Amalie Fürstin von Nassau-Usingen setzte sich der Mannesstamm dieser Linie bis 1816 fort und im Frauenstamm in der Familie des Landgrafen von Hessen bis auf unsere Tage. Das Haupt der letzteren Familie ist jetzt Friedrich Carl, der Schwager unseres Kaisers.

Auf unsere Anregung ist 1908 der Landkreis Liegnitz Eigentümer des Denkmals geworden, und unter dessen Obhut wird es hoffentlich noch manches Jahr die Erinnerungen an die schlesische Piastenzeit lebendig erhalten.

R. Hahn.



Die Tränen säule in Waldau.
Jetzt Eigentum des Landkreises Liegnitz.

Vereinsbericht.

Die Tätigkeit des Geschichts- und Altertums-Vereins

für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz seit dem 1. Januar 1906
bis zum 30. September 1908.

Von Amtsgerichtsrat R. Bahm.

Mit einiger Befriedigung darf der Verein auf die seit dem Erscheinen des ersten Vereinsheftes entwickelte Tätigkeit und die dadurch erzielten Erfolge zurückblicken.

Wohl hofften wir, daß die Zahl der Mitglieder noch in höherem Maße wachsen werde, als es geschehen ist. Immerhin sind nicht nur die durch Tod, Verzug und sonstiges Auscheiden von 38 Mitgliedern entstandenen Lücken wieder ausgefüllt, sondern es ist auch durch den Beitritt von 104 neuen Mitgliedern die Gesamtzahl von 245 auf 311 gestiegen.

Besonders schmerzlich war uns der Verlust unseres Ehrenmitgliedes Professor Blätterbauer und unserer treuen Mitarbeiter Oberstleutnant a. D. v. Jastrzemski und Fabrikbesitzer Wunder.

Ein Verzeichnis der neuen Mitglieder ist beigelegt.

Auf dem Gebiete der Vorgeschichte sind mehrfache Erwerbungen gemacht, darunter als Geschenke ein Palstab von Herrn Photograph Foglar hier und eine Lanzenspitze von Herrn Rittergutspächter Schliephake zu Panten.

Der Berichterstatter hat im Sommer 1906 mehrere Tage auf der Burgstelle bei Panten und ebenso 1907 in der Schanze in Riemberg und in der „Alten Stadt“ oberhalb der dicken Eichen bei Crayn gegraben.

Die erstere liegt in der Axe der Dorfstraße von Panten auf den zum Dominium gehörenden Raßbachwiesen. Sie bildet den kaum erkennbaren Rest einer mittelalterlichen Wasserburg. Bei

der Ausgrabung kamen mittelalterliche Scherben, Armrust-Bolzen, Nägel und Ziegelstücke zum Vorschein. Bei der wohlerhaltenen Schanze von Riemberg fanden sich die für die Slavenzeit typischen Scherben und Ascheschichten in Menge. Der umfangreichen „Alten Stadt“ wurden dagegen trotz verschiedener Einschnitte und eifrigen Absuchens nur wenige slavische Scherben abgewonnen. Diese Anlage dürfte — im Gegensatz zum Riemberger Ringwall — die regelmäßig unbewohnte Zufluchtschanze einer größeren slavischen Volksmenge gewesen sein.

Eine nähere Darstellung der drei vor- bzw. früh-geschichtlichen Befestigungsanlagen und der daraus gewonnenen Fundstücke wird in einem der späteren Hefte erfolgen. Dort wird auch näher angegeben werden, wie auf unser Ersuchen durch die Güte der Frau Oberstleutnant v. Wiese und Kaiserswaldau auf Riemberg der Fortbestand der dortigen Schanze durch Eintragung einer grundbuchlichen Vormerkung zu Gunsten der Provinz Schlesien für alle Zukunft gesichert ist.

Der Geschichts-Forschung und ihrer Verbreitung soll dies Heft dienen. Andere Hefte sind schon jetzt vorbereitet und dürften Ende 1910 und 1912 erscheinen.

Daneben haben die Herren Oberlehrer Dr. Troeger und Professor Zumwinkel kleinere geschichtliche Aufsätze im Liegnitzer Tageblatt veröffentlicht, ersterer über: „Die Schlacht an der Ratzbach im Lichte neuer Forschungen“, letzterer über: „Die Liegnitzer Rathhäuser. Der Brand des Liegnitzer Schlosses 1835. Die Liegnitzer Schützengilde und ihre Schießhäuser. Die Festung Liegnitz und ihre letzte Belagerung.“

Es sind ferner in unserem Vereinslokale folgende Vorträge gehalten:

1. „Der Dichter Logau“ von Herrn Oberlehrer Dr. Seiffert zu Breslau am 16. Januar 1906.
2. „Die heilige Hedwig in Geschichte und Legende“ von Herrn Oberkaplan Hoffmann, früher hier, jetzt in Breslau, am 13. Februar 1906.
3. „Die Schutzwehren der schlesischen Städte im Mittelalter“ von Herrn Oberlehrer Dr. Schoenaich zu Breslau am 17. März 1906.
4. „Die Schlacht bei Jena“ von Herrn Direktor Dr. Leonhardt am 15. Oktober 1906.
5. „Das Leben und Wirken Theodor Blätterbauers“ von Herrn Professor Dr. Pfudel hier am 16. November und 14. Dezember 1906.
6. „Das Lager von Bunzelwitz“ von Herrn Pastor Schulze zu Königszell am 23. Januar 1907.

7. „Schlesien im Jahre 1806 und 1807“ von Herrn Pastor Dr. Franke hier am 19. Februar 1907.
8. „Die kunst- und baugeschichtliche Entwicklung von Niederschlesien“ von Herrn Kgl. Bauinspektor Kothe hier am 23. Oktober 1907.
9. „Die Schlacht bei Leuthen“ von Herrn Professor Dr. Willing hier am 13. November 1907.
10. „Die Besiedelung Schlesiens“ von Herrn Geheimen Regierungsrat Schulte zu Breslau am 22. Januar 1908.
11. Die geschichtliche Bedeutung des Grödigberges“ von Herrn Lehrer Paeschke hier am 19. Februar 1908.
12. „Die Kirchenbibliothek von St. Peter und Paul zu Liegnitz“ von Herrn Pastor Dr. Bahlow hier am 9. März 1908.

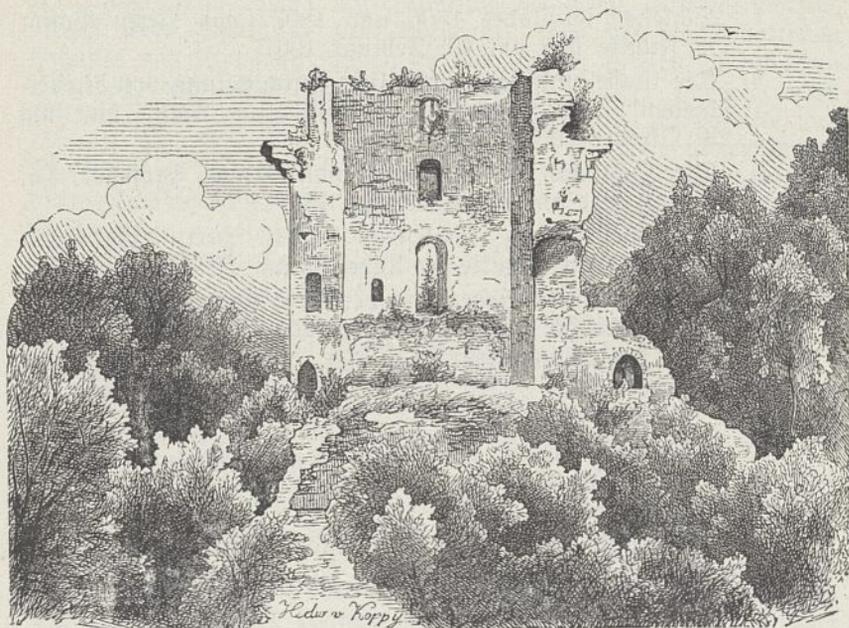
Diese Vorträge waren, wie die früher gehaltenen, regelmäßig sehr gut besucht. Im Anschluß daran wurden neue Erwerbungen vorgelegt und besprochen.

Die Vorträge unter 8 und 9 sind in der Monatschrift Schlesien (im Verlage von Siwinna zu Kattowitz) im Druck veröffentlicht.

Nachdem die vom Kaiserlichen Gesandten Herrn v. Dirksen restaurierte Grödigburg im Anschluß an die Einweihung der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche zu Liegnitz von S. M. dem Kaiser am 9. Juni 1908 besucht war, durften die Herren unseres Vereins einer Einladung des genannten Burgherrn zu einer weiteren Einweihungsfeier am 14. Juni 1908 folgen. Es sprachen dort der Burgherr und sein Baumeister Herr Bodo Ebhardt, ersterer über die Baugeschichte der Burg und letzterer über den Zweck und das Ziel der Restauration, sowie Herr Professor Zumwinkel über die Beziehungen der Burg zu Liegnitz. Der Ausflug war vom herrlichsten Wetter begünstigt und so gelungen, daß die Teilnehmer nur mit größter Freude an den selten schönen Tag und aufrichtigem Dank an den gastfreien Burgherrn zurückdenken.

Am 6. September 1908 fand unter Führung des Herrn Professor Zumwinkel dorthin ein Ausflug des Vereins mit Damen statt.

Gelegentlich des Kaiserbesuchs stellte der Verein das Modell eines Denkmals Herzog Heinrichs des Frommen, das Modell der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche und Reproduktionen von Bildern unseres bekannten Landsmannes Raffael Schuster-Woldan, — der auch das Altarbild jener Kirche geschaffen hat, — zur Schau aus. Ersteres, als erster Entwurf vortrefflich gelungenes Modell von der Hand des Bildhauers Hannig, unseres Liegnitzer Landsmannes, ist mit seiner Genehmigung jetzt im städtischen Museum aufgestellt. Es soll dort fortgesetzt an die Dankeschuld der Schlesier und be-



Der Berchreit der Gröditzburg.

sonders der Liegnitzer an den hervorragendsten der Pfälzenherzöge erinnern, bis sich auf dem Ringe — vielleicht gegenüber dem Café Monopol — oder vor dem Schlosse zu Liegnitz ein würdiges Denkmal zur Erinnerung an ihn, den „schlesischen Leonidas“, erheben wird.

Zur Mehrung des Interesses für die geschichtlich oder künstlerisch bedeutenden Bauten haben wir das nachstehend wiedergegebene Verzeichnis der Sehenswürdigkeiten von Liegnitz zusammengestellt.

1. **Städtisches Museum in der Wilhelmschule** am Marienplatz. (Meldung beim Kastellan im Erdgeschoß.) Unentgeltlich im Winter am 1. Sonntag, im Sommer (1. April bis Ende September) am 1., 3. und 5. Sonntag jeden Monats, jedoch nicht am 1., sondern am 2. Feiertage der drei Hauptfeste, von 11—1. Gegen Entgelt von 50 Pf. für 1—5 Personen und 10 Pf. für jede weitere Person täglich, Sonntags von 11—1, sonst von 9—1 und 2—4 (im Sommer von 2—6).
2. **Städtisches Museum im alten Rathause.** Unentgeltlich am 2. und 4. Sonntag jeden Monats von 11—1 Uhr,

sonst gegen Eintrittsgeld wie zu 1. (Meldung im Städtischen Bauamte des neuen Rathhauses.)

3. **Neues Rathaus:** Magistrats- und Stadtverordneten-Sitzungsjaal. (Meldung im Botenamte, 2 Treppen, Nr. 42.) Unentgeltlich am 2. Sonntag jeden Monats von 11—12. Sonst am Sonntag von 11—12 und an den Wochentagen, soweit nicht Sitzungen stattfinden, von 2—3 gegen Eintrittsgeld wie zu 1.
4. **Kirche von St. Peter und Paul** (Meldung im Kirchen-Bureau, Peter-Paul-Platz Nr. 6) und
5. **Kirche Unserer Lieben Frauen** (Meldung im Kirchen-Bureau, Frauenstraße 29c.) Beide Dienstags von 2—4 unentgeltlich. Sonst, soweit nicht Amtshandlungen stattfinden, von 9—1 und 2—5 gegen Entgelt wie zu 1.
6. **Piastengruft und St. Johannes-Kirche.** (Meldungen beim Küster, Kohlmarkt 25). Soweit nicht gottesdienstliche Handlungen stattfinden, stets zugänglich, am besten vormittags.
7. **Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche mit Altarbild von Raffael Schuster-Woldan.** (Meldung im Glöcknerbureau Steinweg 26, II.). Entgelt wie zu 1.
8. **Ritterakademie:** Hof und Königsjaal. (Meldung beim Pförtner, rechts in der Einfahrt.) Unentgeltlich am ersten Sonntag jeden Monats von 11—12. Sonst Sonntags von 11—12, an den Wochentagen von 10—12 gegen Entgelt wie zu 1.
9. **Balmenhaus.** Nur vom 1. November bis 15. März geöffnet.
10. Außerdem kommen als **geschichtliche und kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten** in Betracht: Das königliche Schloß und zahlreiche alte Patrizierhäuser.

Dies Verzeichnis wird fortgesetzt unentgeltlich in den hiesigen Zeitungen veröffentlicht, wofür wir den Herren Verlegern auch an dieser Stelle danken.

Auf unsern Antrag ist eine Straße der Stadt: Hellwig-Straße, eine andere: Zietzen-Straße, eine dritte — nach dem bekannten Liegnitzer Professor — Werdermann-Straße genannt worden.

Ein Aufsatz des folgenden Hefes stellt die Beziehungen unserer Stadt zu Hellwig, dem Helden von Eisenach, klar. Der berühmte friedericianische Zietzen wehrte in der Schlacht bei Liegnitz von 1760, gedeckt durch das Schwarzwasser, die Generale Daun und Laschy ab, während Friedrich der Große Laudon besiegte. Ein anderer Zietzen leitete das Gefecht bei Haynau.

Unseren weiteren Anträgen, andere Straßen nach Heinrich v. Wedell, dem „Zwölften“, nicht erschossenen Schill'schen Offizier, der wie v. Hellwig hier lebte und beigelegt wurde, und nach dem Feldmarschall v. Arnim, dem Sieger in der Schlacht auf den Goldberger Höhen im Jahre 1634, und einen größeren Platz nach Blücher zu benennen, wird hoffentlich bald entsprochen werden.

Dem Invalidenhanse bei Bellwizhof wandten wir historische Bilder, Pläne und französische Gewehre zu. Der Stadt Haynau schenken wir ein Bild des Gefechtes bei Haynau vom 26. Mai 1813 und einen Gefechtsplan zum Aushang an einem geeigneten Platze des Rathauses; ferner der Stadt Liegnitz ein großes Bild von Liegnitz aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Es hängt in einem Korridore des neuen Rathauses.

Auf dem Gebiete der Denkmalspflege ist unserm Ersuchen entsprechend der Triton-Brunnen auf dem Ringe in Liegnitz restauriert. Aus dem früher verstopften und verstümmelten, jetzt ergänzten Krüge der Wasser-Nymphe sprudelt wieder ein belebender Wasserstrahl.

Es war geplant, nördlich von dem Brunnen eine Abortanlage zu errichten. Wir haben mit Erfolg diese Verunzierung des Ringes bekämpft.

Nachdem durch Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden vom 15. Juli 1907 den Städten das Recht gegeben worden ist, durch Ortsstatut das historische und künstlerische Stadtbild vor Entstellungen zu schützen, hofften wir, daß man in Liegnitz nach dem Vorbilde von Görlitz energisch vorgehen würde, um gegen die schon in unserm früheren Hefte beklagte Verwahrlosung und Verunstaltung unserer wertvollen öffentlichen und privaten Bauten anzukämpfen. Trotz des lebhaften Eintretens unserer Vorstandsmitglieder für einen solchen durch Ortsstatut sanktionierten Heimatschutz ist ein Erfolg nicht erzielt. Bis jetzt ist nur — weil dringlich — ein Ortsstatut zur Abwehr des gerade in Liegnitz in Blüte stehenden Reklameunwesens — wir verweisen, um ein Beispiel zu geben, auf die Abbildung des Hauses zum Wachtelkorbe in diesem Hefte — beschlossen worden, und dies ist vom Bezirksauschuß als dem Gesetze nicht entsprechend nicht genehmigt. Herr Stadtrat Reichert, der energische Vertreter eines ausgiebigen Heimatschutzes, hat aber zugesagt, daß die Beratungen darüber und über die weiteren Teile des Ortsstatutes bald fortgesetzt werden sollen. Es wird eine wichtige Aufgabe der Vereinskmitglieder sein, dabei — unbekümmert um die Angriffe in einer hiesigen Zeitung und in mehreren öffentlichen Versammlungen — für die Erhaltung der baulichen Schönheit der Stadt Liegnitz, die nicht bloß eine moderne Gartenstadt, sondern auch eine alte, geschichtlich hoch interessante Stadt ist, energisch einzutreten.

Hoffentlich schüzen auch die anderen Städte Niederschlesiens ihr reizendes Stadtbild durch entsprechende Ortsstatuten. Wir bringen dazu die gesetzlichen Bestimmungen und das mustergiltige Görlitzer Ortsstatut in diesem Hefte besonders zum Abdruck.

Im Gegensatz zu anderen übelen Erfahrungen war es hoch erfreulich, daß Herr Fabrikbesitzer Tritschler (in Firma Gentner hier) auf unsere Anregung bereitwilligt zur dauernden Erhaltung des schönen Barockportals seines Hauses, Bäckerstraße Nr. 27, eine grundbuchliche Vormerkung für die Stadt Liegnitz eintragen ließ und sich damit einverstanden erklärte, daß das Haus unter den Schutz des Ortsstatuts gestellt werde. Hoffentlich findet das gute Beispiel bald Nachahmung.

Sehr zu beklagen ist dagegen, daß die Stadt die alte Friedrichsruhe, das Quartier Friedrichs des Großen vor der Schlacht bei Liegnitz, verloren hat, ohne daß der Neubau an das alte historische Gebäude anknüpft. Damit uns nicht später der Vorwurf gemacht werden kann, als hätten wir dieser Aufgabe gegenüber versagt, stellen wir hier folgendes fest:

Als im Jahre 1907 mit dem Abbruch des Gasthofs zur Friedrichsruhe in Liegnitz, Neue Goldbergerstraße Nr. 20, begonnen werden sollte, entstand unter Führung des Herrn Kaufmann Otto Drescher hier eine Agitation zur Erhaltung des Gebäudes, als des Hauses, in welchem Friedrich der Große in den hängen Tagen vor der Schlacht bei Liegnitz gewohnt hatte.

Der Vorstand des Geschichts- und Altertumsvereins stellte sich diesen Bestrebungen gegenüber auf den Standpunkt, daß ihm die Erhaltung des Gebäudes trotz der gegen seinen geschichtlichen Wert als Quartier des großen Königs geltend gemachten nicht unerheblichen Bedenken schon als Rest des alten Hospitals ad St. Nicolaum sehr erwünscht sei, daß sie sich aber wegen der damit verbundenen hohen Kosten schwerlich werde erreichen lassen. Das nur zwei Etagen umfassende alte Gebäude wäre als Gasthaus wie als Mietshaus unrentabel geblieben und hätte die Zinsen der als Kaufpreis aufzubringenden 80.000 M. nicht gedeckt. Wir sprachen aber den Wunsch aus, es möchte die Fassade des Ersatzbaues in dem zur Zeit Friedrichs des Großen üblichen bürgerlichen Barockstil gebaut werden. Zum Schmuck besfürworteten wir die Anbringung eines aufliegenden Adlers mit einem Spruchbande im Giebel oder zwischen zwei Etagen. Für das Spruchband wurde ein kurzer Vers in Vorschlag gebracht, etwa dahin lautend:

„Bei Liegnitz ruht des Königs kleine Macht.
Der Feind ringsum. Jetzt muß er unterliegen.
Doch Friedrich bricht hindurch in dunkler Nacht,
Und Preußens Arx fliegt auf zu neuen Siegen.“

Für den Fall einer solchen Ausgestaltung des Gebäudes sagte der Verein eine pekuniäre Unterstützung und die Anbringung einer die alte Friedrichsruhe darstellenden Bronzetafel zu. Unsere Vorschläge sind aber vom Bauherrn Gasthofsbesitzer Engel wie vom Bauunternehmer Seifert abgelehnt worden. Es ist an der Stelle des alten Gasthauses ein modernes Gast- und Mietshaus in Rauputz aufgeführt, welches ohne jede monumentale Wirkung ist. An dem Hause ist eine Tafel mit der Inschrift angebracht: Hier schlief Friedrich der Große vom 14.—15. August 1760. Sie enthält, so kurz sie ist, zwei schlimme Fehler. In dem 1908 gebauten Hause schlief Friedrich der Große nicht, und in der Nacht vom 14. zum 15. August 1760 weilte er überhaupt nicht in Liegnitz, sondern bei seinen Truppen auf dem Felde bei Panten. Wir hoffen, daß die Polizei gegen eine Reklame einschreitet, die mit der Geschichte solchen groben Anflug treibt.

Wir haben dafür gesorgt, daß die alte Friedrichsruhe in einem vortrefflichen Bilde von der Hand unserer Landsmännin Fräulein Marie Lauterbach für das städtische Museum festgehalten ist. Es bildet auch den Hintergrund eines großen Historienbildes des Professors Knoetel zu Berlin, welches schildert, wie Friedrich der Große vor dem St. Nikolaus-Hospitale seinen durch Liegnitz abmarschierenden Truppen sich anschließt.

Von den Beziehungen Friedrichs des Großen zu dem Hause und von seiner sonstigen Geschichte wird in einem der folgenden Hefte des Vereins die Rede sein. —

Hier haben wir nichts erreicht. Wir hoffen aber, daß ein späterer Eigentümer des Hauses unsere Pläne für seine äußere Ausgestaltung wieder aufnimmt.

Ein voller Erfolg wurde dagegen bei unseren Bemühungen um die Wiederherstellung der sogenannten Tränensäule in Waldau erzielt. Ihre Geschichte ist vorstehend unter den kleineren Mitteilungen wiedergegeben. Obwohl sie mitten im Dorfe Waldau stand, war nichts geschehen, sie zu erhalten. Eine große Steinplatte war niedergebrochen und der ganze Aufbau dadurch so gefährdet, daß ihn spielende Kinder leicht hätten umwerfen können. Mit freundlicher Unterstützung seitens der königl. Regierung sowie des Landkreises Liegnitz und namentlich des Herrn Rittergutsbesizers Heese auf Johnsdorf — welcher dazu 100 Mark spendete, während das Dorf Waldau bedauerlicherweise jede Beihilfe ablehnte — wurde das interessante Pfastendenkmal, das sonst zweifellos in den nächsten Jahren zusammengebrochen wäre, repariert und mit einer hübschen, durch Herrn Gärtnereibesitzer Quasthoff hergestellten Schmuckanlage und einem dauerhaften Gitter umgeben, sodaß es jetzt dem so sparsamen Dorfe Waldau zur großen Zierde gereicht.



Malzhügel bei Dohnau.

An der Stelle des Zusammenflusses der Ragbach und wütenden Reisse bei Dohnau ist durch die rühmliche Initiative des durch seine Studien zur russischen Geschichte bekannten Herrn Landesrates Schober zu Breslau ein kleines Denkmal zur Erinnerung an die Ragbachschlacht errichtet. Wir durften dabei durch Lieferung von Kanonentugeln, die auf dem Schlachtfelde gefunden worden sind, mitwirken. Endlich ist auf unser Ersuchen das verfallene Grab des bei Groß-Görschen verwundeten und in Liegnitz gestorbenen Fähnrichs Rosenstiel in den Anlagen beim Ziegenteiche zu Liegnitz wieder hergestellt worden.

In dem Programm des Vereins war weiter die Aufgabe gestellt:

Das städtische Museum zu Liegnitz derartig auszugestalten, daß es in würdiger Repräsentation der Stadt einen möglichst vollständigen Überblick über die Geschichte der Stadt und des Fürstentums Liegnitz sowie benachbarter Gebiete in allen ihren Zweigen seit den Anfängen der Kultur bis zu unseren Tagen darbietet.

Diese Aufgabe ist in den letzten Jahren zwar nicht erfüllt, es ist aber ein guter Schritt vorwärts getan. Nach langjähriger Sammel-Arbeit konnte der Berichterstatter im Jahre 1907 in den oberen Räumen des alten Rathauses unter Benutzung einiger schon vorhandener Sammlungsteile mehrere neue Abteilungen des städtischen Museums einrichten; so die in dem Museumsplane des Vorheftes vorgesehene landesgeschichtliche und stadtgeschichtliche Abteilung, die Abteilungen betreffend bürgerliches und bäuerliches Leben und eine bäuerliche Wohn- und Schlafstube. Angegliedert ist ein Zimmer mit Gemälden, Zeichnungen und Möbeln Theodor Blätterbauers.

Man könnte gegen letztere Ausdehnung einwenden, daß damit das Gebiet des Kunstvereins betreten sei. — Da aber leider der Kunstverein beim Verkauf des Nachlasses von Theodor Blätterbauer trotz unseres Ersuchens nicht als Erwerber auftrat, so mußten wir eintreten, und wir durften es um so mehr, als Professor Blätterbauer mit besonderer Vorliebe die alten malerischen Bauten in Liegnitz und Umgebung mit den Mitteln seiner Kunst festgehalten hat, so daß mehr als die Hälfte seiner Bilder für uns auch vom kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus von Interesse ist.

Mit Rücksicht auf die nahe bevorstehenden Jubiläen der Schlacht bei Liegnitz von 1760 und der Schlacht an der Ratzbach wird der Ausbau der Museums-Abteilungen, welche der Zeit Friedrichs des Großen und der Freiheitskriege gewidmet sind, besonders zu beschleunigen sein.

Der größte Teil der im alten Rathause untergebrachten Altertümer ist in den drei vorhergehenden Jahren neu erworben — zu meist von der Museum-Einkaufsdeputation aus städtischen Mitteln. Aber auch der Verein hat einige Tausend Mark aufgewandt, um namentlich die historische Abteilung und das Blätterbauerzimmer zu Stande zu bringen. Die Bilder der historischen Abteilung gehören der großen Mehrzahl nach dem Verein; ebenso die Möbel und die Hälfte der Bilder des Blätterbauerzimmers. Zum Erwerb der Sammlung Scholz hat der Verein 500 Mark beigetragen.

In der Wilhelmschule sind die vorgeschichtliche Abteilung, die alte städtische Rüstkammer und die kirchliche Sammlung verblieben.

Neu hinzugetreten ist dort eine von den Herren Professoren Zumwinkel und Merle eingerichtete naturwissenschaftliche Abtheilung.

An Stelle der früheren Gelegenheits-Sammlung ist damit eine systematische wissenschaftliche Sammlung niederschlesischer Altertümer und naturwissenschaftlicher Gegenstände getreten.

Ihre augenblickliche Aufstellung bildet nur ein Provisorium. Denn leider reichen die Räume des Rathhauses schon jetzt nicht aus, die neuen Erwerbungen unterzubringen. Es lagert wiederum mancherlei in den Schränken, was in den Vitrinen und an den Wänden keinen Platz gefunden hat, und harret der Auferstehung. Wenn unsere Museumsfreunde eine Zuwendung in der Auslage des Museums vermissen, so bitten wir, es damit zu erklären. Wir rechnen aber auf Abhilfe in naher Zeit. Die örtliche Trennung der beiden Museumsabtheilungen ist auf die Dauer unleidlich. Es wäre aber auch sehr zu beklagen, wenn die Schätze unserer Innungen länger dem großen Publikum verborgen blieben. Dazu fehlt es an einem Arbeitsraum, der zugleich zur Aufbewahrung noch nicht untergebrachter Gegenstände verwandt werden könnte. Das alte Rathhaus ist zwar wegen seiner zentralen Lage als Museum sehr geeignet; es ist aber wegen der Nähe des Theaters einer Feuergefahr sehr ausgesetzt, hat keinen Hofraum zur Aufstellung von alten Architekturstücken, womit das Museum reich versehen ist, und wird — auch wenn es ganz für Museumszwecke zur Verfügung gestellt wird — die jetzt vorhandenen und noch zu erwerbenden Schätze in einigen Jahren nicht mehr aufnehmen können, da es nur an zwei Seiten dazu geeignete Räume hat.

Die jüngst angeregte Verwendung der christkatholischen Kirche zu Museumszwecken ist auch für ein Interimistikum ganz ausgeschlossen. Sie liegt fern vom Verkehr, ist außer im Hochsommer kalt und hat triefend feuchte Wände. In der oberen Etage fällt das Licht statt von oben, von unten ein. Außerlich gleicht sie einer alten Scheune, nicht aber einem Museum.

Die Stadtvertretung wird daher nicht umhin können, zu erwägen, wie Abhilfe geschaffen werden soll, und ob nicht das vor kurzem erworbene Roehricht'sche Haus allmählich als Museum eingerichtet werden kann. Es ist das einzige Gebäude in Liegnitz, welches sich wegen seiner zentralen Lage, seiner Feuersicherheit, seiner vornehmen Architektur, seiner zahlreichen Innenräume und seines zur Aufstellung von Architekturstücken geeigneten Hofes ohne weiteres zum Museum eignet. Wird es nicht dazu zur Verfügung gestellt, so muß die Stadt in einigen Jahren ein besonderes Museum bauen, wenn sie nicht im Verhältnis zu anderen kleineren Städten wie Zittau, Bautzen, Quedlinburg usw. zurückstehen will. Da die Wilhelmschule selbst über Raummangel zu klagen hat, der vor-

läufig durch die Freigabe der dortigen Museumsräume verringert werden könnte, so wird eine Entscheidung der Frage im Laufe der nächsten Zeit nicht zu vermeiden sein.

Die Stadt zahlt dem Eigentümer des Wilhelmsbades eine jährliche Subvention von 4000 M. Bei Freigabe des Roehricht'schen Hauses für Museumszwecke würde sie einerseits 5000 M. an Mieterträgen verlieren und andererseits die bisher dazu verwandten Räume der Wilhelmschule und des alten Rathauses für andere Zwecke gewinnen, so daß sie in Wahrheit nur 2—3000 M. jährlich an entgangenen Mieterträgen opfern würde. — Sollte das Museum für die Bildung und geistige Anregung der Bevölkerung nicht einen gleich großen Wert haben, wie das Schwimmbassin für die Gesundheit? — Dabei ist gar nicht nötig, daß das ganze Roehricht'sche Haus alsbald für das Museum freigegeben wird. Es genügt, wenn die untere Etage für die Altertümer der Wilhelmschule, die bis zum 1. Oktober 1909 spätestens von dort fortgeschafft sein müssen, zur Verfügung gestellt wird. Wenn später die anderen Etagen des Hauses frei werden, können alle Teile des Museums dort vereinigt werden.

Die im harmonischen Zusammenwirken der städtischen Museums-Deputation und des Geschichts- und Altertums-Vereins gebildeten neuen Museums-Abteilungen haben sich in reichem Maße der Gunst des Publikums zu erfreuen gehabt. Es waren Sonntags fast immer gegen 200 Besucher zu zählen, so daß die Räume sich vielfach als zu eng erwiesen. Mancher brachte ein „Altertum“ zum Geschenk für das Museum gleich mit zur Stelle. Eine wertvolle geologische Sammlung, die Herr Professor Zumwinkel geschenkt hat, und eine Anzahl von ausgestopften Vögeln — Geschenke von Frau Rentner Luz — sind im alten Museum aufgestellt. In einigen Fällen ist durch eigenhändige testamentarische Bestimmungen der Anfall wertvoller Möbel usw. an die Stadt nach dem Ableben der jetzigen Eigentümer gesichert.

Der Vereinsvorstand wird — zunächst für seine Mitglieder — Führungen durch die Museen veranstalten. Später sollen solche für Schulen und Vereine arrangiert werden.

Bisher sind der Lehrerverein Liegnitz-Land, welcher unsere Bestrebungen stets freundlich unterstützt hat, und der Technische Verein unsere Gäste gewesen.

Da der städtische Museumsetat inzwischen auf jährlich 1200 Mark erhöht ist, so ist eine gedeihliche Weiterentwicklung des Museums zu erhoffen, wenn die dazu dringend nötigen weiteren Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden.

Die vielfach unerfreulichen Arbeiten bei der Neuorganisation des Museums brachten uns doch eine erfreuliche Überraschung. In dem

oberen Museumsraume der Wilhelmschule hingen nahe der Decke einige alte Bilder. Nach der Herunternahme erwiesen ihre bis dahin bei schlechter Beleuchtung nicht erkennbaren Inschriften, daß es sich um Bilder der Liegnitzer Piasten-Herzöge handelte, und die nähere Nachforschung ergab, daß die Stadt Liegnitz seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts die Bilder der sämtlichen Landesfürsten in großen Ölgemälden besitzt. Die der fünf letzten Piasten-Herzöge von Georg Rudolf bis Georg Wilhelm sind wegen der guten Arbeit, — es sind offenbar Gemälde tüchtiger Meister nach dem Leben, — wie wegen ihrer Seltenheit besonders wertvoll. Die diesem Hefte eingefügte Wiedergabe des Bildes des Herzogs Georg III. gibt einen Begriff davon. Sie sind jetzt als ein kostbarer historischer Besitz sämtlich im neuen Rathause zu dessen Ausschmückung verwandt worden.

Von der traurigen Lage der hiesigen kirchlichen Bibliotheken ist von Herrn Pastor Dr. Bahlow in diesem Hefte ausführlich berichtet. Wir treten überall seinen Wünschen bei.

Wir standen wie schon früher so auch in den letzten drei Jahren mit dem Bunde Heimatschutz und dem Reichser Kunst- und Altertums-Verein in Verbindung. Solche ist jetzt auch mit den in Hirschberg erscheinenden „Schlesischen Heimatsblättern“ und der schon erwähnten Zeitschrift „Schlesien“ angeknüpft. Wir legen deren Unterstützung unseren Lesern gern ans Herz. Ein Schriftenaustausch findet mit der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, dem Verein für die Geschichte Berlins, der Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreich-Schlesiens zu Troppau und den neuen Heidelberger Jahrbüchern statt.

Durch unseren Artikel über „das Haus Ruffer in Goldberg und Liegnitz“ angeregt, hat sich Frau Major Kunz geb. Ruffer zu Berlin auf unseren Vorschlag veranlaßt gesehen, der Stadt Liegnitz 20.000 Mark zur Anlegung eines Wäldchens auf dem westlichen Teile der Siegeshöhe zu schenken. Fräulein Anna Reizner hier hat zu dessen Erweiterung 10.000 Mark hinzugefügt. Wenn erst die bald in Angriff zu nehmenden Anlagen genügend herangewachsen sind, werden dort mit Ruhestühlen versehene Plätze durch ihre Bezeichnung an die freundlichen Geber und ihre — alten Liegnitzer — Familien dauernd erinnern. So konnten wir auch — entsprechend unseren früheren Plänen — als Abteilung des Bundes Heimatschutz in der Umgegend von Liegnitz durch Bekämpfung der Entwaldung unserer Heimat mittelst Neuaufforstung tätig werden. Möchte auch hier das gute Beispiel Nachahmung finden, so daß Liegnitz in einigen Jahrzehnten von der Zauerstraße bis Lindenbusch von waldbedeckten Höhen umkränzt wird.

In der Stadt selbst wird aber die Beschaffung geeigneter Museums- und Bibliothekräume eine der wichtigsten Aufgaben der städtischen und kirchlichen Behörden sein. Wir hoffen, schon im nächsten Vereinshefte über eine günstige Lösung dieser Fragen Bericht erstatten zu können.

Damit unser Eigentumsrecht an zahlreichen Erwerbungen und den uns gemachten Schenkungen nicht in Frage gestellt werden kann, mußten wir zur Erlangung der Rechte einer juristischen Person unsere Satzungen ändern. Dabei erschienen auch einige Ergänzungen als angezeigt. Diese Satzungsänderungen sind nachstehend wiedergegeben.

Für die in dem folgenden Verzeichnisse aufgeführten Schenkungen und sonstigen Unterstützungen sprechen wir auch an dieser Stelle unseren Dank aus.



B I B L I O T E K A
REGIONALNEJ DYREKCJI
PLANOWANIA PRZESTRZENNOŚCI
WE WROCŁAWIU
NR. 340 II 177 T. _____ DZ. _____

Mitglieder-Verzeichnis für 1906, 1907 und 1908

(bis Ende September 1908).

A. Der Vorstand:

Hahn, Amtsgerichtsrat, 1. Vorsitzender.
Zumwinkel, Professor, 2. Vorsitzender und Stadtarchivar.
Seidel, Justizrat, Schatzmeister.
Dr. Troeger, Oberlehrer, Stellvertretender Schatzmeister.
Dr. Krumphaar, Verlagsbuchhändler, Schriftführer.
Glamann, Direktor, Stellvertretender Schriftführer.
Dehlmann, Stadtbaurat, }
Pfeiffer, Kgl. Baurat, } Beisitzer des engeren Vorstandes.
Schuch, Major a. D., }
Charbonnier, Bürgermeister.
Dreßler, Kräuter-Obermeister.
Kajig, Fabrikbesitzer.
Kossmann, Superintendent in Koischwitz.
v. Koschembahr, Oberleutnant.
Lachmann, Kantor in Neudorf.
Peikert, Stadtverordneten-Vorsteher.
Rauh, Bäcker-Obermeister.
Kindfleisch, Rektor.
Roth, Rentner.
Freiherr v. Salmuth, Landrat.
Scherzer, Landesältester auf Neuhof.
Sohaczewski, Stadtrat.
v. Uflanski, Verwaltungs-Gerichtsdirektor.

B. Ehrenmitglieder:

U. Langenhan, Rentner in Friedrichroda i. Th.

C. Neue Mitglieder:

a) in Liegnitz:

- | | |
|-------------------------------------|--|
| 1. Abicht, Professor. | 11. Dreßler, Kaufmann. |
| 2. Bartsch, Rentner. | 12. Felgner, Amtsgerichtsrat. |
| 3. Berger, Fabrikbesitzer. | 13. v. Frankenberg, Leutnant. |
| 4. Brachmann, Redakteur. | 14. Freidt, Landrichter. |
| 5. Brown, Fräul., Schulvorsteherin. | 15. Fronzig, Rechtsanwalt. |
| 6. Brüggemann, Kaufmann. | 16. Frost, Direktor der Elektrizitäts-
werte. |
| 7. v. Carnapp, Oberleutnant. | 17. Glatte, Rechtsanwalt. |
| 8. Centner, Professor. | 18. Grieser, Pastor. |
| 9. Charbonnier, Bürgermeister. | 19. Hahn, Kaufmann. |
| 10. Collenberg, Frau Sanitätsrat. | |

- | | |
|---|---|
| 20. Hasse, Fräulein. | 47. Rauh, Bäcker-Obermeister. |
| 21. Heckmann, E., Regierungsrat. | 48. Rawitscher, Frau Bankier. |
| 22. Heinemann, Kaufmann. | 49. Redner, Buchhändler. |
| 23. v. Hennig, Leutnant. | 50. Reichert, Stadtrat. |
| 24. Herzog, Gerichtsassessor. | 51. Reißner, Anna, Fräulein. |
| 25. Honrichs, Helene, verw. Frau Hauptmann. | 52. Rogalli, verw. Regierungsrat. |
| 26. Soehne, Lehrer. | 53. Roemer, Dr., Oberarzt. |
| 27. Jaensch, Paul, Kaufmann. | 54. Ruffer, Johanna, Fräulein. |
| 28. Jeschke, Fräulein, Oberlehrerin. | 55. Saage, Landrichter. |
| 29. v. Kaiserberg, Oberleutnant. | 56. Saalfeld, Färbereibesitzer. |
| 30. Kerstein, Baurat. | 57. Surke, Landschafts-Kalkulator. |
| 31. Knobloch, Marta, Fräulein. | 58. v. Schaurath, Leutnant. |
| 32. Kornekky, Georg, Lehrer. | 59. Scheerer, Direktor. |
| 33. Kreuz, Ed., Holzbildhauermeister. | 60. Schneider, Rittergutsbesitzer. |
| 34. Kutsche, Dr. med., Arzt. | 61. Scholz, Ewald, Buchhändler. |
| 35. Lange, Max, Kaufmann. | 62. Scholz, Reinhard, Kassenkontroll. |
| 36. Matthäus, Arthur, Bankier. | 63. Schumm, Kurt, Landschaftsbank-Kontrollleur. |
| 37. Mende, Dr., Oberlehrer. | 64. v. Stoephasius, Fräulein. |
| 38. Mettke, Baurat. | 65. Teichert, Fabrikbesitzer. |
| 39. Meyenburg, Stadtrat. | 66. Teichgräber, Amtsrichter. |
| 40. Mylius, Baurat. | 67. Toepfer, Ellen, Fräulein. |
| 41. Delke=Lobenthal, Hauptmann a. D. | 68. Triebes, Lehrer. |
| 42. Graf Oriola, Rittmeister a. D. | 69. Tzschaschel, Oberlehrer. |
| 43. Pflanz, Pastor. | 70. v. Volkmann, Dr. jur., Regierungsrat. |
| 44. Poerschke, Rechtsanwalt. | 71. Weidemann, Stadtschulrat. |
| 45. Quiring, Staatsanwaltschaftsrat. | 72. Wiltich, Rechnungsrat. |
| 46. v. Randow, Generalleutnant 3. D. | |

b) Auswärtige:

- | | |
|--|--|
| 1. Arndt, Leopold, Fabrikbesitzer in Quedlinburg. | 18. Reier, Rechtsanwalt i. Hirschberg. |
| 2. v. Dirksen, Bevollm. Minister auf Gröditz. | 19. Frhr. v. Seherr-Thoß, Hauptmann a. D. in Warmbrunn. |
| 3. Frhr. v. Forstner a. Pilgramsdorf. | 20. Seidel, Kantor in Schönborn. |
| 4. Guhl, Pastor prim. in Goldberg. | 21. Schaffgottsch'sche Majoratsbibliothek in Warmbrunn. |
| 5. Guenzel, Pastor in Hochkirch. | 22. Schliephake, Oberamtmann in Panten. |
| 6. Hahn, Paul, Amtsgerichtsrat in Waldenburg. | 23. Schmidt, Lehrer in Panthenau. |
| 7. Hamann, Lehrer in Waldau. | 24. Schuch, Oberleutnant in Jauer. |
| 8. Hielscher, Lehrer in Ruchelberg. | 25. Schulz, Rittergutsbesitzer auf Pahlowitz. |
| 9. Jaensch, Walter, Buchhändler in Dresden. | 26. Schwabe=Priesemuth=Stiftung in Goldberg. |
| 10. Johnson, Schwentfelder Geistlicher i. Granville, Nord-Amerika. | 27. Tschersch, Lehrer in Bärtsdorf. |
| 11. Kroeplin, Pastor in Kroitsch. | 28. Walter, Waldemar, Dialekt-dichter in Nieder-Adelsdorf. |
| 12. Kunz, verw. Frau Major in Berlin. | 29. Wandelt, Bürgermeister in Parchwitz. |
| 13. Lehrer-Verein (Katzbach=Reiße=Tal.) | 30. Warmuth, Amtsrichter i. Jauer. |
| 14. Mueller, Hauptmann i. Küstrin. | 31. Weese, Kunstmaler in Berlin. |
| 15. Der Reisser Kunst- und Altertums-Verein. | 32. v. Wiese und Kaiserswaldau, verw. Frau Oberstleutnant und Rittergutsbes. auf Riemberg. |
| 16. Peters, Pastor in Lobendau. | |
| 17. Reichert, Pastor in Goldberg. | |

Verzeichnis der Eingänge für 1906, 1907 und 1908.

A. Mitgliedsbeiträge für 1906.

Es gingen ein von 1 Mitgliede 30 M., 1 10 M., 2 je 6 M., 4 je 5 M., 215 je 3 M., 1 2 M., und 74 je 1 M., zusammen 793 M.

B. Mitgliedsbeiträge für 1907.

Es gingen ein von 1 Mitgliede 30 M., 1 10 M., 2 je 6 M., 4 je 5 M., 2 je 4 M., 218 je 3 M., 1 2 M., 73 je 1 M., zusammen 809 M.

C. Mitgliedsbeiträge für 1908.

Es gingen ein von 1 Mitgliede 30 M., 2 je 10 M., 3 je 6 M., 5 je 5 M., 2 je 4 M., 213 je 3 M., 1 2 M. und 84 je 1 M., zusammen 826 M.

D. Es gingen an Geldspenden 1906 und 1907 ein:

1) Landeshauptkasse der Provinz Schlesien 400 M., 2) Stadtgemeinde Liegnitz 450 M., 3) Kreisauschuß in Liegnitz 90 M., 4) Kaufmann Raschke 100 M., 5) Rittergutsbesitzer Heese, Johnsdorf 100 M.

E. Es gingen an Geldspenden 1908 ein:

1) Kommerzienrat Selle 300 M., 2) Verlagsbuchhändler Dr. Krumbhaar 100 M., 3) Bankier Heinrich Selle 100 M., 4) Fräulein A. R. 200 M., 5) Stadt Liegnitz 300 M., 6) Gräflin Schaffgot'sche Verwaltung 25 M.

F. Als sonstige Geschenke gingen in den Jahren 1906, 1907 und 1908 (bis Ende September) ein:

— Ohne Gewähr für die Vollständigkeit. Soweit nichts anderes vermerkt ist, wohnen die Geber in Liegnitz. —

Bild der Schweinhausburg (Gouache-Studie des Kunstmalers Jos. Langer zu Breslau) von Major von Schweinichen auf Pawelwitz; altes preußisches und österreichisches Papiergeld von Kaufmann P. Jaensch und Bankvorsteher Klein; Bild des alten Badehauses von Kaufmann Hawliczek; altes Postpassagierbillett von Ingenieur Linke; vorgegeschichtliche Schale aus Kaudewitz von Kaufmann Patry; Bild des katholischen Archidiaconus Jertin zu Liegnitz und des Franziskaner-Klosters daselbst von Kuratus Hoffmann-Breslau; Privilegierte Berliner Zeitung mit Testament Friedrich Wilhelm III. von Antiquar Sandberg; „Calligraphia Silesiaca“ von 1774 von Lehrer Webers; verschiedene

Bücher und Bilder (darunter Lohenstein) von Oberleutnant v. Koschembahr; illustriertes Werk über Villa d'Este in Tivoli vom Verfasser Dr. W. Pasack-Graz (aus Liegnitz); Urnen aus Alt-Zauer von Rittergutsbesitzer Soffner aus Zauer; mittelalterliche Pfeilspitze und alte Kugel, gefunden in Panten im Baugrunde der Villa Hielscher, von Fr. Hielscher daselbst; „Nachrichten über die Familie Thielisch-Filesius“ von Gerichtsjekretär Thielisch in Ohlau; „Aufruf zur Gründung einer deutschen Flotte“ vom Mai 1848 und altes Bild eines Kriegsschiffes mit Rahmen von der hiesigen Abteilung des Flottenvereins; auf dem Kägelberg bei Kroitsch gefundene Urnen und Bronzesachen von Rittergutsbesitzer Enger durch Kantor Winkler zu Kroitsch; drei gestickte Wappen von Landwirtschaftsschüler Dyrenfurt; drei Münzen von Landwirtschaftsschülern Menzel und Robolski; Blücherbild von Menzel; Taschensonnenuhr und Medaillon mit Madonna von Amtsgerichtsrat Hahn; Bild des Fürsten Blücher, Enkels des Marschalls Vorwärts, von Rentmeister Kraus in Krieblowitz; Heft 2—9, Jahresbericht des Reisser Kunst- und Altertums-Vereins, von diesem; Photographie des Bildes des Dichters Opiz im Stadtmuseum zu Danzig vom Vorsitzenden des Schlesier-Vereins P. Fischer zu Danzig; Spezialaufnahmen der Kriegslieferungen des Dorfes Bienowitz 1813 und 1814 von Kantor Pürmann daselbst; Beiheft zum Militär-Wochenblatt mit Artikel über die strategische Lage der Verbündeten am Schlusse des Waffenstillstandes von Poischwitz von Stabsarzt Klehmet-Berlin; Neudruck der „Schlacht an der Kaspach von Samter“ vom Verleger M. Heinze; „Die Bendieni-Büste“ vom Verfasser Prof. Becker-Breslau; ein Perlengestickter Pompadour, eine österreichische Münze (als Anhänger) und ein Lehrbrief von Ungenannt; alter Lehrbrief durch Rentner Marschalk; Post- und Reisekarte durch Deutschland von Professor Schaff; alte Hausgeräte von Fr. Jaehner; alte bedruckte Taufdecke aus Friedland in Schlesien von Fr. Rentner A. Luz; 3 Proskauer Teller von Fr. Pastor Gniefer; 2 alte Damastservietten von Fr. Scholz in Charlottenbrunn; Haube aus Hohenfriedeberg von Fr. Emma Schreiber zu Freiburg in Schlesien; 3 Bilder und Pläne des Gefechts bei Haynau von der Verlagsbuchhandlung von Eisen Schmidt in Berlin; 5 Gulden-Banko-Zettel vom Schüler Albert Schulz aus Glogau; Bild des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen (Siegers bei Lindenbusch) von Amtsgerichtsrat Hahn; Bild der Schlacht bei Salitz von Fr. Rentner Menzel; Bild des Denkmals Friedrich des Großen von Fr. A. Havel; Beschreibung des Lagers bei Liegnitz vom Jahre 1835 von Herrn Postdirektor Trotte in Haynau; Bild des Generals von Arnim (Siegers bei Lindenbusch 1634), seine Lebensgeschichte und die Geschichte des Geschlechtes v. Arnim (erbeten) von Graf Arnim auf Muskau; Bild des Malers Raffael Schuster-Woldan und seines Vaters (erbeten) von ersterem; das Bild und die sämtlichen Schriften des Hofpredigers Rogge, geboren in Groß-Tinz (erbeten) von diesem; Bild des Major von Hellwig, gestorben zu Liegnitz, von Geh. Rat v. Ubisch zu Berlin; Bild der Generale Heinrich und Carl v. Wedell (erbeten) von Oberleutnant C. H. v. Wedell; mehrere Säbel aus dem Nachlaß des Oberleutnant v. Jastrzembski von Leutnant v. Jastrzembski; Pastellbild des Rotkreuzscham zu Liegnitz von der Malerin Fr. Marie Lauterbach; Bild schlesischer Sommerkinder und Körner mit den Lüchowern vom Maler Wese zu Berlin; Schlesiische Sommerbäume vom Lehrer Köhler in Groß-Jaenowitz. Außerdem wurden zahlreiche wissenschaftliche Werke und Drucksachen geschenkt; so ein Werk über General v. Neumann von der Verlagsbuchhandlung Gebr. Boehm in Rattowitz; ferner Bücher aus dem Nachlaß der Frau Geh. Finanzrätin v. Gellhorn; von der Firma Ruffer, von Regierungsrat Buth, Frau Gruszewsky,



Hrl. Gertrud v. Stoephasius, Rentner Bahr, Stadtrat Zerchel, Landesältester Scherzer, Oberkaplan Hoffmann, Hrl. Rathen, Rechnungsrat Nitschke, Landtagsabgeordneter Landgerichtsrat Wischmann, Gymnasial-Oberlehrer Schaff, Buchhändler Jaensch in Dresden, Rittergutsbesitzer Jürgens in Bellwizhof, Hrl. J. Kuhn, Hrl. Johanna Scharfenort, Pastor Kleinod, Rentner Bartsch, Frau Major Treusch v. Butlar-Brandensfels, Oberstleutnant Freiherrn v. Wil-mowski, Frau Professor Seiffert, Frau Pastor Carpenter, Hrl. Ansjorge, Hrl. Luise Becker, Vorschullehrer Bartsch, Dr. Heinrich Krumbhaar, Professor Zumwinkel, den Gymnasiasten Kurt Raschke und Gotthard Spizer. Ein Paten-brief wurde geschenkt von dem Gymnasiasten Hans Lachmann; die Bibliothek des Kgl. Gymnasiums Johanneum überwies eine Photographie des Professors Dr. Schirmacher, Herausgebers des Liegnitzer Urkundenbuches. Endlich hat Herr Landschaftsbank-Kontrollleur Schumm uns durch zahlreiche photographische Aufnahmen von historischen Gebäuden, Bildern usw. freundlichst unterstützt.

In der Generalversammlung vom 9. März 1908 sind folgende Änderungen und Ergänzungen der

Satzungen des Geschichts- und Altertums-Vereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz

(vom 22. Februar 1904) beschlossen worden:

1. Zusatz zu § 2: Austretende Mitglieder bleiben jedoch für das Rechnungsjahr, in welchem sie ihren Austritt anzeigen, beitragspflichtig.
2. § 3a: Die Vertretung des Vereins nach außen erfolgt durch den geschäftsführenden Vorstand, welcher als Vorstand im Sinne des § 26 B. G. B. anzusehen ist.

Der geschäftsführende Vorstand wird gebildet durch die beiden Vorsitzenden des Vereins. In Behinderungs-fällen tritt an die Stelle des Behinderten der Schriftführer bezw. wenn dieser oder wenn beide Vorsitzende behindert sind, der Schatzmeister.

Bei Urkunden über Werte bis zu 300 M. genügt die Unterschrift eines Vorsitzenden oder in Behinderungs-fällen, die bei beiden vorliegen, eines Vertreters.

3. In § 6 tritt an die Stelle des ersten Satzes folgende Bestimmung: Alljährlich wird mindestens eine Haupt-Versammlung abgehalten, in der Regel in der Zeit nach dem Schluß des Rechnungsjahres. Sie muß mindestens am zweiten Tage zuvor im Liegnitzer Tageblatte bekannt gemacht werden.
4. Der erste Satz des § 9 lautet: Das Rechnungsjahr läuft vom 1. Oktober bis 30. September.
5. Zusatz zu § 11: Mangels anderer Festsetzung fällt das Vereinsvermögen ein Jahr nach der Auflösung an die Stadt Liegnitz. In der Zwischenzeit ist es von einem gerichtlich zu bestellenden Pfleger zu verwalten.

Der geschäftsführende Vorstand.

Sahn,
Amtsgerichtsrat,
1. Vorsitzender.

Zumwinkel, Professor
und Archivar der Stadt Liegnitz,
2. Vorsitzender.



800 —

23/87 | 5329

